universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Die Manharter

Schnürer, Maria Josefa

Innsbruck, [1949]

urn:nbn:at:at-ubi:2-15813

M. Entleitner

Die Manharter

Hiſtoriſcher Roman
aus dem Brixental

*

Inn-Verlag Innsbruck

Printed in Austria.
Alle Rechte bei Inn-Verlag (Drießlein & Co.) Innsbruck.
Druck von Felizian Rauch Innsbruck.

Zur Einführung.

Die Manharter haben vor mehr als hundert Jahren viel von ſich reden gemacht. Sie waren einfache, biedere Landleute, deren Geſichtskreis mit den Grenzen ihrer engeren Heimat endete. Aus der ſchweren Zeit der Befreiungskriege, aus all ihren welterſchütternden Geſchehniſſen, aus der qualvollen Gewiſſensnot der einzelnen Einfältigen iſt ihr Irrtum geboren worden.

Die Heimat der Manharter iſt das Brixental mit ſeinen weiten Wieſenflächen und Saatfeldern, mit herrlichen Wäldern und ſaftigen Alpenmatten am Fuße der Hohen Salve.

Anmutige Dörfer und Weiler breiten ſich in dem Tale aus und weitausladende Gehöfte ſtehen verſtreut an grünen Hängen. Der erſte größere Ort des Tales, Hopfgarten, liegt wohlgeborgen und windgeſchützt in einer waldumkleideten Bucht des Salvenberges. Ihm gegenüber lagert ſich der ſonnige Penningberg mit ſanftabfallenden, fruchtbaren Hängen. Hinter der Talbiegung ſüdoſtwärts dehnt ſich der finſtere, von ſchrecklichen Mordgeſchichten durchwobene Hopfgartner Wald. Sein öſtliches Ende reicht in die liebliche, von ſaftgrünen Wieſen bedeckte Niederung des reichbeſiedelten Nazzelberges, auf welcher die Ortſchaft Weſtendorf liegt. Nur wenige Häuſer reihen ſich um die alte Kirche. Aber auf der weiten Wieſenfläche ringsum ſtehen einzeln oder in kleineren Gruppen freundliche Heimſtätten, oft verſteckt hinter breitkronigen Laubbäumen. Stadel und Scheune ſtechen mit ihrem altersgrauen

dunklen Holz deutlich von dem frischen Grün des Wiesenplanes ab und hölzerne Lattenzäune bilden das Gemarke zwischen den einzelnen Grundbesitzungen.

Weit hinein zieht sich das zu Beginn anmutige, dann aber wildromantische Seitental Windau, das seinen kleinen, stürmischen Bach der rauschenden Brixentaler Ache zusendet.

In diesem schönen, traumstillen Westendorf war der Manharter bedeutendstes Wirkungsfeld.

Weiter nach Osten zu, unter dem „Sonnberg" genannten Abhang der Hohen Salve liegt das große Dorf Brixen.

Über allen diesen Ortschaften, diesen grünen Wäldern und fruchtbaren Gründen thront stolz und hehr, alle wie eine Königin beherrschend, die Hohe Salve, der lieblichste Berg Tirols. Ihr formschöner Kegel ist bis hinauf mit Wald- und Wiesengrün bekleidet.

Über der Waldgrenze erhebt sich in bezaubernder Schönheit die Kuppe fast ohne Baum und Strauch, mit glattem Rasen bezogen. Auf dieser himmelnahen Höhe ruht das Heiligtum, eine Kapelle des heiligen Johannes.

Weit schweift der Blick über gesegnete Täler, gewaltige Berge und die nahen Ebenen des Bayerlandes.

Wie der weiche Boden, die sanften Hänge, die dichten, stillen Wälder sind auch die Menschen des Brixentales. Weich und gefühlvoll, schwärmerisch, freundlich und gefällig. Schon ihre Mundart klingt weich und schmiegsam.

Ihre Freude an Spiel und Gesang ist weitum bekannt.

Die Zartheit und Reizbarkeit ihres Gemütes ist durch ihre Umgebung bestimmt. Ihr strenger Sinn für Zucht und Frömmigkeit artet manchmal in eine seltsame Neigung zu schwermutvoller Einsamkeit und schwärmerischem Grübeln, ja nicht selten zu Aberglauben und Unduldsamkeit aus.

Das Leben in oft abgelegenen Dörfern und Höfen, die

harte Arbeit auf den Bergwieſen und in den Holzſchlägen, die Abgeſchloſſenheit ihres Tales wirken ernſt auf ihre ſonſt heitere Natur.

Die meiſten Brixentaler ſind arm und ihr Erdenlos iſt nichts als harte Arbeit. Doch beſitzen ſie das höchſte Gut des Menſchen: einen geſunden, ſtarken Körper und einen feſten, aufrechten Charakter.

Ihr koſtbarſtes Erbe, das ſie immer und überall hochhalten, ſind die alten Bräuche und Sitten, iſt der Glaube der Ahnen. Wie ihre Berge ſeit Jahrtauſenden unveränderlich gen Himmel ragen, ſo unwandelbar treu bleiben ſie ihren Anſichten und Gewohnheiten.

Die Sekte der Manharter wurde ſo benannt nach dem Hofe „Untermanhart" in Weſtendorf, welcher dem Sebaſtian Manzl gehörte und in dem ihre Mitglieder Zuſammenkünfte und religiöſe Übungen hielten. Sie mieden den Beſuch der Kirche, denn nach ihrer Meinung waren die Prieſter des Tales nicht befugt, ihr heiliges Amt rechtmäßig auszuüben. Die Eidesleiſtung[1]) dieſer Prieſter an Napoleon und die bald hernach erlaſſene Bannbulle[2]) des Papſtes Pius VII., kraft welcher über den Franzoſenkaiſer und alle ſeine Anhänger der Kirchenbann

[1]) Eidesformel vom 30. Mai 1809: „Ich ſchwöre auf meine Ehre, in der Verwaltung für Seine Majeſtät, den Kaiſer der Franzoſen, König von Italien, Beſchützer des Rheinbundes, mit dem nämlichen Eifer, der nämlichen Anhänglichkeit und Treue fortzufahren, mit welcher ich meine Amtsgeſchäfte für Seine Majeſtät den Kaiſer von Öſterreich vor der franzöſiſchen Beſitznahme verwaltet habe".

[2]) Wörtliche Abſchrift der Bannbulle vom 11. u. 12. Juni 1809, die ſich unter den Schriften des Manhart befand:

Pius VII., Knecht der Armen Gottes.

An alle Gläubigen, welche Gegenwärtiges leſen, Unſern Gruß und Apoſtoliſchen Segen.

Gezwungen, Uns der vom himmliſchen Vater verliehenen Gewalt zu bedienen, welcher Uns zum Herrſcher ſeiner Kirche be-

verhängt wurde, waren der unmittelbare Anlaß dieſer Wandlung in den frommen Gemütern der Brixentaler.

Kaſpar Benedikt Hagleitner, der einzige Prieſter, welcher den Eid nicht geleiſtet hatte, bezeichnete dieſen als Hochverrat, da Napoleon ja geſchlagen und der Feind bereits auf der Flucht ſei. Er erſchreckte die einfachen Leute mit der Behauptung, daß alle, die den Schwur getan hätten, alſo auch der Klerus des Brixentales, nun dem Banne verfallen ſeien und bei letzterem infolgedeſſen die Gültigkeit ſeiner Funktionen angezweifelt werden müſſe.

Hagleitner fand immer mehr Anhänger ſeiner Anſicht und bald war eine kleine Gemeinde vorhanden, die eigenwillig und unbelehrbar ihre Anſchauungen verfocht. Die hartnäckigſten Vertreter der Sekte waren Sebaſtian Manzl, der Manhart, und Thomas Mair, Lederer in Hopfgarten und Schwager Hagleitners. Beide Männer hatten, obwohl das Brixental damals zur Provinz Salzburg gehörte, im Tiroler Freiheitskampf mehrmals mutig dem Feind getrotzt und waren ſtets in Verbindung mit Andrä Hofer.

Als Gegner aller religiöſen Neuerungen mußten ſie dann beſonders unter der bayeriſchen Herrſchaft viel leiden, wurden eingekerkert und aus ihrem Heimattale verbannt.

Alle Bemühungen von Seiten der weltlichen und kirch-

ſtimmte, erklären Wir durch Gegenwärtiges, von Uns verfaßtes, unterſchriebenes und mit dem Fiſcherringe beſiegeltes Dekret:

„Napoleon I., Kaiſer der Franzoſen, alle ſeine Anhänger, Mitwirker und Ratgeber ſind in den Kirchenbann getan, welchen Wir ihnen zu verſchiedenen Zeiten und beſonders in Unſerer letzten Proteſtation vom 3. April 1809 angedroht hatten, weil er durch ſein Dekret vom 17. Mai die gewaltſame Beſitznahme der Stadt Rom anbefohlen hat....."

lichen Behörden, ſie von ihrem Irrwahne abzubringen, waren umſonſt. Um endlich aus ihren Seelenkämpfen und Zweifeln zu kommen, verlangten ſie Erlaubnis für eine Reiſe nach Rom, um vom Heiligen Vater ſelbſt die Wahrheit hören zu dürfen. Jahrelang ſtritten ſie mit großer Zähigkeit um die Erfüllung dieſes Wunſches.

Kaſpar Benedikt Hagleitner, dieſer Mann mit dem unruhevollen Geiſte, war damals Proviſor in Aſchau im Spertentale, das ſich vom ſtattlichen Kirchberg aus nach Süden öffnet.

Er zog mit den Brixentaler Schützen und ſeinem Schwager Thomas Mair, Lederer zu Hopfgarten, in den Kufſteiner Wald, wohin man ihn als Prediger forderte.

Dort brachte er kraft ſeiner glänzenden Rednergabe die einfältigen Landleute an ſeine Seite und bezeichnete den Eidſchwur als Hochverrat, nachdem Napoleon bereits geſchlagen und der Feind auf der Flucht war.

Sein größter Haß wandte ſich aber gegen den Dechanten von Brixen, Wolfgang Hechenberger, den er als den Urheber des Abfalles und aller Hinderniſſe gegen die offene Erhebung bezichtigte. Unter anderm ſagte er: „Die Tiroler Geiſtlichen haben für den Sieg des Erzherzogs Karl ein Tedeum gehalten, die ſalzburgiſchen dagegen ſchwören dem Feinde den Treueid.“

Hagleitner war für ſeine Anhänglichkeit an Öſterreich belobt und vom Oberintendanten von Roſchmann zum ſtändigen Feldkaplan der Brixentaler Schützen ernannt worden.

Es hatte nicht lange gedauert, ſo ſtanden ſtarke Feindestruppen in Tirol.

Andreas Hofer bezeichnete dies als Vertragsbruch und erließ an Tirol und Kärnten einen Aufruf zu den Waffen, der auch im Salzburgiſchen bekannt wurde und dort große Verwirrung verurſachte. Die Prieſter beriefen ſich

auf den Biſchof, welcher zur Unterwerfung aufforderte, die Bauern auf Andrä Hofer. So herrſchte eine grenzenloſe Aufregung.

Hagleitner erhielt den Befehl, die Erzdiözeſe zu verlaſſen. Er irrte in den Wäldern und Einöden umher und verwünſchte alle Verräter.

Der Manhart, Mair und noch einige ſeiner eifrigſten Anhänger hatten ſich in die entlegenſten Hütten und Schlupfwinkel zurückgezogen.

Nun war der Sandwirt Hofer nach dem ſiegreichen Treffen auf dem Berg Iſel am 13. und 14. Auguſt Oberkommandant von Tirol geworden. Seine kühnſten Mitkämpfer, Joſef Speckbacher und der Kapuziner Joachim Haſpinger, hatten ſchon einige Monate vorher den Brixentalern für ihre Mitwirkung an der Befreiung den Anſchluß an Tirol und den Mitgenuß aller Vorrechte und Freiheiten verſprochen. Das wirkte. Sogleich gingen die Brixentaler wieder auf die verlaſſenen Poſten zurück und wollten ſich durch Einſatz von Gut und Blut die Ehre erwerben, Tiroler zu werden.

Hagleitner, der Manhart und Thomas Mair zogen nach Innsbruck. Der Sandwirt empfing ſie mit großer Freude und Freundlichkeit in der Hofburg, beſtätigte das Verſprechen Speckbachers, erklärte das Brixental von der Stunde an für tiroliſch und ſtellte den Abgeordneten aus dem Brixentale die Einverleibungsurkunde — mit Vorbehalt der kaiſerlichen Genehmigung — aus. Hagleitner ſchilderte dem volkstümlichen Oberkommandanten die Zuſtände im Klerus und die Wirrnis im Volke. Der fromme Andrä Hofer war erſtaunt und entſetzt und gelobte, beſſere Geiſtliche dorthin zu ſenden. Dem Hagleitner gab er ein Anſtellungsdekret für die Vikariatsproviſur zu Hopfgarten.

Die Freude über den Anſchluß war allgemein.

In der Folge hat ſich das Glück bald günſtig, bald ungünſtig erwieſen. Napoleon wütete wegen des tiroliſch-ſalzburgiſchen Aufſtandes und bot ſtarke Kräfte auf.

Nach harten, fruchtloſen Kämpfen unterwarfen ſich die Salzburger. Hagleitner floh am 19. Oktober aus Hopfgarten. Die Prieſter erklärten auf den Kanzeln all das Elend als die Folgen des Aufſtandes und verkündeten den am 14. Oktober abgeſchloſſenen Frieden. Die Tiroler aber wollten ihre Freiheit wieder haben und erhoben ſich neuerdings. Ein Großteil der Brixentaler Schützen zog ſich ohnmächtig grollend in ihre Verſtecke zurück. Die Mutigſten bereiteten mit einigen Wildſchönauern einen Überfall auf die feindlichen Bayern an der Grattenbrücke bei Wörgl vor, wurden aber verraten und mußten die Rache der Bayern ſpüren. Der Manhart kämpfte auf dem Berg Iſel in dem unglückſeligen Treffen vom 1. November tapfer mit und begab ſich nachher unter ſteten Gefahren über die Berge nach Hauſe. Der Wiener Friede trat das ſalzburgiſche Gebiet an Napoleon ab. Dieſer gab es dem Bayernkönig zum Geſchenke. Somit wurde das Brixental bayriſch. Die Amneſtie wurde verlautbart. Die Aufſtändiſchen kamen aus ihren Schlupfwinkeln hervor und gingen wieder ihrer Arbeit nach.

Nur Sebaſtian Manzl, der Manhart, blieb in ſeinem Verſtecke. Als Kirchpropſt ſollte er den Bayern die Kirchengelder übergeben. Er wehrte ſich gegen einen ſolchen Eingriff in die Rechte der Kirche und verweigerte hartnäckig die Unterwerfung. Grobheit und Rückſichtsloſigkeit der bayeriſchen Beamten reizte die ſelbſtbewußten Bauern aufs Äußerſte. Sie haßten die Konſkription, die ihre Söhne außer Landes brachte, ſie verabſcheuten, fromm und kirchlich, wie ſie waren, alle religöſen Neuerungen. Sie wollten die Freiheit, die ſie unter der vielhundertjährigen Herrſchaft Öſterreichs genießen durften, wieder

erringen und verlangten zurück unter ſein mildes Zepter. Als der Sandwirt am 8. November den Frieden als ein Lügengewebe der Feinde bezeichnete und das Volk neuerdings zu den Waffen rief, wurden die Brixentaler wieder unruhig. Manzl zog mit einigen Bewaffneten über die Berge gegen Hall.

Hagleitner erſchien wieder im Tale und hetzte das Volk auf.

Die Bayern ſuchten beide mit Anſtrengung. Den Manhart, der in einem verſteckten Felſenloche ſaß, fanden ſie nicht. Hagleitner wurde im Spertentale aufgeſtöbert, gefeſſelt an das Landgericht Hopfgarten und von dort an die Feſtung Kufſtein geliefert. Bei der Unterſuchung erklärte der leidenſchaftliche Prieſter jenen Eid, den Geiſtliche und Beamte in Öſterreich und Salzburg vor der Abtretung des Gebietes dem Napoleon geſchworen hatten, offen neuerdings als Hochverrat.

Nach einer im geiſtlichen Korrektionshaus in Salzburg verbrachten Bußzeit, während der er ſich klaglos führte, verſchwand er im Jahre 1811 nach Öſterreich.

Er wanderte nach Wien und wurde dem Kaiſer vorgeſtellt.

Die Eidesleiſtung an Napoleon hatte dem Monarchen ſehr mißfallen. Er ſah darin eine eigenmächtige und voreilige Loslöſung von der Untertanenpflicht. Dem Hagleitner erwies er ſich gnädig und verſprach, für ihn zu ſorgen.

Vorläufig erhielt er eine Anſtellung als Kooperator in Wiener Neuſtadt.

Mit ſeinen Anhängern im Brixentale blieb er in ſtändiger Verbindung. Er ermahnte ſie zur Geduld und Andacht, ſprach ihnen Troſt und Mut zu und ſpottete über ſeine Widerſacher. Er verteidigte ſeine Anſicht folgendermaßen:

Pius VII. habe durch die Bullen vom 11. und 12. Juni 1809 nicht nur über Napoleon, ſondern über alle ſeine Gehilfen und Anhänger, über den ganzen Rheinbund mit ſeinen Fürſten und Untertanen den Bann verhängt.

Die Bannbulle lautete:

Pius VII., Knecht der Armen Gottes.

An alle Gläubigen, welche Gegenwärtiges leſen, unſern Gruß und apoſtoliſchen Segen.

Gezwungen, uns der vom himmliſchen Vater verliehenen Gewalt zu bedienen, welcher uns zum Beherrſcher ſeiner Kirche beſtimmte, erklären wir durch gegenwärtiges von uns verfaßtes, unterſchriebenes und mit dem Fiſcherringe beſiegeltes Dekret:

Napoleon I., Kaiſer der Franzoſen, alle ſeine Anhänger, Mitwirker und Ratgeber ſind in den Kirchenbann getan, welchen wir ihnen zu verſchiedenen Zeiten und beſonders in unſerer letzten Proteſtation vom 3. April 1809 angedroht hatten, weil er durch ſein Dekret vom 17. Mai die gewaltſame Beſitznahme der Stadt Rom anbefohlen hat . . . .

Aus dieſem Dekret folgerte Hagleitner, daß alle jene, welche Napoleon den Eid der Treue geſchworen hätten, ebenſo wie alle Anhänger des Bayernkönigs, exkommuniziert ſeien.

Thomas Mair trug die Mitteilung des Prieſters ſeinem Freund Manzl in ſein Verſteck zu und ſtreute ſie auch unter den andern Geſinnungsgenoſſen aus.

Jetzt war die Zeit der innern Ruhe für die gutmütige Bevölkerung endgültig vorbei.

Die Qualen des Zweifels verwüſteten und marterten ihre aufnahmebereiten Seelen. Tiefe Traurigkeit bemächtigte ſich ihrer darüber, Untertanen eines von der Kirche

ausgeſchloſſenen Fürſten zu ſein, Seelſorger zu haben, von deren Rechtmäßigkeit ſie nicht überzeugt waren und am Ende ſelbſt noch dieſem ſchrecklichen Banne zu verfallen. — — — —

Im Jahre 1814 wurde Tirol wieder öſterreichiſch.

Im Brixental aber war der Friede noch nicht eingekehrt. Die Manharter, voran ihre Anführer Sebaſtian Manzl und Thomas Mair, blieben hartnäckig bei ihrer Ablehnung der Geiſtlichkeit. Alle Bemühungen der weltlichen und kirchlichen Behörden, die Verirrten zu bekehren, waren umſonſt. Verfolgung, Kerkerhaft und Verbannung waren nicht imſtande, die Sektierer zur Vernunft zu bringen. Nur ein Weg ſchien ihnen Rettung und verhieß ihnen Löſung von allen Zweifeln: der Weg zum Papſt. Ihm allein wollten ſie glauben und gehorchen. Mit allen Mitteln und mit erſtaunlicher Zähigkeit baten und ſtritten ſie jahrelang um die Verwirklichung ihres Wunſches.

I.

„Es ſtimmt nit“, ſagte kopfſchüttelnd und voll Sorge der Kohlenbrenner Naz, als er nach dem feierlichen Oſtergottesdienſte über den Friedhof ging. An einem Grabe an der Mauer blieb er ſtehn, ſprengte das geweihte Waſſer über den ſchlichten Hügel und ſagte noch einmal: „Es ſtimmt nit, Moid.“

Auf dem eiſernen Kreuze ſtand geſchrieben:

Maria Schwaiger, geborne Prenn.
Deren Kinder Rupert, Matthias, Waltraud und Georg.
Gott gebe ihnen die ewige Ruhe!

„Ja, Moid, heunt geht's gar nit z'ſamm“, ſetzte der Alte ſein Geſpräch fort. „Sei grad froh, mei guat's Weib, daß du da drunt biſt. Haſt a Ruah und an Fried'n. Gell, Moid, dös woaßt ſcho, daß der Klaus, inſa Jüngſta, auf 'n Berg Iſel blieb'n iſt, — ſeind ja ſchon ſechs Jahrlan her. Iſt a braver Bua g'weſ'n, der Klaus. Und i, i bin hiatzt ganz alloa. Der Herrgott weard mi woll a bald nemman; 's g'freut mi eh nimma auf der Wöit. Oh, Moid, heunt ſeind der Manhaſcht und ſeine Nachbeta gar nit Kirch'n g'weſ'n. Mi hat's ordentli druckt. So an Unfried in Dorf iſt woll a Graus. D' ganze Gmoa iſt ſpeiſ'n ganga — und die Beſten von ins ſeind nit in der Kirch. — O, mei liaba Herrgott, mach's du wieder gleich. A ſoſ'n iſt koa Feinſein nit. Muaßt a bettl'n, Moid, aft daß wieda alle z'ſamm den gleich'n Glaub'n

hab'n. Hiatzt b'hiat di, Moid, tua mier d' Kinda ſchean grüaß'n und vergiß mi nit."

Noch einmal gab der Naz dem Grabe von dem geweihten Waſſer und ging dann bedächtigen Schrittes durch das Friedhofsgitter dem Dorfplatze zu.

Wie alt war er wohl, der Kohlenbrenner Naz? — Im Pfarrbuch ſtand geſchrieben: Ignaz Schwaiger, ehelicher Sohn des Joſef und der Maria, geborenen Kurz, geboren und getauft am 2. Juni 1720.

Demnach war er heute, wo man 1815 ſchrieb, 95 Jahre alt. Eisgrau war das Mandl; die wie Leder gegerbte Haut lag voll Runzeln und Falten über dem mageren Körper. Aber aufrecht und ſtramm ging der Naz ſeines Weges und das Feuer ſeiner Augen funkelte wie in jungen Tagen. Nur ſelten befiel ihn ein Zittern und er mußte ein wenig verſchnaufen.

Und heute! Traurig war er am Grabe ſeines Weibes, das nun ſchon über vierzig Jahre in der Erde ruhte, geſtanden; traurig ſchritt er über den Platz, wechſelte mit dieſem und jenem ein paar Worte und ſah gedankenvoll einem ſchmucken Diandl nach, das mit niedergeſchlagenen Augen dem Dorfausgange zueilte.

„Ja, Uſchei, — i woaß woll, z'weg'n was du heunt a ſo daſi biſt", dachte er. „Dei Bua, der Liendlinga, iſt ja a nit z' Kirch'n g'weſ'n. O mei arm's Diandei, was weaſcht dei Voda ſag'n."

Dann grüßte der Alte voll Ehrfurcht den Vikar Wißbauer, der ſich zu den Herumſtehenden geſellte. Auch er war niedergeſchlagen. Hatte er doch die Bank des Ortsvorſtehers Sebaſtian Manzl, Manhart genannt, während des feſtlichen Gottesdienſtes leer geſehen.

Und was hatte ihm geſtern dieſer irregeleitete Manhart ins Geſicht geſagt, als er ihn liebevoll an ſeine Pflicht erinnerte?

„Hearr, mei Sach hab i bei dem Prieſter in Ordnung bracht, der die Gewalt hat.“

Ja, weh tat Solches dem guten Vikar! Daß gerade ſeine Beſten ſo verſtockt und irregeführt waren!

„Grüaß Gott“, ſagte der Seelſorger und bot dem Naz die Hand. „Iſt kein freud- und friedvoller Oſtertag heut, gelt, Alter, — und da drinnen tut allerhand weh.“ Und er zeigte mit einer müden Gebärde auf ſeine Bruſt. „Verſtehſt mich ſchon, Naz, — ich kenn deine Gedanken, ſie ſind die meinen auch.“

„O mei, Hearr, ’s iſt wirkli a Öllend — ’s kannt ſiſt leicht zſchian ſein“, ſeufzte der Alte. „Bin ſcho ſo alt — und allweil iſt a Fried und a Gleichſein g’weſ’n in der Gmoa — aber hiatzt iſt’s woll ganz aus.“

„Naz“, bat der Vikar, „wir müſſen Geduld haben und gut ſein mit den Verirrten, dann wird’s der Herrgott wohl wieder einrenken.“

„Woaßt, Hearr, wo ſie ſeind: d’ Manhaſchtiſch’n?“, fragte Naz.

„Kann mir’s ja denken“, antwortete der Vikar.

„Ja, der Jakober hat’s mier grad vazöhlt — drunt bein Untermanhaſcht ſitz’n ſ’ in der Stub’n und toan grad bet’n und heilige Büacha leſ’n. Und er, der Waſt, iſt der Kapo. Und der zornige Loda von Hopfgaſcht, der Thomas Mair, — woaßt, der Lederer — iſt natürli a dabei und hetzt und wüahlt. Und d’ Manhaſchtin, dö guate Haut, iſt ganz a Fromme. Der Liendlinga, woaßt ſcho, ’s Manzls Bruadaſohn, huckt a no drin, grad a ſo der Neuſchmied mit ſein Weib und ſeine Töchter. Nocha ſeind no dort die Botenmoid und die Bodenſchmiedin von Hopfgaſcht, dö ſchreiade Hex. Dera iſt ja nur drum z’tian, an Unfried’n z’mach’n.“

„Naz, tua nit bös red’n, wir müſſ’n alles dem da oben überlaſſen. B’hiat di Gott, Naz.“

„Hearr, hiatzt wear i vorn heilig Bluatstag (Fronleichnam) woll nimma außa kemman aus meina Hütt'n", ſagte der Naz und legte ſeine Hand in die dargebotene des Vikars:

„Lebt wohl, Hearr."

Der alte Mann ging ins nahe Meßnerhäusl, das zur einen Hälfte als Gaſtwirtſchaft, zur andern als Schule eingerichtet war. Dort ſetzte er ſich zu einigen „Dorfern", beſtellte ein „Stampei" und ſchmauchte bald behaglich aus ſeiner Pfeife.

Bald war die Unterhaltung im Gange. Zuerſt ſprach man von den Wetteraussſichten und den politiſchen Geſchehniſſen. Dann wurden die Viehpreiſe einer eingehenden, ſcharfen Kritik unterzogen. Heiterkeit kam nicht auf, denn auf allen Gemütern lag ſchwer und ſchmerzlich das Wiſſen um die Spaltung im Heiligſten, was der Tiroler hat: im Glauben.

Und als der Samer Mart anhub: „Gfreut mi heunt dös Oſtern gar nit" und ſein weißbärtiges Geſicht ſchwer auf die Bruſt ſinken ließ, da ſtießen alle ein wehes Seufzen aus und ſahen einander angſtvoll und traurig an.

„'s iſt a Schmach", ſagte der Hundbichler Örg, der in der Windau hauſte.

„Und i muaß ſag'n, der Manhaſcht, grad ſovl derbarmen tuat er mier, der guate Menſch, daß er koan Fried'n nit find' und decht allweil no moant, er iſt im Recht. Ja, der Hagleitner, der Geiſtli Hearr, hat da eppas Schians ang'richt'."

„Und der moant erſt recht, was er Guat's tan hat — und die Manhaſchta halt'n ihn faſt wie an Heilig'n", miſchte ſich der Kohlenbrenner Naz ein.

„Es iſt ganz grauſam, wenn mier zuaſchaug'n müaſſ'n, wia inſare Beſt'n vor lauta übertriebener G'wiſſenhaftigkeit inwendi ganz z'grund giahn."

„Woaßt, a bois a Eigenſinn und a Trumm Starrköpfigkeit ſeind ſcho a dabei", brummte der Hundbichler.

„Ja, kennſt woll 'n Manhaſcht, den ſei Schädel hebt feſt, was amol drin iſt. Und erſt der Lederer! Deaſ'n iſt ganz a Vaſtockta, woaßt woll", gab der Samer-Mart dagegen.

„'s Traurige iſt, daß allweil mehr zu die Manhaſchtiſch'n übergiahn, b'ſundas Weibaleut. Und inſa guata Vikar, der kann nix mach'n. G'walt wüi er nit anwend'n — und mit 'n Guatſein alloa hat er bis hiatzt'n nix derricht."

„I moan allweil, es weaſcht bald inſa Dechant dreinfahr'n. Und deaſ'n iſt a Scharfer", ſagte der ernſte Hundbichler.

„A ſoſ'n geaht's nit weida; entweda hab'n mier recht — oda d' Manhaſchtiſch'n."

„Ja, weaſcht öppa nit zweifl'n, Hundbichler", fragte ganz beſorgt der Naz. „Mit 'n Zweif'l fangt's an, aft nacha iſt's nimma weit zum Irrglaub'n."

„Geh weida", lachte der Örg, „i bleib ſcho bei mein alt'n Glaub'n."

„Daſſ'n ſag'n die Manhaſchtiſch'n eb'n a, daß ſie den alten Glaub'n hab'n und mier den nuich'n", entgegnete der Naz.

„Mei liaba Herrgott, hiatzt laſſ'n mier den Diſput — man kunnt ja ganz verruckt wearn mit der Sinniererei. Und mier Brixentala ſeind do ſiſt allweil luſtige Leutl'n g'weſ'n", lachte der Samer-Mart und erhob ſich. „B'hiat enk Gott, i geah hoam. Mei Alte hat heunt g'wiß eppas Guat's kocht."

Auch der Naz und der Hundbichler ſtanden auf und entfernten ſich gegen die Windau.

„Er hat recht, der Maſcht (Martin)", ſagte Örg, „aba, es druckt oan halt amol ſovl, dö Sach."

„Daſſ'n ſtimmt", bekräftigte der Kohlenbrenner.

Nun gingen beide den Feldweg nach Holzham, einem lieblichen Weiler weſtwärts von Weſtendorf.

Die Wieſen begannen ſchüchtern den erſten Frühlingsſchmuck zu zeigen. Zarte Gänſeblümchen und härtige Oſterglocken ſtanden neben Krokus und Blauveilchen im ſaftigen Grasboden. An den Erlenſträuchern, die da und dort die Holzzäune unterbrachen, zitterten, vom linden Frühlingswind hin und her bewegt, die gelben Blütenkätzchen. Unter dem wuchernden Aſtgewirr lugten fröhlich-blaue Anemonen wie neugierige Kinderaugen ins Weite, und zierliche Windröschen bebten keuſch und bang auf ihren zarten Stengeln. Wildroſenknoſpen lachten verſchämt aus dornigem Gebüſch und aus dem dichten Haſelgeſträuch erſcholl froher Finkenſchlag und einer Amſel ſchmelzendes Liebeslied.

Schweigend gingen die beiden und muſterten ſachverſtändig die friſch gebrochenen, kräftig nach ſaftreicher Erde duftenden Äcker.

Als ſie beim Niederbichl in Holzham, der Heimat Uſchei's, vorbeigingen, ſagte Naz: „D' Uſchei, dös liabe, arme Diandei, trifft's a recht haſcht. Woaßt woll, z'weg'n Liendlinga. Iſt ja a Manhaſchta."

„Hm, hm; iſt's alſo wahr, daß Uſchei 'n Waſtei ſei Liebſte iſt?" forſchte Örg, der Hundbichler.

„Ja freili", entgegnete Naz. „Und mier derbarmt dös Diandei ſovl. Denn der Voda laßt dö Heirat nia nit zua, ſolang der Waſtei manhaſchtiſch iſt."

„A, es weaſcht ſi ſcho richt'n, dö Sach; verliabte Leut wiſſ'n ſi ſcho z'helf'n", lachte der zutrauliche Örg.

Noch eine kurze Strecke Weges gingen die zwei mitſammen. Dann verabſchiedete ſich der Naz vor einem ſchmucken Häuschen am Waldrand von ſeinem jungen Weggenoſſen: „B'hüat di Gott, Örg — du gehſt hiatzt

woll ſtramm hoamzua. I muaß da a bois Raſt machen bei meiner Bas, der Thres. Du haſt junge Hax'n, die meinig'n hab'n 's nimma a ſoſ'n gneadi."

„Aft nacha, b'hüat di Gott a, Naz", ſagte der Hundbichler, drückte dem Alten kräftig die Hand und wandte ſich dem Windautale zu.

Der Naz verſchnaufte ein wenig und atmete wohlig die würzige, harzduftende Waldluft ein, die ein leichter Wind oſtwärts trug.

Die Baſl Thres, genannt die Waldhäuslin, hatte die Männerſtimme ſchon gehört und öffnete gerade die mit herzförmigen Ausſchnitten verſehene Haustüre, welche hinter dem „Hennengattal" den blank geſcheuerten Hausflur abſchloß.

Ein kräftiger Geruch von gebratenem Schweinernen und „ruabenem" Kraut ſtieg dem Naz angenehm in die Naſe. Begehrlich atmete er den appetitmachenden Duft ein und reichte der freundlich grüßenden Waldhäuslin die Hand.

„Grüaß Gott, Bas, hiatzt war i da. Woaßt, ſo a ſinnierad's G'red wie mier heunt g'habt hab'n, tuat mier nia nit guat. Woaßt woll, z'weg'n was 's ganze Dorf a ſoſ'n derklaubt iſt. Bin woll froh, wenn i wieda in meine Kohlenbrennahütt'n kimm, doſcht geit's koane Meinungsverſchiedenheiten."

„Hiatzt geh grad amol eiha in d' Stub'n", drängte die Thres, die immer heiter, immer aufgeräumt war und die Welt niemals durch ein trübes Glas angeſehen hatte. Und dieſe Weiſe war ihr gut bekommen. Kein Fältchen, kein graues Haar hatte ihr bis heute Sorgen gemacht, wenn ſie auch immerhin ſchon gut über ſiebzig Jahre auf dieſer Welt in guten und ſchlechten Tagen ihr Los getragen. Je älter ſie geworden war, deſto zufriedener und abgeklärter wurde ihr ganzes Weſen. Sie hatte die rich-

tige Lebensweisheit gelernt und geübt: Anderen Freude zu machen, mit allen Mitmenſchen im Frieden zu leben, den Strauchelnden zu helfen und den Gefallenen zu verzeihen.

Und wie ihr fröhliches Antlitz ſtets Aufrichtigkeit und innere Ordnung verriet, ſo lag auch über ihrem Heim ein herzerfreuender Reiz des Friedens und der Behaglichkeit.

In der geräumigen, getäfelten Stube blinkte alles von Sauberkeit und Nettigkeit. Die Sonne warf gerade ihre Strahlen in den heimeligen Raum und zauberte helle Streifen auf die zirbene Wandverkleidung. In der Ecke unter dem Herrgottswinkel, der mit den friſchen Palmbuſchen vom Palmſonntag geſchmückt war, ſtand der gedeckte Tiſch.

Gemächlich ließ ſich Naz auf die der Wand entlang laufende Holzbank nieder und ſagte zur Thres, die ſich ihm gegenüber auf einen der einfach geſchnitzten Stühle ſetzte: „Aſt nacha, g'ſegnete Oſtern, Thres — und gelt's Gott für dei Guatſein und dei Fürſorg."

„War nit übel — nur nit red'n davon", wehrte die Waldhäuslin den Dank des Alten beſcheiden ab. „Iſt bei ins allweil ſo der Brauch g'weſ'n — woaßt woll; a wie mei ſeliga Alta no g'lebt hat. Gott geb' ihm die ewige Ruah! Bin manchmal recht froh, daß er guat aufg'hob'n und von ſein Leid'n und Wehdam davon kemma iſt. Und wer woaß, ob er ſie hiatzt nit arg dergramen tat z'weg'n der beaſ'n Sach in Dorf. Woaßt woll: er iſt allweil a ſo a Grüabler und Schwarzſecha g'weſ'n, mei guata Jagg."

Die Dirn, mit der allein die Waldhäuslin in ihrem idylliſchen Hoamatl hauſte, trug nun das Eſſen auf. Und die zwei alten Menſchen ließen es ſich munden und genoſſen in Ruh und Frieden ihr Beiſammenſein.

Als ſie ſich an dem feſttäglichen Nachtiſch, den „Krapfen“, zu welchen der ſüß-herbe Moosbeerwein getrunken wurde, gütlich taten, ſagte die Waldhäuslin: „Daß d' mier nit ſinnnierad und grüableriſch wearſt, Naz, in deiner Danſchichtigkeit drinn. Woaßt, bei ſo alte Leut ſetzt ſi nocha gearn was z'ſamm, was d' nimma außa bringſt aus 'n Kopf. Biſt ſovl allva, iſt mier oft nit recht dös.“

„O, nur koa Angſt, Thres; i bin allweil z'fried'n bei meine Goaſ'n, mein Hundei und mein Gimpl. Und hie und da amol kimmp ja der Danſiedlpater von Schwoagaberg inna. Deaſ'n friſcht mi allweil auf, aft wann i ins Traumen kimm. Und mit meine Viechaln red i nix Traurigs, kannſt mier's glaub'n, Thres.“

„Ja — red'n, red'n nit, daſſ'n woaß i woll, aba denk'n, Naz.“

„Na, na, Bas — i verkimm nit ſo g'ſchwind, iſt a g'ſunde Luft bei mier inna“, tröſtete der Alte.

„Hundaſcht Jahr muaßt wear'n, daſſ'n muaß i zur Freud hab'n“, ſagte die Thres.

„Muaßt? — Biſt 'leicht der Herrgott, Bas?“ lachte der Naz. So plauderten die beiden Alten noch eine Weile und neckten ſich in kindiſcher Freude.

„D' Sunn geht ſcho bald hinters Haus“, ſagte nun der Kohlenbrenner und ſtand auf. „Muaß weida ſchau'n. Woaßt woll, bis i in meiner Hütt'n bin, rinnt no wolltan a bois Waſſer in Bach außa. Gelt's Gott no amol, Thres. Und wann i leb, an heilig'n Bluatstag auf Wiederſech'n.“

„B'hiat di Naz, und an guat'n Wög. Tua mi heunt ſcho auf's naxtemol freu'n.“

Der Alte nahm nun ſeinen alten, oft erprobten Stock und den runden, abgegriffenen Hut, drückte der Waldhäuslin kräftig die Hand und machte ſich auf den Heimweg.

Hin und wieder mußte er auf dem oft recht ſteilen und ſteinigen Weg ein wenig ſtehen bleiben und verſchnaufen. Ab und zu machte er Raſt in den Gehöften, die an der kleinen Straße lagen. Die Hausväter und die Ehegattinnen waren meiſt nicht daheim und in die Veſper gegangen. Aber überall war eine freundliche Dirn oder eine entgegenkommende Tochter im Hauſe, die dem Alten ein Stampei Branntwein, eine Schale Milch oder eine dicke Scheibe Speck oder Butter zur Kräftigung anbot.

Ja, der Naz gehörte zur Windau, wie der toſende Bach, wie der rauſchende Wald, wie alle die alten lieben Häuſer und die ernſten treuen Menſchen.

Niemand lebte in dem Tale, der eine Zeit ohne den Naz gekannt hatte, und jeder empfand ſein Daſein als etwas Selbſtverſtändliches und Altgewohntes.

Stunden währte der Weg. Immer höher ſtieg er hinan, bald über weichen Waldboden, bald über felſigen Grund.

Unten brauſte und ſchollerte der wilde Bach und führte in raſchem Lauf den zu Waſſer zerronnenen Winter der Berge ins Tal, — luſtig polternd über bemooſtes Geſtein, weißglitzernden Giſcht auf die zerzauſten, ſturmgewohnten Sträucher an den Ufern ſpritzend.

Darüber blaute ein klarer Frühlingshimmel und zitterte der Schrei der „Habergoas“ (Habicht) oder eines Geiers in der Höhe. Lange ging der Naz, bis er in der Talenge beim „Jagerhäusl“ wieder einkehrte.

Als er nach wohlverdienter Raſt aus dem Wirtshauſe trat, ſagte er: „Weaſcht ſcho bald finſta — no a Stundei hab i ſchon z'tian, wann i mi a recht arg z'ſamm nimm.“

Von hier ab wurde der Weg einſam, faſt unheimlich. Eng ſchoben ſich die Berge zuſammen, und das Toſen des Wildbaches wurde von den ſteil abfallenden Hängen dumpf zurückgeworfen.

Unverzagt ſchritt der Alte vorwärts. Das Sträßlein war zum ſchmalen Saumpfad zuſammengeſchrumpft, und kein Gehöft lud mehr zum angenehmen Verweilen ein. Da und dort ſtand eine „Aſt'n“ in freier Waldlichtung, zu dieſer Zeit verlaſſen und unbenutzt.

Auf einmal drang der Geſang einer Frauenſtimme an des Alten Ohr.

„Ha, ha, die Brennhütt-Traud“, lachte der Naz. „Wia's dös Menſch grad allweil z'weg'n bringt, ſo luſtig z' ſein“, fragte er ſich.

Halb verſteckt unter den frühlingsſüchtigen Waldbäumen ſtand eine kleine Hütte. Rauch ſtieg aus dem zerbröckelnden Schornſtein und das moosüberzogene uralte Schindeldach trug nur mehr wenige Schwerſteine. Allerlei munteres Hausgetier tummelte ſich vor dem Eingange. Katzen, Hunde, Ziegen und Schweine freuten ſich in erſtaunlicher Eintracht ihres freien Lebens. Nur das Hühnervolk war ſchon ſchlafen gegangen.

„Muaß ihr do Grüaß Gott geb'n, der Traud“, dachte der Kohlenbrenner und trat über die ausgetretene Schwelle.

Da kam ein altes, hinkendes, verrunzeltes und verhuzeltes Weiblein aus der Stube, um die dünnen Lippen ein frohes Lachen, in den Augen ein ſchalkhaftes Blinzeln und Necken.

Das war die Brennhütt-Traud, des Kohlenbrenners nächſte Nachbarin. Sie brannte ihren näheren und ferneren Landsleuten zu Schnaps, was immer ſie brachten und wollten: Kirſchen, Vogelbeeren, Enzianwurzeln, Moosbeeren, Nüſſe und Kranewitten.

Die Brixentaler tranken dazumal weder Wein noch Bier. Aber ein Stampei „Echten“, das mußten ſie bei ihrer ſchweren Arbeit haben.

Die Traud gehörte ebenſo zur Windau wie der Naz.

Immer luſtig, immer zufrieden war ſie; auf ihrem alten Antlitz lag der Widerſchein jenes Glückes, das nur die wahre Kindſchaft Gottes verleiht.

„Ah, — Naz, grüaß di Gott. Muaß dir's neid'n, daß d' no außikimmſt ins Dorf, in d' Kirch'n. I mit meine krump'n Hax'n derpack's lang nimma. Aba der Herrgott woaß 's eh, und bei mir hat's koa G'fahr, daß i manhaſchtiſch wear", lachte ſie.

„Iſt nix z'lach'n", wehrte der Naz. „Traurig ſchaut's aus im Dorf. Bin wirkli froh, daß mier da herinna inſan Fried'n hab'n und nix hearn und ſech'n von der ganz'n G'ſchicht."

„O — mei", kicherte die Alte, „i laß alle Fünfe grad ſein und ſcher mi nit. Tua, wia i 's g'wohnt bin und laß mier von neamd nix dreinred'n. A ſoſ'n bin i allweil guat g'fahr'n und i tat's völlig g'wiß glaub'n, daß der Herrgott mit mier z'fried'n iſt."

„Daſſ'n weaſcht er", ſagte der Alte und ließ ſich auf einen Schnaufer in der alten wohlbekannten Stube nieder.

„An ganz an guat'n kriegſt heunt", ſagte die Traud und holte aus dem in die Holzwand eingebauten Geſchirrkäſtchen ein buntes Glas, das ſie mit ſtark duftendem Kranewitter füllte und dem Gaſte reichte.

„Gelt's Gott, Traud, tuat guat warmen, dös Trankl."

„Tat's moanan, iſt der gleich', wie i 'n Koaſa kredenzt hab, woaßt ſcho, z' Wörgl auß'n. Dös hoaßt, i eigentli nit, i war ſcho z'alt und z'ſchiach g'weſ'n zu ſo oana Ehr. Mei liebs, ſaubas Lieſei, dös Diandei von meina abg'ſchied'nen Tochta, Gott hab's ſelig, — hat's 'n hoh'n Hearrn anbot'n; und g'ſchmeckt hat's ihm, ganz ſchröckla guat. Siſt hatt er nit a ſoſ'n g'ſchnalzt mit der allerhöchſten Zung. Moanſt nit a, Naz?"

Die gute Alte ſchwelgte noch weiter in der Erinnerung an dieſes Ereignis.

„Iſt Zeit, daß i weida geh“, ſagte der Kohlenbrenner und erhob ſich.

„Ja, ’s weaſcht bald Nacht, Naz“, grüßte das Weiblein, den Alten zur Tür hinaus begleitend. „Kimm guat hoam!“

Mit friſchem Mute machte ſich Naz auf den kurzen Weg, den er noch vor ſich hatte.

Blaugraue Dämmerſchleier lagerten ſchon ſchwer über den Wipfeln des Waldes und von fernher erklang der Schrei eines Hähers.

„Iſt allemol a netta Hoangaſcht bei da Traud. Iſt a guate Haut und mahnt mi ſovl an mei Alte, mit der ſie g’freundet g’weſ’n iſt“, murmelte der Kohlenbrenner, vorſichtig mit dem Stocke den Weg abtaſtend, vor ſich hin.

Zwiſchen den Bäumen, die ſchon ganz ſchwarz im Waldesdunkel ſtanden, erſpähte Naz die Rauchſäulen, die ſeinen Meilern entſtiegen. Nun hatte er nicht mehr lang zu gehen zu ſeiner Hütte.

Und es war auch gut. Denn die Nacht brach nun mit überraſchender Schnelligkeit herein. Ein ſcharfer Wind blies von den Bergen und trug kalte Luft ins enge, wilde Tal.

Der Naz zog ſeinen Lodenrock enger zuſammen. Ihn fröſtelte. Da ſchlug ſein „Hundei“ an. Und es dauerte nicht lange — und der vierfüßige Freund des Alten ſprang in heller Wiederſehensfreude ungeſtüm an ihm empor.

Gemeinſam näherten ſich die zwei der Hütte. Der Alte ruhigen, müden Ganges, der Hund mit luſtigen Sprüngen.

„Gott ſei Dank, hiatzt war i da“, ſagte froh der Naz und ſchloß die Tür auf.

„Iſt halt do a bois a arge Leiſtung für mi g’weſ’n, gell Hundei?“

Die Hütte beſtand aus drei Räumen: einer vom Alter gedunkelten Stube, einer ſchmalen Schlafkammer und einer kleinen, ruß- und rauchgeſchwärzten Küche mit offener Feuerſtelle.

An die Hütte war ein kleiner Stall angebaut, in welchem Ziegen und Hühner ein fröhliches Daſein führten.

Naz war in die Stube getreten und hatte ſich ſchwer und matt niedergelaſſen. Das Hundei blickte mit klugen Augen ſeinen Herrn an und legte ſich zu deſſen Füßen.

„Hiatzt woin (wollen) mier ins um eppas ſchau'n", ſagte Naz, ging nach kurzer Raſt in den Stall und brachte bald für ſich und ſeinen treuen Hausgenoſſen eine Schüſſel voll warmer Geißmilch.

„Daſſ'n weaſcht ins hiatzt ſcho guat ſchmeck'n", ſagte er und leerte einen Teil der Labe in das für Hundei beſtimmte Gefäß. „Und a guats Brot dazua, aft nacha hab'n mier zwoa g'nuag, iſt's nit a ſoſ'n, Hundei?"

Mit ſichtlichem Wohlbehagen ſchlürften die beiden die fette Milch und aßen von dem kräftigen Brote.

„Ja, Hundei; lang ſcho haus i hiatzt a ſoſ'n. O mei, — war a an andere Zeit, wie no mei Moid g'lebt hat und mier mit den Kindaln in den ſchian Hauſei g'wirtſchaftet hab'n. Ja Hundei, mier hab'n a amol a beſſere Hütt'n g'habt als deaſ'n da. Doſcht ent iſt's g'ſtandn, wo d' Bam hiatzt ſo weit ausanander ſtehn; aber 's Fuer, der Menſchen ſchröcklichſta Feind, hat ins alls zernicht. Ja, lang iſt's ſcho her. Iſt a ſchiache Nacht g'weſ'n — o — es druckt mier no heunt 's Heaſchz ab, wenn i an den Jammer von der Moid denk. Fünf Kindaln ſein da g'ſtand'n in ihre Hemdaln — ſiſt iſt nix mehr umma g'weſn. Doſcht hab i ſchia ga mit 'n Herrgott brummt. Aba, woaßt, Hundei, daſſ'n iſt a nit recht g'weſ'n.

Der Vikar iſt kemman mit etlene Dorfer, hat a Lang's und a Broat's ummagepredigt und g'ſagt: ‚Der Herr

hat's gegeben, der Herr hat's genommen, ſein Name ſei gebenedeit.' Aſt nacha hat er bei die Bauan g'ſammelt für ins — iſt a wolltan eppas z'ſamm kemman. Der oane hat Troad geb'n, der andere Speck und G'ſelchts, der a Schmalz und a Geaſcht und der etlana Fuhrn mit Bredan, aſt daß i hab könna a neue Hütt baun.

Und Weibaleut, dö hab'n meine armen Kindaln g'wandt und zu eahna g'nomma, bis i firti g'weſ'n bin.

Ja, ſeind guate Leut g'weſ'n. Mei Moid hat mier brav baun g'holf'n und z' Micheli ſeind mier da einzog'n. Grad no z'recht, vor der Winta kemman iſt. Und hiatzt iſt dö Hütt a ſcho alt und ſchwach — und i bin ſcho ſo lang alloa. Nur di hab i, liab's Hundei", ſeufzte der Alte und ſtreichelte den Hund, der geduldig der Erzählung aufgehorcht hatte.

„Wia hat d'Waldhäuslin g'ſagt? I ſoll nit grüableriſch wearn — ja, ja, recht hat's, es tuat nit guat. Kimm, Hundei, gehn mier ſchlaf'n. Heunt hab i mier's ſcho verdient, dö Nachtruah."

Naz nahm das flackernde Öllichtlein von dem Fenſterbrett und ging in die Kammer.

II.

Der Hof zu Untermanhart ſteht am nördlichen Ausgang des Dorfes, dort, wo der Weg ins Tal zur Brixentaler Ache abfällt.

Breit und wuchtig, mit der derb geſchnitzten „Lab'n", mit dem zierlichen Türmchen am Giebel, das die Eßglocke birgt, ſchaut das ſtattliche Haus gegen Süden.

Ein kleiner Vorgarten, der den Bedarf an Blumen, Würzkräutern, Salat und Gemüſen deckt, gibt Zeugnis von dem Sinn ſeiner Beſitzer. In dieſer frühen Jahreszeit war freilich noch nichts zu ſehn als ſchön gezogene und gepflegte Beete, welche vollgeſteckt mit zarten Pflänzlein in der Sonne lagen. An die Hausmauer lehnten ſich zu beiden Seiten des Einganges blank geſcheuerte, rohgezimmerte Bänke. Hinter den kleinen Stubenfenſtern leuchteten Geranien, Begonien und Fuchſien in friſcher, erſter Frühlingsſchönheit. Dem rückwärtigen Teil des Hauſes waren Stall und Stadel angebaut. Dahinter breiteten ſich ausgedehnte Wieſen und Äcker.

An dieſem Oſtertage waren viele Menſchen in der Stube beim Untermanhart verſammelt. Als vom Kirchturm die Glocken das Feſtgeläute ins Land ſchickten, nahm einer der Männer in der Stube eine kleine Silberſchelle zur Hand und klingelte. Es war der Manhart Sebaſtian Manzl, ein ſtolz gewachſener Mann von ungefähr ſiebenundvierzig Jahren, mit länglichem, friſch gefärbtem Geſichte, graublauen, ſanften Augen und einer freien, hochgewölbten Stirn. Strenger Ernſt und grenzenloſe Güte

und Milde zugleich gaben ſeinem Antlitz jenen Ausdruck, der ſeine Umgebung geradezu zwang, dieſem Manne nicht nur unbedingten Gehorſam zu leiſten, ſondern auch aufrichtige Verehrung und Hochachtung entgegen zu bringen.

Er trug, wie auch die andern Bauern, die alte Brixentaler Tracht, einen grauen Lodenrock, an beiden Kanten und dem Ärmelvorſtoße dicht mit Meſſinghaken beſäumt, dazu eine dunkle kurze Hoſe, blaue Wollſtrümpfe und Schnallenſchuhe.

„Grüaß enk Gott, Mander und Weibaleut", ſagte Manzl. „Hiatzt woin mier inſas Hearrn Auferſtehung feiern. I hoff, daß ös alle gricht ſeid, wia i's moan."

Dann wandte er ſich dem Thomas Mair, Lederer aus Hopfgarten, zu. Dieſer, um weniges jünger als der Manhart, war mit ſeiner impoſanten Geſtalt das Bild eines kräftigen, derben Talbewohners. In ſeinen Augen flakkerte verhaltene Glut und um ſeine Lippen zuckte es von unbeugſamem Trotze.

„Les du, Thomas", ſagte der Hausvater zu ihm und gab ihm das Evangelienbuch. Und dieſer begann, kniend, wie alle Anweſenden:

„In jener Zeit kauften Maria Magdalena, Maria, die Mutter des Jakobus, und Salome Spezereien, um hinzugehen und Jeſus zu ſalben —."

Schweigend und voll Andacht hörten die ernſten Mannsleute und die feſtlich gekleideten Frauen zu; die Köpfe demütig geneigt, um die ſchwieligen Hände den Roſenkranz gewunden.

Aus der Stubenecke drang leis unterdrücktes Schluchzen. Die Manhartin, Manzls Weib Annl, litt wie ſchon ſo lang wieder unſäglich in ihrer Seele. Es drückte ſie ſchwer, daß ſie und ihr ganzes Haus losgetrennt waren von der großen Gemeinſchaft, — wenn es auch ihr aller freier Wille war.

Der junge Bauer zu Liendla, ebenfalls Sebaſtian Manzl mit Namen, ein Neffe des Manhart, drehte ſich einigemale um, und in ſeinem edlen Geſichte lag herzliches Mitleiden mit dem unglücklichen Weibe.

Auch in ſeinem Herzen wühlte ein großer Kummer. Seine Herzliebſte, die ſchöne, anmutige Tochter vom Niedernbichl, Uſchei, war ihm wohl unerreichbar wegen ſeines „manhartiſchen“ Glaubens.

Wie dieſe Herzensſache noch ausgehen werde, konnte er ſich gar nicht ausdenken. Nur eines wußte er mit Beſtimmtheit: daß er auf Uſchei's Treue unbedingt bauen könne und daß auch er niemals von ſeinem Mädchen laſſen werde.

Erſt als der Thomas mit der Leſung zu Ende war, beſann ſich der Liendlinger wieder, zu welchem Zwecke er hier war, und riß ſich mit feſtem Willen aus ſeinen Liebes- und Leidgedanken.

„Meine liab'n Leut“, begann nun der Manhart, „ös wißt, daß in ganz'n Tal koa gültiga Geiſtlicha iſt.“

„O“ — unterbrachen ihn die Anweſenden, „mier ſeind alle z'Wörgl ban Hagleitner g'weſ'n; der hat ins vaſtand'n. Iſt a Heiliga, der Hagleitner.“

Da brauſte der hitzige Thomas Mair auf: „Ja, ganz klipp und klar hat er's g'ſagt, der Hagleitner, daß der Dechant Hechenberger z'Brixen durch die Unterzeichnung des napoleoniſchen Eides vom 30. Mai 1809 der Exkommunikation verfallen ſei. Ebenſo ſein ganzer Klerus, der mit Ausnahme Hagleitners, ſeinem Beiſpiele gefolgt war. Iſt a Schand, ſeind alles Abtrünnige, inſara Geiſtlan“, brummte der Lederer.

Ganz aufgeregt erinnerte er daran, wie er und Manzl nun ſchon des öftern verfolgt und ganz unſchuldig in Haft genommen worden ſeien.

„Mier nit“, ſchrie er, „dö andan, ganz z'eaſcht der De-

chant Hechenberger, ſeind die Verräter und Ketzer. Der woll, der hat'n Herrgott und ſei Kirch'n und ins Brixentala an d' Feind verkauft. An ſöll'n brauch'n mier nit, mier wöin den Hagleitner; mier müaß'n hiatzt energiſch ſein, ſiſt lattern mier allweil a ſoſ'n weida", fuhr Mair in ſeinem lauten Unmute fort.

Der ſanftmütige Manhart ſetzte gedrückt hinzu: „Nur feſt müaß'n mier bleiben, aba koan Streit nit heraufbeſchwören, — nur feſt bei inſan alten Glaub'n bleib'n."

Und er begann den Roſenkranz vorzubeten, und die kleine Gemeinde betete ihn andächtig nach.

III.

Dem Dechanten Hechenberger in Brixen ſchien es nun doch geraten, gegen die Sekte tatkräftig einzuſchreiten.

Am 12. Mai übergab er dem Konſiſtorium in Salzburg ein ausführliches Klageſchreiben.

Er beſchrieb eingehend die Vorgänge und Zuſtände und bezichtigte den „Rebellenprieſter" Hagleitner als den Verführer und Aufwiegler ſeiner Seelſorgekinder. Eine Beeinfluſſung Manzls und ſeiner Anhänger ſei umſonſt, man rede da wie zu Steinen. Man müſſe dieſen Irrglauben in ſeinen Wurzeln ausrotten. Dazu ſei das einzige Mittel der öffentliche Widerruf Hagleitners von den Kanzeln zu Weſtendorf, Brixen und Hopfgarten. Nur dann erlöſche das Anſehen dieſes gefährlichen Mannes.

Am 22. Mai kam vom ſalzburgiſchen Ordinariate an das zu Brixen — und vom königlich bayriſchen Generalkommiſſariat an das k.-k. Gubernium zu Innsbruck — eine Beſchwerdeſchrift gegen Hagleitner, daß er die benachbarten königlich bayriſchen Untertanen zu Unbotmäßigkeiten gegen die geiſtlichen und weltlichen Obern aufhetze.

Seine möglichſt raſche Entfernung ſei daher dringend geraten. Etwas ſpäter machte der Koadjutor Schweighofer in Wörgl beim Gubernium in Innsbruck die Anzeige von den Vergehungen Hagleitners gegen kirchliche und politiſche Geſetze und Verordnungen.

Dieſe Klagen hatten für Kaſpar Hagleitner die unangenehme Folge, daß er bei der definitiven Beſetzung des Vikariates nicht berückſichtigt wurde.

Die Gemeinde hatte ſchon vor einiger Zeit um den beliebten Vikar von Schwoich, Peter Reiſerer, gebeten.

Als ehemaliger Conventuale des aufgehobenen Stiftes Chiemſee hatte er auf die frühere Kloſterpfründe Wörgl den meiſten und gerechtfertigtſten Anſpruch von allen Bewerbern.

Das Konſiſtorium Brixen ſchlug nun Reiſerer vor und der Kaiſer genehmigte den Vorſchlag.

Hagleitner war durch dieſe Wendung der Dinge ganz außer ſich. „So“, ſchrie er, „wird meine Anhänglichkeit und Treue für Öſterreich belohnt. Ich werde den Bayern geopfert! Alle meine ausgeſtandenen Leiden, aller Spott und Hohn — umſonſt! Ihr, mein Volk“, ſagte er zu den Wörglern, „ihr wißt, wie ich euch liebte, um euretwillen litt und ſtritt. Jetzt zeigt euch als meine Anhänger, meine Freunde.“

Und wirklich bekannte ſich nun der Großteil der Gemeinde zu Hagleitner, ſo daß dieſer hoffte, Reiſerer werde in Wörgl unmöglich ſein.

Als der würdige Herr im Juni an ſeinem neuen Beſtimmungsorte ankam, mußte er gleich erkennen, daß er hier nicht willkommen ſei.

Lautes Murren und beißender Spott, verächtliche Gebärden und ungezogenes Verlachen machten ſeinen Einzug zu einer ſchmachvollen Niederlage.

Verſchüchtert und erſtaunt ging er in den Widum und zeigte dem Proviſor und dem Ausſchuſſe ſein Ernennungsdekret. Hagleitner würdigte es keines Blickes und ſagte feſt und keck: „Ich habe gemäß des kaiſerlichen Wortes das Vorrecht an dieſer Pfründe. Ich will ſie, weil die Gemeinde mich will. Die böſen Reden meiner Gegner können mein gutes Recht weder entkräften, noch ſchmälern.“

Die Männer des Ausſchuſſes eröffneten ganz unbefan-

gen, daß der bisherige Seelſorger aller Vertrauen beſitze und kein Bedarf an einem neuen vorhanden wäre.

„D' Leut wöin nur 'n Hagleitner, koan andan nit — und ös, Hochwürden, weaſcht's da koa Glück nit find'n", ſagte mit naiver Treuherzigkeit ein ſteinalter Bauer.

Durch ſolchen unliebenswürdigen Empfang entmutigt, entſchloß ſich Reiſerer, den Dechanten von Kufſtein um ſeine Enthebung zu bitten.

Ende des Monats kam der Dechant Wörle nach Wörgl, um dieſer leidigen und ganz unerhörten Sache auf den Kern zu kommen. Er berief vier angeſehene Ortsbewohner und nahm mit ihnen ein Verhör auf. Sie beſtätigten, die zähe Anhänglichkeit der Wörgler an Hagleitner begründe ſich zum größten Teile aus der Erbarmnis mit ſeinen Leiden und über ſeine Verfolgungen. Überdies waren jene, welche ihm Geld für ſeine heilige Sache geliehen hatten, beſorgt, durch ſeine Verſetzung um ihr Guthaben zu kommen.

Der Dechant hielt den Männern die heilige Pflicht des Gehorſams vor und forderte Hagleitner auf, den Poſten, worauf er keinen rechtlichen Anſpruch mehr habe, zu verlaſſen, und nicht das Feuer der Aufregung und des Unfriedens durch ſein Verhalten noch mehr zu ſchüren. Er verſprach eine gerechte Unterſuchung dieſer Sache und eine entſprechende Entſchädigung im Falle ſeiner Unſchuld.

Hagleitner verließ noch am ſelben Tage Wörgl und reiſte zu dem Kreishauptmann von Menſi nach Schwaz.

Dieſer war ein treuer und begeiſterter Anhänger Öſterreichs und empfing den Prieſter, von deſſen Patriotismus er ſchon viel gehört hatte, mit offenen Armen. Er ſagte ihm jeden Schutz zu und forderte ihn auf, im Schwazer Franziskanerkloſter Wohnung zu nehmen.

Hagleitner nahm den Befehl ruhig und willig entgegen, bezog die ſtille Kloſterzelle, und gab ſich als wah-

ren, demütigen Prieſter, ſo, daß ihn faſt alle, die mit ihm in Berührung kamen, für unſchuldig und für das Opfer neidiſcher und boshafter Menſchen hielten. Überall gewann er Anteilnahme, überall zollte man ihm Achtung und Verehrung. —

Das Ordinariat Brixen beauftragte den Pfarrer und Dekan von Kolſaß, Georg Ruf, die Unterſuchung gegen Hagleitner einzuleiten.

Derſelbe verteidigte ſich alſo: Es iſt nicht wahr, daß ich die Brixentaler aufgehetzt habe. Ich verſuchte im Gegenteil, die aufgeregten Leute zu beruhigen und ermahnte ſie zur Geduld. Es iſt meine felſenfeſte Überzeugung, daß die Geiſtlichkeit durch die Eidesleiſtung an Napoleon ſchweres Unrecht getan hat. Ich bin für dieſe Überzeugung auch ſtets eingetreten, habe aber niemals und nirgends behauptet, daß dem Klerus die Gültigkeit der prieſterlichen Funktionen in Zweifel geſtellt ſei. Daß der Manhart ſeinem zuſtändigen Seelſorger die öſterliche Pflicht verweigerte, war mir nicht bekannt. Wenn er und ſeine Anhänger bei mir beichteten, ſo wußte ich jedenfalls nichts von ihrer Weigerung in Weſtendorf, ſonſt hätte ich ſie ſicher auf ihre Pflicht aufmerkſam gemacht. Man beſchuldigt mich, daß ich die Gläubigen anderer Vikariate an mich ziehe. Ich ermahnte ſie ſtets, bei ihrem zuſtändigen Pfarrer zu bleiben und dort ihre Pflichten gewiſſenhaft zu erfüllen.

Der gute Dekan Ruf war nun offenſichtlich erleichtert und zufriedengeſtellt, als er Hagleitners Stellungnahme zu der Anklage erfahren hatte. Doch riß er ſich plötzlich zuſammen und ſagte mit ernſtem Nachdruck:

„Dies iſt Ihre Verteidigung; doch wird behauptet, Sie hätten in Predigten althergebrachte, geheiligte Gebräuche als Gebot der Kirche behandelt und die Außerachtlaſſung derſelben als ſündhaft bezeichnet.“

Hagleitner bebte vor innerem Zorn und entgegnete: „Wenn Sie damit von den abgebrachten Feiertagen reden wollen, den Feierabenden und dem Wetterläuten, ſo kann ich nur ſagen, daß ich nicht ſo einfältig bin, als man mich hinſtellen will.“

Dekan Ruf ſandte nun an das Konſiſtorium folgenden Bericht: „Ich finde, daß der beklagte Hagleitner nahezu unſchuldig iſt. In der Anklage wird er mit den roheſten Titeln belegt, wie ‚Rebellenprieſter‘, ‚Verführer‘, ‚Abtrünniger‘, ‚Aufwiegler‘ u. a. m. Seine Rechtfertigung war aber durchaus glaubhaft und natürlich.“

Auf Grund dieſes Gutachtens und noch weiterer Erkundigungen, die von dem Landgerichte Kufſtein eingeholt wurden, ward die Klage gegen Hagleitner vom Kreisamte und vom Gubernium unangebracht befunden und der Prieſter auf kirchenbehördlichen Wunſch bis zu weiterer Verwendung in das Servitenkloſter nach Innsbruck verſetzt. Für ſeinen Unterhalt ſorgte der Staat gegen ſeinerzeitige Rückzahlung aus dem Religionsfonde.

Vom Kaiſer erhielt Hagleitner wegen ſeiner vaterländiſchen Verdienſte das Kreuz pro piis meritis. Das bedeutete einen wahren Triumph und eine unverhoffte Genugtuung für den Vielgeſchmähten.

In Salzburg war man von dem Ergebnis der Unterſuchung gegen Hagleitner nicht befriedigt. Man hielt ſeine Ausſagen für unwahr und beſchloß, in Salzburg ſelbſt eine neuerliche und gründliche Unterſuchung zu führen. Das königlich-bayriſche Generalkommiſſariat betraute nun den Vikar Schlager von Kirchberg damit, die bedeutendſten Anhänger Hagleitners einzuvernehmen und ihre Angaben zu Protokoll zu bringen.

Dieſes Verhör ſetzte ihn davon in Kenntnis, daß Hagleitner mit jenen Männern eine Zuſammenkunft gehabt hatte, wobei über die beſte Art, Brixental von Bayern

zu trennen und mit dem öſterreichiſchen Tirol zu vereinen, beraten worden war.

Schlager wollte nun für den 6. Oktober 1815 den Sebaſtian Manzl, genannt Manhart, vorladen. Dies wurde aber durch einen unerwarteten Zwiſchenfall vereitelt.

In der Nacht zum 5. Oktober wurde in Kirchberg die Widumsglocke geläutet. Der Vikar öffnete das Fenſter und wurde gebeten, ſo raſch als möglich in ein beſtimmtes Haus zu kommen, worin ſich ein Sterbender befände.

Schlager macht ſich bereit und will eben durch die Haustüre treten, als er plötzlich angefallen und in den Hausflur zurückgedrängt wird. Die Angreifer waren vermummt und mit Waffen verſehen. Die einen nahmen am Eingang Aufſtellung, die andern zogen den überrumpelten Vikar über die Stiege und ſtießen ihn mit rohen Fäuſten in die ebenerdig gelegene Vikariatskanzlei.

„Die Schriften her, — her mit dem Protokoll!“ ſchrien ſie ungeſtüm durcheinander.

Der Vikar gibt ihnen das Protokoll, das er, vor Angſt bebend, aus der Schreibtiſchlade genommen hat.

Die wilden Männer nehmen ſich noch andere Schriften. Dann drücken ſie Schlager an die Wand, ſetzen ihm die Gewehrläufe an die Bruſt und höhnen ihn: „Balſt no a Verhör machſt, aft nacha fahr'n dö Kugeln da eicha.“

Nun entfernen ſie ſich, poltern mit lautem Lachen die Stiege hinab — und bald knallen wenige Meter vom Widum entfernt Schüſſe. Ein Zeichen, daß die Gewehre geladen waren.

Der Vorfall wurde von niemand außer den Hausinſaſſen bemerkt, da der Kirchberger Widum neben der Kirche auf einem Hügel ſteht und nur wenige Häuſer in der Nähe ſind. Zudem war eine finſtere Nacht, von wilden Herbſtſtürmen durchtobt. —

Noch ganz benommen und voll Schrecken in ſeiner ge-

ängſtigten Seele berichtete der Vikar an das Dekanalamt in Brixen und an das Landgericht in Hopfgarten den Vorfall und bat untertänigſt, das Generalkommiſſariat möge ſich zur Fortſetzung der Unterſuchung gegen Hagleitner anderer Kräfte bedienen. —

Das Bekanntwerden der Gewalttat verurſachte keine geringe Aufregung. Die Geiſtlichen, beſonders der Dechant Hechenberger, fürchteten ſich und zitterten vor neuen ähnlichen Ereigniſſen.

Die bayriſchen Beamten wurden auch ſtutzig und einige öſterreichiſch Geſinnte verbreiteten das Gerücht, Tiroler Schützen hätten den Überfall ausgeführt. Dieſen Gerüchten wurde vielfach geglaubt, um ſo mehr, als der Manhart und Thomas Mair ſeit einiger Zeit aus der Gegend verſchwunden waren.

Dieſe beiden weilten anderswo.

IV.

Sie hatten von dem heiligmäßigen Pfarrer Maas zu Fließ im Oberinntal gehört.

Und da ſie zu den Prieſtern im Tale kein Vertrauen hatten, wandten ſie ſich in ihren Seelennöten an dieſen. Zu dieſem Zwecke bedienten ſie ſich einer Wallfahrerin, die den größten Teil des Jahres auf der Wanderſchaft und ſchon weit umhergekommen war.

Dieſes Weib wurde nun vom Manhart beauftragt, dem volkstümlichen und verehrungswürdigen Prieſter die Gewiſſenszweifel der Brixentaler zu entdecken und ihn um Rat und Weiſungen zu erſuchen, ob es nicht am beſten wäre, eine Reiſe nach Rom zu machen und den Heiligen Vater ſelbſt um Aufklärung und um Beruhigung bitten zu dürfen.

Pfarrer Maas, der mit gütiger Geduld die oft ſehr verworrenen Ausführungen der einfältigen Wallfahrerin anhörte, antwortete: „Meine gute Frau, — ich weiß von dieſer Bewegung im Brixentale. Sagt euern Auftraggebern, zu Luzern in der Schweiz habe wieder ein päpſtlicher Nuntius ſeinen Sitz bezogen. Bei dieſem werden ſie am zuverläſſigſten die erſehnte Auskunft bekommen. Ich wünſche euch allen guten Erfolg und den Seelenfrieden. Geleit' euch Gott!“

Die Wallfahrerin kehrte mit dieſer Botſchaft unverzüglich ins Brixental zurück.

„Daſſ'n iſt a guater Rat“, ſagte der Manhart und beſchloß, mit Thomas Mair und noch einem Talbewohner

eine Wallfahrt nach Maria Einſiedeln zu machen und von dort aus nach Luzern zu pilgern.

Die Führung ſollte die bewährte, im Reiſen erfahrene Scharler Chriſtina, eben die Weibsperſon, welche in Fließ ihre Sache ſo gut gemacht hatte, übernehmen.

Dieſer Entſchluß wurde auch baldigſt ausgeführt, und anfangs Oktober kamen die drei Männer und das fromme Weib nach Maria Einſiedeln. Voll Inbrunſt beteten ſie dort um das Gelingen ihrer Sache, um gute Aufnahme und frohe Botſchaft durch den Nuntius.

Am 3. Oktober wanderten die drei Männer allein nach Luzern. Voll Ehrfurcht neigten und entblößten ſie ihre Häupter vor dem päpſtlichen Wappen, das über dem Portale der Nuntiatur angebracht war.

Auf ihre Frage nach dem Nuntius erhielten ſie die Auskunft, daß derſelbe eben abweſend und im Benediktinerkloſter Muri im Aargau auf Viſitation ſei.

„O — was tian mier iatzt", fragte der ungeduldige Thomas Mair. „Frag nit ſo dumm, — hingehn toan mier", gab Manzl zurück. Auch er konnte ſeine Ungeduld kaum mehr meiſtern.

Am nächſten Tage begaben ſie ſich auf den Weg nach Muri und langten dort müde und erſchöpft an, als die erſten Abenddämmerſchleier ſich geſenkt hatten.

Sofort baten die Bauern um Audienz beim Nuntius und wurden auch bald vorgelaſſen. Der Nuntius, Monſignore Teſtaferrata, erſchien in Begleitung ſeines Sekretärs, den er als Dolmetſch benötigte. Ein feines Lächeln ſpielte um ſeine Lippen, und in ſeinen gütigen Augen lag ein komiſch-erſtaunter Blick, als er der ſonderbaren Gäſte anſichtig wurde.

„Grüaß Gott, Hochwürden", grüßten die Brixentaler ehrerbietig und neigten ſich demütig über die ſchmale Rechte des kirchlichen Würdenträgers.

„Woher ſeid ihr“, fragte nun der Nuntius die bärtigen Männer durch den Sekretär.

„Wir zwei“, ſagte Thomas Mair und wies auf ſeinen Freund, den Manhart hin, „ſind aus einem Tale, das eigentlich zu Tirol gehört, jetzt aber Salzburg eingegliedert wurde. Der andere da iſt aus Tirol.“

„Meine Lieben“, ſagte der Nuntius, „da ſeid ihr dann nicht an der richtigen Adreſſe. Eure Heimat gehört nicht zu meinem Bezirke.“

Thomas Mair ließ ſich dadurch nicht entmutigen und entgegnete mit edlem Freimute und bewegten Sinnes: „Wir alle ſind Angehörige Jeſu Chriſti und untereinander Brüder; wir ſuchen und erbitten nur die Wahrheit.“

Dieſe einfachen Worte des einfachen Mannes verfehlten nicht ihre Wirkung.

„Was für ein Anliegen habt ihr?“ fragte nun Teſtaferrata gütig und intereſſiert.

Thomas Mair antwortete: „Wir ſind uneins mit unſeren Geiſtlichen und bitten Euer Hochwürden, uns zu erklären, ob wir im Rechte ſind oder nicht. Denn wir möchten keinem Prieſter ohne beweisbaren Grund die Ehre nehmen.“

„Ja, ſo iſt's — und unſere Zweifel ſind unſere Qual“, ſagte traurig der Manhart.

„Kommt morgen um acht Uhr früh“, verabſchiedete ſich nach einigem Nachdenken der Nuntius, nachdem er einem jeden von den Bauern die Hand gereicht hatte. —

Die drei Männer fanden ſich am nächſten Morgen pünktlich im Kloſter ein. Der Nuntius erſchien bald mit ſeinem Sekretär und mit acht Mönchen des Stiftes Muri.

„Nun tragt euer Anliegen vor“, ermunterte der Sekretär die Bauern.

„Wir möchten wiſſen, was der Papſt von dem Alten

weggetan hat?“ fragte nun Thomas Mair, der Mutvollſte von den dreien, der den Sprecher machte.

Staunen zeigte ſich auf allen Geſichtern.

„Der Heilige Vater hat von dem alten katholiſchen Glauben nichts verändert. Eher werden Himmel und Erde vergehen, als ein Jota von dem Worte Gottes“, überſetzte der Sekretär die Antwort des Nuntius.

„Aber bei uns im Brixentale hat ſich vieles geändert“, wandte nun Thomas Mair mit Feſtigkeit ein. Den ‚Caniſius‘, dieſes heilige Buch, hat man uns aus der Schule verdrängt und dafür unſere Kinder mit ſolchen ſchlechten Schriften vergiftet.“

Auf einen Wink des Thomas zog der Manhart das für die Schulen vorgeſchriebene „Namensbüchlein“ aus dem Sacke und gab es dem Sekretär. Dieſer las eine Weile in dem Buche. In ſein Geſicht ſtieg die Röte der Scham und des Zornes. Er ſprach nun italieniſch mit dem Nuntius, der ebenfalls ſehr ungehalten ſchien.

„In dieſem Buche iſt freilich kein Tropfen Chriſtentum“, ſagte der Sekretär und gab das Büchlein zurück.

Thomas ſchrie aufgeregt: „Die vierzigtägige Faſten gilt nit mehr und der Koadjutor Mödlinger hat geſagt, der Papſt eſſe an den Samstagen auch Fleiſch.“

Der Nuntius war entſetzt und entrüſtet.

Jetzt miſchte ſich der Manhart ein: „Die Apoſtelfeſte ſind abgebracht und altherkömmliche Bittgänge unterſagt — Bräuche, an denen unſer Volk hängt.“

Der Sekretär überſetzte die Antwort des Monſignore: „Der Heilige Vater ſieht mit Mißfallen und Bedauern die kirchlichen Neuerungen, welche die weltlichen Regierungen einführen. Schon öfters wandte ſich Seine Heiligkeit an den Kaiſer von Öſterreich. Aber es kam leider zu keiner Verſtändigung. Die Rechte der Kirche werden nicht mehr anerkannt, und ſie wird von allen Seiten ver-

folgt. Viele Biſchöfe, welche Felſen in dieſem Glaubensſturme ſein ſollten, ſind ſchwaches, ſchwankendes Schilfrohr geworden. Es bleibt uns nichts übrig als Geduld und Gebet."

Nun brauſte der Lederer auf: „Von päpſtlichen Erläſſen und Kundmachungen hören wir von unſeren Kanzeln kein Wort mehr. Dafür vernehmen wir weltliche Beſtimmungen und Verordnungen, Rekrutenaushebungen, Schutzpockenimpfung, die gewiß nicht in die Kirche gehören. Die Geiſtlichen ſind nur mehr Beamte, die Kirche iſt ein Regierungsgebäude. Im Hauſe Gottes iſt der Greuel der Verwüſtung, wie es der Prophet damals geweisſagt hat." —

„Was für Prieſter habt ihr denn?" fragte der Sekretär.

„Ja, — was für", lachten hohnvoll alle drei. Und Thomas begann von Neuem: „Was ſagt Ihr dazu, Hochwürden? Unſere Geiſtlichen ſind im Jahre 1809 von ihrem rechtmäßigen Herrſcher, dem Kaiſer Franz, abgefallen und haben dem Napoleon, der im Kirchenbanne war, den Treueid geſchworen."

Der Sekretär ſchlug die Hände zuſammen und überſetzte das Gehörte dem Nuntius, der vor Entſetzen den Atem anhielt.

„Solche Prieſter ſind für nichts", rief der Sekretär.

Triumphierend ſahen ſich die Bauern an, als wollten ſie ſagen: Das haben wir eben auch ſchon lange geglaubt.

Manzl ſagte nun: „Dürfen wir es unſeren Freunden daheim ſagen, was wir da gehört haben?"

„Ja, ja, ſagt nur immerzu die Wahrheit", rief aufgeregt der Sekretär. Nun herrſchte einige Sekunden Stillſchweigen. Die Prieſter überdachten in Trauer und Sorge, was ſie erfahren, die Bauern ſahen ſtumm zu Boden. In ihrem Innern arbeitete es gewaltig. Sie waren über die erhaltene Auskunft froh, ſahen ſie darin doch

die Bestätigung ihrer eigenen Meinung und Anschauung. Andererseits wieder schämten sie sich, daß sie über ihre Seelenhirten, über die Angehörigen jenes Standes, den der Bauer am meisten verehrt, solches sagen und hören mußten.

Da hob der Manhart langsam sein Apostelhaupt und fragte, während seine treuen Augen in feuchtem Schimmer glänzten: „Was ratet Ihr uns, Monsignore, — wäre eine Reise zum Heiligen Vater nicht zweckmäßig?“

Der Nuntius riet davon ab. „Der Heilige Vater“, sagte er, „kennt die mißlichen kirchlichen Zustände in Deutschland und Österreich. Doch sind ihm derzeit wegen der unruhigen politischen Verhältnisse die Hände gebunden, Abhilfe zu schaffen. Bleibt nur treu, meine Lieben — ihr seid gute, ehrliche Christen. Bleibet es und haltet fest am Alten und meidet neue Bücher und neue Bräuche. Die Treue ist immer belohnt worden solange die Welt besteht, — sie wird auch euch belohnt werden. Ich gebe euch gerne meinen Priestersegen, auf daß ihr Recht und Frieden findet. Gott geleite euch!“

Dann beschenkte er sie mit Rosenkränzen und Reliquien und entließ sie mit großer Freundlichkeit.

Zufrieden, gestärkt und voll neuen Mutes und neuer Hoffnungen kehrten die Brixentaler wieder heim. —

Als der Manhart und Thomas Mair von ihrer Schweizer Reise nach Hause gekommen waren, konnten sie sich über das Verhalten ihrer Landsleute nicht genug wundern. Diese glaubten ja fest an die Mittäterschaft der beiden an der Gewalttat im Widum zu Kirchberg und waren der Meinung, sie hätten sich bis jetzt schuldbewußt irgendwo versteckt gehalten; einige der Aufgeregten schrien sie grob an: „A —ha, kemmp's hiatzt, ös Raba und Gewalttäta, ös Einbrecher und Rottenführer!“

Dies wurde Manzl und Mair doch zu stark, nachdem

ſie anfänglich überhaupt nicht wußten, um was es ſich handle und weshalb man ſie in eine ſo ſchändliche Sache hinein zog. Nachdem ſie nun den ganzen Sachverhalt erfahren hatten, gingen ſie unverzüglich auf das Landgericht Hopfgarten und bewieſen dort ihre Unſchuld. Sie waren zu jener Zeit nachweisbar in der Schweiz geweſen.

Sie hatten ſich nun innerlich gänzlich vom Einfluß der geiſtlichen und weltlichen Obrigkeit losgelöſt. Sie verhehlten ihre Geſinnung niemandem gegenüber und legten weder Scheu noch Furcht an den Tag. Voll Stolz zeigten ſie die Geſchenke des „Kardinals", wie ſie den Nuntius nannten, und erzählten, was er ihnen geſagt.

Der Manhart blieb ruhig und ſein Mitleiden mit dem betrogenen Volke wuchs von Tag zu Tag.

„Ös verführte Seelen, ös arme, belogene und betrogene Leutl'n; wie arg derbarmt's mier. O — kannt i grad Wunda wirk'n, aft nacha tat's mier glaub'n."

Anders der hitzige Thomas Mair. Bei ihm waren die Worte des „Kardinals" Öl ins Feuer. „D' Wahrheit ſoll'n mier ſag'n, daſſ'n wüi der Kardinal hab'n. Und dö iſt, daß inſare Geiſtlan für nix ſeind, für ihre Konſekration und Abſolution, ihre Predigt und ihr Gottesdienſt. Seind mehr Heid'n als katholiſche Prieſter. Dö Schurken ſeind hiatzt entlarvt, die Kirch' hat g'ſproch'n. Die Macht, welche den Geiſtlan verliehen iſt, g'heaſcht der Kirch'n. Hiatzt aba, weil inſere Geiſtlan von der wahren Kirch'n losg'riſſ'n ſeind, hab'n ſie die Kraft und die Gnad' der wahren Kirch'n verlor'n. Seind nur mehr auswendi Prieſter und hab'n dö G'walt z' bind'n und z' löſ'n nimma."

So redete und läſterte der aufgeregte Thomas.

Die meiſten Manharter, von denen ſich viele „Altgläubige" nannten, mieden nun den Beſuch des Gottesdien-

ſtes in der Dorfkirche. Die Zahl ihrer Anhänger wuchs ſtändig, — aber noch mehr jene der Zweifler und Unſchlüſſigen. Mancher Gutgewillte unterlag nach hartem Kampfe den martervollſten Gewiſſensqualen und wandte ſich den Manhartern zu. Hatte doch Thomas Mair erſt geſagt: „Wollt ihr den bayriſchen Geiſtlichen mehr glauben als dem Nuntius des Heiligen Vaters?“

So verbreitete ſich das „Ketzertum“ immer mehr und mehr und trug innere Zerriſſenheit, ſelbſtquäleriſche Zweifel, Unzufriedenheit und Unſeligkeit in die ſonſt ſo friedvollen Gemüter derer, die ſeinen Apoſteln anhingen.

Über hundert Perſonen hielten ſchon ganz offenkundig zu den Manhartiſchen.

V.

Weihnacht im Bergland! Weihnacht im Brixentale! Iſt's ein Märchen, ein Zauberſpiel? — Iſt's ſchöne Wirklichkeit? Silbrig weiß glitzert und glänzt der hartgefrorene Schnee auf Wieſen und Wegen, auf Dächern und Fluren.

Silbrig weiß iſt das kalte Mondlicht, das feierlich die Heilige Nacht erleuchtet. Um den Kirchturm, um die kleinen, zierlichen Haustürmchen der ſtillen Höfe flirrt und flitzt es in tauſend und aber tauſend Silberſtrahlen. Die Bäume ſtehen wie mit funkelnden Kriſtallen überſät auf dem leuchtenden Grund.

Von den umliegenden Weilern, vom Salvenberg, vom Nazzelberg und Schwaigerberg herunter, von der Windau heraus, ſieht man wandernde Lichter. Sie alle ſtreben einem Ziele zu: der Dorfkirche.

Sind's ſuchende, hoffende Seelen, die das Heil der Welt finden wollen? Sind's kleine Sterne, die dem einen, großen, leuchtenden Sterne zueilen, der über dem Stall von Bethlehem ſteht?

Da ein Licht, dort eines; immer abwärts ſich bewegend, immer näher dem Dorfe zu. Nun kommen ihrer viele zuſammen. Und der Lichterkranz wandert weiter in der eiſigen, froſthellen, mondklaren Nacht.

Und auf Bergen und Höhen ſtehen die lieben Häuſer, wohlbehütet von dem Einen, der daheim bleiben mußte.

Wer weiß — kommt die Trud, kommt die wilde Jagd, kommt die unbarmherzige Berchta? — —

In den warmen Stuben hängen noch die Adventkränze und verſtrömen harzigen Waldduft.

Die Tannen und Fichten, die auf den ſchimmernden Halden ſtehen, recken kniſternd ihre hartgefrorenen, weißvereiſten Arme in die nächtliche Stille. Nur ab und zu ein Tritt iſt hörbar, ein feſter Tritt auf hartem, klingendem Boden. Er gehört einem, der auch ein Lichtlein trägt, eines von den vielen, die bald um die Krippe flackern werden dort in der alten trauten Dorfkirche.

Nun ſind die Bergler mit ihren Lichtern alle in der Niederung. Von allen Seiten ſchreiten ſie, magiſch von ihren Fackeln und dem Mond beleuchtet, ihrem Ziele zu.

Jetzt beginnen im Turm die Glocken zu läuten. Feſtlich, feierlich erhaben und voll Weihnachtsfreude. Das iſt ein Singen und Klingen, ein Jubeln und Frohlocken!

Habt ihr es ſchon gehört, das Geläut der Weſtendorfer Glocken in Heiliger Nacht? — Ein Tedeum! Ein Freudenrauſch in einem unſcheinbaren Kirchturm — ein Tongewoge in herrlicher Reinheit hinbrauſend über weißglitzernde Fluren und Felder, über geheimnisvolle Wälder und winterweiße Weiden, über einſame Gehöfte und ſtille Hütten.

Habt ihr ſie erlebt, die Weihnacht im Brixentale? Die Weihnacht mit den ſtill wandernden Pilgern von den Bergen herab, die Sterne tragen in des Jahres heiligſter Nacht?

Die Weihnacht voll lieber Geheimniſſe, von wunderſamer Schönheit?

Wie die Berge ſtehen, ſtolz und ſtark, unter dem blitzenden Sternenhimmel! Mit den Lichtſpielen des Mondes auf den ſchneeigen Hängen, auf dem flimmernden Eisnadelkleid der Bäume! Wie ſie ſtehen als hermelingeſchmückte Wächter des Tales — kalt, ſtarr und ſtreng, hoheitsvoll und märchenſchön!

Wie die markigen Siegfriedsgeſtalten talwärts ſchreiten, Eiskruſten an den blonden Bärten, Steigeiſen an den berggewohnten Füßen!

Denn ſteil und gefahrvoll iſt der Weg, der zur Kirche, zum Heile führt.

Und es iſt ein befreiendes Verſchnaufen knapp vor dem Gotteshauſe, das ſich die harten Männer gönnen.

Und einer iſt, ein alter Wetterſtarker, der geht mit ſeinem Lichtlein nicht zur Kirche. Er zweigt links ab und wendet ſich dem Untermanhartshofe zu.

„Naz, Naz, biſt manhartiſch word'n", ruft ihm eine bang klagende Frauenſtimme nach.

Es war wirklich der Naz, der Alte von der Windau.

„Es iſt nit z'glaub'n, daß der Kohlenbrenner heunt heraußen iſt bei der Kält'n", jammerte die Waldhäuſl Thres einem Nachbarn vor.

„O mei, i hab's g'ſehn, er iſt mit 'n Bertlbauan ſein Schlitt'n g'fahrn. Woaßt eh, der Bertl hat ja ſein krummps Weib außafahr'n müaſſ'n", beſchwichtigte der Nachbar.

„Naz, wohin gehſt?" rief noch einmal die Thres.

„O mei, i bin nit manhaſchtiſch word'n, na, na; aba a bois nachſchaun geh i zum Waſt. Iſt a bois a Neugier dabei und a bois a Seinmüaſſ'n. 's iſt amol a ſoſ'n in mier."

Und weiter ging das alte Mandl, mit der einen Hand auf den ſtarken Stock geſtützt, mit der andern die Pechfackel tragend.

„Möcht do wiſſ'n, was d' Manhaſchta heunt mach'n", dachte der Naz, während er an der Stubentür des ganz im Dunkeln liegenden Hauſes klopfte. Niemand öffnete, niemand antwortete.

„Hoi, hoi", rief nun der Naz mit zitternder Stimme.

Stille — — —

„O — am End ſeind's gar in d' Kirch'n gangan, wie an ordentlicha Chriſtenmenſch", flüſterte der Alte und ein friedſames Lächeln legte ſich auf ſeine Züge. Heißes Freudegefühl ſtieg ihm auf.

„Hiatzt geht's an ent'n (drüben)", ſagte er ſich, als das Glockengeläute verſtummte. „Wenn ſie wirkli ent'n warn — o, o, wie war i froh. Kunnt's koan Menſch'n ſagn nit, wie froh."

Der Kohlenbrenner wollte die Stubentür öffnen — ſie war verſperrt.

„Na, epper (jemand) muaß decht da ſein", murrte er und ging um die Hausecke. Da ſah er zufällig einen ſchwachen Lichtſchimmer aus dem Stall und einen Schatten auf dem weißen Wegboden davor. Und dieſer Schatten bewegte ſich.

„A — ſoſ'n, — wüi amol in Stall eini ſchaun, — da ſeind nit nur Küah drein."

Er ſtellte ſeine Pechfackel in eine Zaunecke und begehrte Einlaß.

„Macht's mier auf, i bin der Kohlenbrenner Naz. I kimm in Freundſchaft und Guatſein — macht's mier auf!", bettelte er vor der niederen, altersmorſchen Tür. Er hörte, wie man ſich dahinter beriet. Es mußten ihrer viele ſein, die da beiſammen waren. Endlich näherte ſich einer der Tür und ſagte: „Weil du's biſt — du biſt koa Verräter nit. Kimm eicha!"

Es war der Manhart. Der Alte tappte, geführt von dem Hausvater, auf dem weichen, mit Stroh belegten Boden ins Stallinnere. Wie riß er da die Augen auf! Trübes, unruhig flackerndes Licht beſchien zauberiſch und geheimnisvoll eine Gruppe Menſchen, die um eine einfache Krippe ſtanden oder knieten. Darin lag ein wächſernes Chriſtkindl, und Ochs und Eſel neigten ihre Köpfe darüber.

Gerade davor kniete Annl, die Mannhartin, demütig und andächtig. Zu ihr geſellte ſich jetzt der Waſt. Auch er beugte ſein Haupt vor dem göttlichen Kinde.

Und all die harten Männer, die zarten Frauen ringsherum! Sie waren wie die Hirten, die in der größten Heilsnacht auch um eine Krippe geſtanden hatten. Arm und einfältig, voll ſtillen Jubels und voll herzinnigen Glückes, daß ſie das Heil der Welt ſehen durften. Sie, die armen Hirten, die Auserwählten.

Niemand ſprach, aber in aller Augen leuchtete ein ſeliges, beſeligendes Glück: das Glück des Glaubens an den Heiland der Welt, der da geboren worden iſt aus einer reinen Magd — in einem armen Stalle.

Den Männern zerrannen in der heimeligen Wärme die Eiskruſten an den Bärten, die Weiber öffneten ihre warmen, dicken Überjacken.

Jetzt begann es wieder zu läuten. „Gloria in excelsis Deo“ jubelte unter Trompetengeſchmetter dort der Chor.

Der Manhart richtete ſich nun auf und ſagte mit leiſer Stimme, von kindlich frommer Rührung bewegt: „Ehre ſei Gott in der Höhe und Friede den Menſchen auf Erden, die guten Willens ſind.“

Dann las er bei dem Schein des ſchwachen Lichtleins das Evangelium von der Geburt Chriſti vor.

Als er geendet hatte, ſtand er auf und küßte voll Inbrunſt das Kind in der Krippe. Alle Anweſenden taten es ihm nach. Nun klang auf einmal leiſe, ſüße Muſik aus der Ecke. Ein Weib, das die Harfe zu ſchlagen verſtand, griff volle Akkorde und eine ſanfte Männerſtimme ſang.

Der Heiland iſt kemma,
a Kindei, a zart's;
es hat koa warm's Bettal,
a Krippei, a hart's.
Heia, poppeia, hutſch di hei — ei — ei — eia.

Er ſchaut mit den Guggaln
die Welt gar liab an,
und d' Muatta Maria,
dö wiſpert ihn an:
Heia, poppeia, hutſch di hei — ei — ei — eia.

Und Joſef, der Guate,
der lacht voller Luſt,
daß er hiatzt kann ſingan
aus ſeliga Bruſt:
Heia, poppeia, hutſch di hei — ei — ei — eia.

Vom Himmel dö Engaln,
dö jubeln dudldö,
und Ehre, ja Ehre
ſei Gott in der Höh.
Heia, poppeia, hutſch di hei — ei — ei — eia.

Dö oanfältig'n Hirt'n,
dö hab'ns zeaſcht g'heaſcht
und ſeind woll glei gloff'n,
zu ſchau'n, was da weaſcht.
Heia, poppeia, hutſch di hei — ei — ei — eia.

Und hab'ns Büebei g'fund'n
im Stall bei der Nacht,
und hab'n eahm a Lampal
und Buttaknoll'n bracht.
Heia, poppeia, hutſch di hei — ei — ei — eia.

Aft nacha hab'ns anbet'
dös Kindei, ſo fein,
hab'n g'ſungan und g'liſpelt:
„Schlaf, Kindei, ſchlaf ein."
Heia, poppeia, hutſch di hei — ei — ei — eia.

Lieb und heimelig durch ſeine Innigkeit und Einfachheit klang das Krippenlied durch den Raum.

Ganz leiſe und zart gurgelten die Harfentöne. Nach jeder Strophe ſangen alle mit: Heia, poppeia, hutſch di hei — ei — ei — eia.

Und der Naz ſtand wie angewurzelt, ſtaunte und lauſchte und ſummte mit.

„Na, dö Manhaſchta toan nix Unrechts nit", dachte er. Zum Waſt, der zu ihm getreten war, ſagte er: „Bei enk iſt's fein warm. Doſcht ent in der Kirch'n iſt's ſovl kalt. O mei, iſt ja der Herrgott überall, da und döſcht. I ſag Vageltsgott, Manhaſcht, daß d' mi haſt laſſ'n bei dir a bois warmen und verſchnaufen. Vagelts Gott und g'ſegnete Feiatag!"

„Naz, hiatzt derfſt nit gehn, hiatzt bleibſt da bei ins", ſagte der Bauer und rief ſein Weib: „Annl, richt für 'n Naz a Stampei vom Guat'n und an ordentlich'n Zelt'nſcherz in der Stub'n. Er ſoll bei ins bleib'n bis zu der Früahmeß."

Die Manhartin ſtand gerade bei der Harfenſpielerin und lud ſie zum Verweilen ein. Die Verſammlung löſte ſich auf. —

Die Bauern und Bäuerinnen machten ſich auf den Heimweg, nachdem ſie den Hausleuten noch ihre guten Wünſche dargebracht hatten. Es blieben das Geſinde, der Naz und die Harfenſpielerin.

In der traulich warmen Stube ſaßen ſie nun beiſammen: der Manhart und die Seinen, der Naz und das Weib. Auf dem Tiſche lag der mächtige Zelten. „Sollſt 'n eaſcht'n Anſchnitt hab'n, Naz", ſagte der Bauer und ſchnitt ein großes Stück, den „Scherz", ab.

Die Männer tranken „Enzianer", die Weiber warmes Honigwaſſer. Dem Naz tat die Labe wohl.

„Weaſcht huia wohl 's lötztemal ſein, daß i in der Heilig'n Nacht ins Dorf außa kimm", ſagte er. „Bin ſiſt allweil in d' Mett'n gangan — aba heunt hat's mi

grad g'wundaſcht, was ös Manhaſchta machts. Wie i g'ſech'n hab', ſeid's ös a Chriſt'n und habt dö Heilige Nacht recht ſchian g'feiaſcht. Ja, mier hat's g'fall'n — aba woaßt woll, der Vikar iſt a ſoſ'n nit z'fried'n."

„Daſſ'n iſt ins nacha ſchon gleich", lachte ein grauhaariger Knecht. Und die andern Dienſtleute ſtimmten ihm bei.

Die Manhartin ſchaute ernſt und beſonnen in ihr Glas, als wollte ſie die goldhellen Bläschen zählen, die obenauf tanzten.

„Iſt die Chriſtmeß aus", ſagte der Manhart. „Iſt mier hart, daß man nit hat gehn könna. Aba inſa Vikar g'heaſcht a zu dene, dö den ſchröcklanan Eid g'ſchwor'n hab'n. Hat decht koa Gültigkeit nit, was er tuat. Ja, ja, a ſoſ'n iſt's", ſagte feſt und unwiderleglich der Bauer.

Man hörte die Leute vorbeigehen, die im „Moos" oder im Weiler „Feichten" ihr Hoamatl hatten. Quietſchend knirſchte der Schnee unter ihren Füßen und hart ſchlugen ihre Stöcke auf, als ſie den ſteilen Weg über den „Sauroan" hinunter gingen.

Ein eiſiger Wind war aufgekommen und ſang mit ſeinen klaren Stimmen durch die geheimnisvolle Nacht.

Jene, welche Fackeln trugen, mußten die Flammen mit der hohlen Hand gegen den ſcharfen Luftzug ſchützen, ſo gut es ging. Aber trotzdem ſchwelten und brandelten die züngelnden Lichter, und es roch ſtark nach Pech und Ruß.

„Iſt kalt heunt, ſovl kalt drauß'n", jammerte der Naz und kuſchelte ſich ganz nah an den mächtigen Ofen. „Und iſt grad fein, ſovl fein bei enk da. Was weaſcht d' Bas Thres ſag'n, wenn's mi nach der Chriſtmett'n nit find't. Dö moant eh ſcho, i bin manhaſchtiſch worn. Na, na, daſſ'n wear i nimma — bin allweil guat z'fahr'n kemman mit mein alt'n Glaub'n", ſprach der Alte vor ſich hin.

„Den alten Glaub'n hab'n mier, nit du", ſagte frech eine junge Dirn.

„Nit ſtreit'n, nit z'nicht ſein", wehrte der Manhart. „Laß 'n Naz grad ſei Ruah und ſein Fried'n. Es muaß a jeder tian, wie 's ihm recht virkimmp", ſagte er.

„Ja, a ſoſ'n haſt guat g'redt, Manhaſcht", pflichtete der Naz bei. „Hiatzt leg i mi da auf die Ofenbank. Wanns Zeit iſt zur Früahmeß, aft nacha weckt's mi — i tat recht ſchean bitt'n drum."

„Ja Naz, kannſt di verlaſſ'n", begütigte der Waſt.

Bald hörten die ſtillgewordenen Manharter aus der Ofenecke her ein gleichmäßiges Schnaufen und Schnarchen, das den geſunden Schlaf des Alten verriet. —

Im Dorfe und drum herum wurde es lebendig. Diejenigen, welche nicht nach Hauſe gingen, und zur Frühmeſſe dableiben wollten, begaben ſich zu ihren „G'freundeten" oder Befreundeten, um dort die Zeit abzuwarten.

Da wurde in den traulichen Stuben auch Weihnacht bei Zelten und Branntwein, bei Lebkuchen und Honigwaſſer gefeiert.

Mancher junge Burſch griff zur „Klampf'n" und begleitete die ſangeskundigen und ſangesfreudigen Hausbewohner zu einem der alten derben und doch ſo innigen Krippenlieder.

Und die Diandln drängten ſich eng zuſammen und „ſpeanzelten" mit den Burſchen, — aber nur, wenn es der „Voda" nicht ſah. Denn ſtreng ſieht der Bauer in ſeinem Hauſe auf Anſtand und gute Sitte. —

Auf dem Wege, der vom Dorf nach Holzham führt, ſtand ein junger, ſtattlicher Burſch und wartete. Er hatte ſeine Fackel verlöſcht, denn hell und klar beſchien der Mond den Weg und die ebenen, weißen Wieſen und Äcker.

Und weil der Burſche nicht ſo im Lichte ſtehen wollte,

ſtellte er ſich in den Schatten einer Geſträuchergruppe, deren wirres, blattloſes Geäſt unter dem weißen Schneedache arabeskenhaft hervorzweigte.

„Ob's nit kimmp, 's liabe Diandei, — der Alte iſt ſchon vorbei ganga, der Grant, der ſierige. Iſt guat, daß er mi nit g'ſech'n hat. — Es muaß ja no kemman, es muaß. Weaſcht woll die alti Wabi dabei ſein, d' Hauſerin. Und deaſ'n hat a ſchlecht's Füaßlwerk. Deratweg'n weaſcht's a ſoſ'n lang dauern", vertröſtete ſich der junge Bauer ſelbſt in ſeiner Ungeduld.

„Hiatzt, mier ſcheint — hiatzt kemman zwoa Weiberleut. Akkrat, es iſt a Alte und a Junge."

Der Bauer trat nun aus dem Schatten ins hellglänzende Mondlicht und ſtand vor den beiden.

„Waſtei, mei liaba Bua", grüßte das Diandl und ſtreckte ihm beide Hände entgegen. „Wia guat, daß i di decht no ſiech in der Heilig'n Nacht, — ſiſt war's mier woll gar z'ead (öd) g'weſ'n", ſagte Uſchei und ihre Augen ſtrahlten in heller Freude den Auserwählten an.

„Uſchei, mier war's ja ganz gleich ganga, ganz gleich. Dei Voda iſt ſcho dahoam. Hiatzt begleit i enk bis zum Niedernbichl. 's iſt freili nit weit. Tat ſovl gearn weit, recht weit mit dir gehn, Uſchei, mit dir durch die ganze Wöit, wenn d' wüiſt und wenn i wüßt, daß mier nacha inſa Glück hab'n derfat'n. Wie iſt er denn, dei Voda? — No koa Barmherzigkeit mit ins zwoa?" fragte mit einem Unterton von ohnmächtigem Zorn der geſchmeidige Bua.

„O mei," miſchte ſich nun die gute alte Wabi ein, „o mei, iſt gar koan Drandenk'n nit. Eaſcht geſtan hat er g'ſagt, der Baua: „Zeaſcht müaſſ'n d' Stean vom Himmel ocha falln, eh i dös zualaß, daß mei oanzig's Kind an Manhaſchtiſch'n heirat." — „Und d' Stean, ſcheint mier, hängend no feſt da ob'n", ſagte ſie mit einem Blick zum Himmel. — „Hiatzt woaßt es, Liendlinga."

Langſam gingen die Drei vorwärts, denn die alte Wabi konnte nur mühſam Fuß vor Fuß ſetzen. Und obwohl ſie von Uſchei und Waſtei liebevoll und behutſam geſtützt wurde, blieb ſie des öftern ſtehen und ließ ihre kranken Beine ein wenig ruhen.

„Waſtei“, ſagte nun Uſchei, und in ihr ſchönes Geſicht legte ſich ein Zug feſter Entſchloſſenheit, — „iſt's, wia's wüi — i hab nur di gearn und nimm koan andan nit.“

Aber ſie dachte keinen Augenblick daran, ihren Herzliebſten zu bitten, von dem „Irrglauben“ zu laſſen. Denn das wußte ſie: Was der Waſtei einmal für Recht hielt, das war für ihn heilig und unanfechtbar. Da hatte er den gleich harten Schädel wie ſein Ohm, der Manhart.

Nun näherten ſich vom Dorfe her luſtige Leute. Denn fröhliches Singen und Lachen miſchte ſich in das angeregte Geplauder.

„Es ſeind die Oberhauſeriſchen“, ſagte Uſchei und ſie blieben ſtehen, um die fidele Gruppe vorbeizulaſſen.

Es war der alte, ſteinreiche Oberhauſer, Uſcheis Nachbar, mit ſeinem Sohne und den Knechten und Mägden.

Der junge Oberhauſer hatte auch ein ſehnſüchtiges Äuglein für ſeine ſchöne Nachbarin gehabt — und der Alte hätte gerne eine Verbindung mit der reichen und braven Niedernbichlertochter geſegnet und geſehen. Doch als Hanſei, der Junge, ſah, wie es um Uſchei ſtand, wie ſie litt in ihrer treuen Liebe zum Liendlinger, da trat er mit ſtillſchweigender Feinfühligkeit zurück. Und grollte nicht, und ließ ſich nichts anmerken.

„Ha, ha“, lachte er jetzt, und ließ einen hellen Jodler aufjauchzen, „ha, ha, haſt woll nit z'kalt, Uſchei?“

„Geh weida, du ſchiacha Bua du“, gab das Diandl, auf den Scherz eingehend, neckend zurück. „Hätt'ſt eppa du gearn eppas zum Warmen, gell, Hanſei“, lachte nun auch der Liendlinger. —

„Ös zwoa, ös zwoa, — ja es iſt eppas Schean's um enkere Liab, aba eppas Traurigs a", ſagte der alte Oberhauſer, der wußte, wie es um dieſe Herzensſache ſtand. „Oba, halt's nur z'ſamm', war decht ganz kurios, wenn's nit amol ins Richtige kummat", fuhr er mit einem mitleidigen Blick auf das junge Paar weiter. „Amol weaſcht der Voda woll a Stimm hearn in ſein Heaſchz'n, a guate Stimm für ſei oanzige Tochta."

„Na, daſſ'n tuat er nit", ſagte ganz verzagt Uſchei. — „Nacha, nacha", meinten die beiden zugleich und ſchüttelten ihre Köpfe, eine ſolche Härte nicht verſtehend.

Die kleine Gruppe war nun beim Niedernbichl angelangt. „Guate Nacht, — oder guat'n Morg'n — wie's wöit's", — verabſchiedete ſich der Oberhauſer und reichte den Stehenbleibenden die Hand. Und der Junge ſagte: „Wenn's fahlt, Uſchei, bin i a no da."

Das Diandl wußte augenblicklich nicht, wie dies gemeint ſei und ſah Hanſei fragend an.

„I moan zum Zuareb'n bei dein Voda", flüſterte der luſtige Burſche und wandte ſich nach links, den Seinen in den Oberhauſerhof nachfolgend.

„Bleib g'ſund und friſch", rief ihm Waſtei noch lachend nach, „damit es dermachſt."

„St, ſt", machte nun die alte Wabi. „Sei ſtad, Waſtei, es iſt beſſa, wenn der Baua nit woaß, daß d' mit ins ganga biſt."

„Ah -- dö Hoamlituerei, wie mier deaſ'n z'wida iſt", murrte der Liendlinger, gab ſeinem Diandei einen feſten Schmatz und Händedruck, ſagte zur Alten „Guate Nacht" und entfernte ſich.

„Wenn i grad a Muatta hätt, — dö wollt mier ſchon helf'n in meiner Herzensnot", klagte leiſe Uſchei, während ſie der alten Wabi half, die paar Stufen vor dem „Hennengattal" und der Haustür hinaufzuſteigen.

„Hiatzt ſtad ſein, Uſchei, — alls ſchlaft ſcho. Geh du a ins Bett und laß dir 's nit gar a ſo ſchwar ankemman. Mit'n Jamman iſt nix g'holf'n. Biſt no jung und kannſt leicht a bois warten. Wer woaß, wie ſie's derweil wend't, deaſ'n loadige G'ſchicht. Guat Nacht, Uſchei — i denk ſcho an di", ſagte mit innigem Mitleid die gute Alte und humpelte in ihre Kammer. —

Uſchei verhielt einen Augenblick vor der Tür zu ihres Vaters Schlafkammer und lauſchte. „Er ſchlaft ſcho", dachte ſie, als ſie ſein gleichmäßiges, ruhiges Atmen hörte. „Und wie guat er ſchlaf'n kann", fügte ſie mit einem ſchmerzlich-bitteren Lächeln hinzu. „Bei mier weaſcht's andas ſein, heunt Nacht, wie hiatzt allweil."

Sie ſchloß ihre ſchöne große Kammer auf, entledigte ſich langſam und träumeriſch ihrer feſtlichen Kleider und legte ſich nieder.

Vom Weg herauf, auf den ihr Fenſter ging, kam ein leiſer Pfiff. Sie wußte wohl, von wem, und öffnete.

„St, ſt", — machte ſie, „i bitt di, Waſtei, geh weida. Der Voda derf nix hearn."

„Nit traurig ſein, Diandei, nit traurig ſein", flehte er leiſe herauf. Noch ein „Guate Nacht" und die Fenſter ſchloſſen ſich.

Oben legte ſich ein jungſchönes Mägdlein aufs blühweiße Lager und träumte mit offenen Augen vor ſich hin. Silberne Mondſtrahlen fielen durch das kleine Fenſter und glänzten hell und luſtig auf den blanken Metallbeſchlägen der Kleidertruhe. Das Mägdlein ſtarrte mit großen Augen zur Decke und krampfte ſeine Hände zuſammen.

„O, wie ſollt's denn andas wearn", jammerte es; „i ſich koan Ausweg nit. Müaßt rein a Wunda g'ſchech'n."

Unten ging ein jungſchöner Mann ſeines Weges. Langſam, ſinnend, einſam.

Ging über ſchlohweiße Felder ſeinem ſchönen Hoamatl zu, wo er mit ſeinen Schweſtern hauſte. Er empfand nicht die Weihe dieſer Nacht, ſah nicht die gewaltige Schönheit der Natur ringsum. Als er vor ſein Haus gekommen war, griff der kalte Wind mächtig in die winterſtarren, eisgefeſſelten Zweige der Baumkronen. Er kniſterte und krachte, knirſchte und pfiff, heulte und tobte und warf ſpitze, haarſcharfe Eisnadeln in luſtigem Tanze auf den einſamen Mann.

Waſtei ſchien es, als tönte und orgelte es aus dem zerzauſten, gefrorenen Äſtegewirr zu ihm hernieder: „Waſtei, — Uſchei, Waſtei — Uſchei“ —

Waren es böſe Geiſter, die da oben ſaßen und ihn verhöhnen wollten? — Oder war es ein gutes Omen, eine glückliche Verheißung? —

In des jungen Bauern Herzen blieb eine bange Frage offen, eine Frage an das Schickſal, das für ihn bis jetzt nicht voller Gnaden war.

VI.

In den erſten Wochen des neuen Jahres erkrankte eine Magd im Hauſe des Manhart.

Der Vikar, welcher davon unterrichtet war, hielt es für ſeine Pflicht, nach der bedenklich Erkrankten zu ſehen, obwohl man ihn nicht gerufen hatte. Als er in die Krankenſtube trat, drehte ſich das Weib, wie von einem ſchrecklichen Bilde verfolgt, der Wand zu und bedeckte ihr Geſicht mit dem Tuchent.

Manzl ſagte zu dem peinlich erſtaunten Prieſter: „Den Weg hätt's euch ſpar'n könnan. D' Beicht bei enk iſt nix nutz nit. Geht's mier nimma in mein Haus eicha — a ſo a Exkommunizierter tragt mier ja den Seg'n außa.“

„Aber, Manhart“, entſetzte ſich der Vikar. „Du woaßt woll nit, was du redſt.“

Der gütige Seelenhirte verſuchte aus allen Kräften und aus ſeinem liebenden Herzen heraus, den irregeführten und ſtarrköpfigen Bauern zu bekehren; vergeb'ne Müh'. — An der Bockbeinigkeit des Manhart ſcheiterten alle noch ſo langmütigen Verſuche. —

Mitte Februar ſtarb jene Magd. Auf Verordnung der Obrigkeit wurden ihre irdiſchen Überreſte in ungeweihter Erde — auf dem ſogenannten „Saurain“ beſtattet.

Die Manharter ſtellten ſich, als ginge ſie dieſer Befehl gar nicht nahe. „Daſſ'n macht nix nit. Den erſten Chriſten iſt's no vüi ſchlechta ganga. Dö hat man in Bach und Grab'n g'worf'n — und etlana hat man gar den Raubviechan zum Freſſ'n geb'n.“

Aber alle andern, welche noch nicht der Sekte angehörten, bebten und bangten, daß es ſchon ſo weit gekommen war. —

Der Manhart blieb hart und ſtreng. Damit die umlaufenden Gerüchte kraftlos würden, berief er nun viel öfter ſeine Anhänger zu ſich ins Haus, beſtärkte ſie in ihrer Überzeugung und ermahnte ſie, den Mut und die Feſtigkeit nicht zu verlieren. Er nahm den von den Behörden verfolgten Thomas Mair zu ſich und gab ihm Arbeit und Verpflegung. —

Alle Ernſtdenkenden waren erſtaunt und überraſcht über das allzu ſichere, ja kecke Benehmen der beiden Anführer der Sekte und erwarteten mit Neugierde das Eingreifen des Landgerichtes.

Nach einigen Tagen traten der Gerichtsdiener und ein Rottmeiſter im Manharthofe ein. Noch ehe die beiden den Zweck ihres Kommens angeben konnten, ſchrie ſie Manzl grob und aufgeregt an: „Ös wöit's woll den Thomas hol'n? Daſſ'n laßt aba fein bleib'n. Der bleibt bei mir, ſo lang, als er wüi. Schaut's, daß ös bald weida kemmp's!“

Der Gerichtsdiener ließ dieſen alles eher als liebenswürdigen Empfang ruhig über ſich ergehen und ſagte: „Wir ſind nicht wegen des Thomas Mair gekommen. Ich habe vielmehr eine Vorladung für dich, Sebaſtian Manzl, auf morgen vor das Landgericht.“

Der Manhart lachte hell auf und rief mit Spott und Entrüſtung: „Was, Landgericht! Es gibt koa Landgericht, dös mier eppas zu befehl'n hat. I bin koa bayriſcha Untertan nit und wüi a nia koana wearn. Sagt dös nur 'n Landrichta und laßt enk da nimma blick'n!“

Der Gerichtsdiener ſchüttelte den Kopf und machte eine Gebärde, als wollte er Manzls geſunde Verſtandestätigkeit bezweifeln. Er entfernte ſich mit ſeinem Beglei-

ter. Der Manhart und Thomas Mair begleiteten ihren Weggang mit höhniſchem Lachen.

Das aufgeregte Gemüt des Manhart kam nach dieſem Ereignis lange nicht zur Ruhe. Er bat den Ortsvorſteher Reindl, der ſeit einiger Zeit ſein Nachfolger in Übernahme dieſes Amtes geworden war, und einige andere angeſehene Männer der Gemeinde zu einer Beſprechung in ſein Haus.

Er ſagte ihnen gerade ins Geſicht: „Ös wißt, daß i den Boarn nit g'huldigt hab. I tua's a nit. Liaba laß i mi z'ſammſchiaß'n, als daß i Untertan von dem exkommunizierten Boarnkini wear. I ſag's no amol: Der boariſch'n Regierung gehorch i nit, i zahl ihr koa Stuia nit, ihre Beamten und Diener ſchmeiß i ba der Tür außi." —

Die bedächtigen Männer konnten ſich nicht genug über den heftigen Zornesausbruch des ſonſt ſo beherrſchten und beſonnenen Manhart wundern und verſuchten, ihn zu beſchwichtigen. Reindl ſagte ihm: „Manhaſcht, wenn d' a ſoſ'n tuaſt, und a ſoſ'n widaſpenſti biſt, aft nocha wearn die Behörden zu Gewaltmitteln greifen. Aft nocha weaſcht ſech'n, wer wöi der Stärkere iſt."

Manzl tat ungerührt und ſagte mit freiem Lächeln: „O, deratweg'n hab i koa Angſt nit. Der Landrichta ſoll g'ſcheit ſein und ſie um mei Sach nit bekümman. I brauch nur a Zoach'n z'geb'n — und viertauſend Tiroler ſteh'n mit ihre g'ladenen G'wehr in Hopfgaſcht. — Hiatzt könnt's dös dem boariſch'n Landrichta ſag'n. I bitt enk drum."

Zornig ſtampfte er mit den „Knoſchp'n" auf den Boden, daß es dröhnte. —

Die andern Manharter hielten das Verhalten ihres Anführers größtenteils für gut. Sie wollten keine geiſtliche und weltliche Obrigkeit anerkennen, keine Steuern

und Abgaben mehr zahlen. Kurz: ſie entbanden ſich ſelbſt ihrer Untertanenpflichten.

Mit dieſen Anſchauungen und Grundſätzen fanden ſie noch mehr Anhänger als mit den Statuten ihres „altrömiſchen“ Glaubens. —

Nun war die offene Revolution da. —

Der Landrichter v. Sammern ſandte nun an das Generalkommiſſariat in Salzburg einen ausführlichen Bericht über Manzls unverhüllte, offenkundige Empörung und über die gefährliche Lage im Brixentale im allgemeinen. Ängſtlich verbrannte er alle darauf bezüglichen Konzepte und zitterte mit ſeinen Beamten Tag und Nacht vor einer Gewalttat. Denn die Vorbereitungen der Manharter waren ihm zu Ohren gekommen. Mit Unruhe wartete er auf Hilfe aus Salzburg. Aber anſtatt dieſer dringend erhofften Hilfe kam von dort die Anfrage, ob zum ſicheren Transport des Sebaſtian Manzl, Manhart in Weſtendorf, des Lederers Thomas Mair in Hopfgarten und des ebenfalls der Empörung beſchuldigten Wolfgang Riedl von Spertendorf eine Eskorte von ſechs bis acht vertrauenswürdigen Männern genügend ſei.

Den Landrichter verſetzte dieſe Anfrage in große Aufregung. Er verlangte nun nicht bloß für den angegebenen Zweck, ſondern auch für ſeine eigene Sicherheit eine ſtarke militäriſche Bedeckung.

Es war am 13. April 1816, als auf dieſe Anforderung hin vom Generalkommiſſariat die unerwartete Antwort kam: Für derlei Maßregeln ſeien die politiſchen Verhältniſſe nicht mehr geeignet. Denn die Abtrennung des ſalzburgiſchen Gebietes und infolgedeſſen auch des Brixentales ſtünde unmittelbar bevor. —

Das Landgericht verhielt ſich nun gänzlich paſſiv. Die Manharter jubelten und frohlockten und hatten das große Wort. Ihre Grundſätze gewannen ihnen noch viele An-

hänger, und Aufwiegler und Hetzer taten das ihre. Unbehelligt von der Obrigkeit wuchs die Anarchie und man fürchtete ſchon ihr Übergreifen ins öſterreichiſche Inntal.

Die Behörden der angrenzenden öſterreichiſchen Gebiete wurden aufgefordert, auf das Brixental ein wachſames Auge zu haben, wenngleich es auch zur Stunde noch bayriſch ſei.

Der Manhart und ſein treuer Bundesgenoſſe Mair beklagten ſich ſchon ſeit einiger Zeit beim Kreishauptmann in Schwaz über die unhaltbaren Zuſtände im Brixentale.

Doch dieſer einſichtsvolle und gütige Herr konnte ſie nur auf eine beſſere Zukunft vertröſten. Denn in Angelegenheiten der bayriſchen Regierung könne und dürfe er ſich nicht einmiſchen. Er fürchtete ſehr, daß im Brixentale eine Sekte im Entſtehen ſei, die Staat und Kirche noch genug zu ſchaffen machen werde. Er berichtete dieſe ſeine Sorge auch an das Landespräſidium in Innsbruck.

In Wien war man von anderer Seite her über die Vorkommniſſe im Brixentale unterrichtet.

VII.

In dieſer unruhigen Zeit wurde nun Salzburg an Öſterreich zurückgegeben, und Brixental mit Tirol vereinigt. Die Urkunde wurde am 1. Mai 1816 von Kaiſer Franz unterfertigt. Am 14. Mai war die feierliche Übernahme durch den Kreishauptmann von Schwaz.

Und ſchon am 15. Mai erſchienen Sebaſtian Manzl und Thomas Mair mit einer Bittſchrift der Gemeinden des Brixentales beim Kreishauptmann. Man bat um die Wegnahme der unbeliebten Prieſter, namentlich des Dechanten Hechenberger von Brixen, des Vikars Schlager zu Kirchberg und des Vikars Waldemayer zu Hopfgarten. An deren Stelle wolle man den Brixentalern rechtmäßige Geiſtliche geben, ſo als Dechanten den erprobt kaiſertreuen Hagleitner. Die beiden Vertrauensmänner beſchrieben gefühlvoll die Verfolgungen und die Leiden des unſchuldigen, gerechten und beliebten Hagleitner, beklagten ſich über die verſchiedenen kirchlichen Neuerungen und über die Herabſetzung der „Altgläubigen“ durch gehäſſige Prieſter von den Kanzeln.

Der Kreishauptmann verſprach zu tun, was immer in ſeiner Macht wäre und erinnerte die Aufgeregten nachdrücklich an die Pflicht des Gehorſams gegen den Klerus.

Den Dechanten Hechenberger forderte er auf, ſeine ihm unterſtellte Geiſtlichkeit zu ermahnen, alle aufreizenden Reden und Handlungen zu unterlaſſen.

Für den 30. Mai dieſes Jahres erwartete man die Ankunft des Kaiſers zur Huldigung Tirols.

Nun waren die Manharter guter Dinge. Sie erhofften ſich von dem Monarchen die Verwirklichung ihrer Wünſche und die Erfüllung ihrer Bitten.

Die Wörgler verlangten ſtatt des bedauernswerten Reiſerer „ihren“ Hagleitner.

Die Gemeinden Brixen, Hopfgarten, Kirchberg und Weſtendorf, ebenſo die Gemeinde Itter, überreichten auch ein Bittgeſuch um Anſtellung Hagleitners.

Durch dieſe hartnäckigen und auffälligen Forderungen wurde der Kaiſer ſtutzig. Das fortwährende Verklagen der Vorgeſetzten, das unbegründete Mißtrauen in die kirchlichen Behörden, mißfielen dem Monarchen ſehr.

Als die Majeſtät am 5. Juni auf der Heimreiſe nach Wien Wörgl paſſierte, ließ ſie den Vikar Reiſerer zu ſich kommen, zeigte ſich ihm äußerſt huldvoll, und verſprach ihm tatkräftigen Schutz und jegliche Unterſtützung. Nun wandte ſich das Blatt und Reiſerer gewann an Anſehen bei der Bevölkerung.

In St. Johann wurde dem Monarchen durch den Dekan der Koadjutor Mödlinger aus Weſtendorf vorgeſtellt. Der Kaiſer verhehlte ſeinen Mißmut und ſeine Unzufriedenheit mit dem Brixentalerklerus nicht und machte dem ganz eingeſchüchterten Koadjutor bittere Vorwürfe, über die Unordnung im ganzen Tale und die Zwietracht unter dem Volke.

Der Dekan Hechenberger wurde nun der ewigen Anſchuldigungen und Klagen müde und bat in einem Schreiben an das Konſiſtorium um ſeine Verſetzung.

Sobald dies ruchbar geworden war, erſchienen Ausſchußmänner verſchiedener Gemeinden bei ihm und baten ihn um Zurückziehung des Geſuches.

„Die mißlichen Verhältniſſe ſind nur den Manhartern zuzuſchreiben“, ſagten ſie und verſicherten den Dekan ihrer aufrichtigen Verehrung.

Hechenberger tat, was man von ihm erbeten hatte. — Den Landrichter von Sammern ärgerten und verdroſſen die unleidlichen Zuſtände in ſeinem Bezirke. Er haßte dieſe ſtarrköpfigen Manharter und war über ihren offenkundigen Ungehorſam wütend. Aufgebracht und aufs Äußerſte gereizt, verlangte er die gewaltſame Vertilgung der ſich immer mehr und mehr ausbreitenden Sekte.

Der Kreishauptmann hingegen betrachtete die Sachlage mit Ruhe und Überlegung und ließ auch ſein Herz ſprechen. Er ſchrieb an das Landespräſidium: „Mit Gewalt und Zwang, mit Verboten und Erläſſen wird man dieſen Verirrten nicht beikommen. Ich halte es für vorteilhafter und menſchlicher, dieſe „verlorenen Seelen“ unter liebevolle geiſtige Führung zu ſtellen und ihre ſtarren Vorurteile von einem verſtehenden und gütigen Klerus löſen und widerlegen zu laſſen. Nach den bisherigen Erfahrungen ſcheint mir aber die Geiſtlichkeit von Brixen, Hopfgarten und Weſtendorf zur Löſung dieſer heiklen und verantwortungsvollen Aufgabe nicht geeignet und ich möchte aus dieſem Grunde empfehlen, die beim Volke mißliebigen Prieſter baldigſt zu verſetzen. Die weltliche Obrigkeit müſſe gewiſſenhaft und unparteiiſch das Treiben der Manharter im Auge behalten und jede Übertretung der öffentlichen Ruhe und Ordnung ſtreng beſtrafen. Wegen des vielbeſprochenen Prieſters Hagleitner mache ich den Vorſchlag, ihm probeweiſe eine Anſtellung im Brixentale zu verleihen. Es wird ſich dann am beſten zeigen, ob dieſer Mann imſtande iſt, Ruhe und Ordnung wieder herzuſtellen.“

Indeſſen fühlte ſich der Dekan Hechenberger als Sieger in dem leidigen Kampfe. Um ſeinen Gegner Hagleitner unſchädlich zu machen, verklagte er ihn beim Gubernium. Er nannte ihn Aufwiegler, Volksverführer, Seelenverderber und Verräter.

Vom Manhart berichtete er, man wiſſe nicht, ob dieſer ſeltſame, eigenwillige Mann Verführer oder Verführter ſei. —

Sebaſtian Manzl war über dieſe gehäſſigen Worte ſehr aufgebracht und ſuchte Genugtuung durch eine geiſtliche Unterſuchung.

In ſeiner Seelennnot fand er immer Troſt und Stärke bei ſeinem treuen Weibe.

„Annl“, ſagte er, „es iſt mir oft ſo ſchwer, ſo ſchwer. Allweil müaſſ'n mier ſtreit'n, allweil. Und du woaßt es am beſten, daß i nix liaba hab als 'n Frieb'n. Aba, es wüi nit ſein, wüi nit ſein. Der Hechenberger, der Waldemayer und der Schlager, — deaſ'n ſeind alle nit a ſo wie ſi's g'heaſcht. Der Hechenberger ſchon gar nit. D' braven Schützen vom Neunerjahr hat er Rebellen g'hoaß'n. — Ins Rebellen! — Selba iſt er oana! — Er hat dö Kaiſerlich'n nit mög'n und eahna alls Boshafte antva. Und an ſöll'n Hearrn müſſ'n mier Brixentala inſere Seligkeit anvertrau'n! —

O, Annl, wie weaſcht's no wearn!“

Und das ſtille, ſanfte Weib ſtrich langſam und zart über die ſorgenvolle Stirn ihres Gatten und ſagte mit Ergebung und mit feſtem Vertrauen: „Waſt, ſei nit verzagt, es weaſcht a ſoſ'n wearn, wie der Herrgott wüi. Und daſſ'n iſt g'wiß 's Beſte.“ —

Nun meldete ſich Hagleitner wieder. Er ſchrieb, daß der Kaiſer die Verſetzung des Dekans Hechenberger befohlen habe. Er ſelber wolle nicht mehr lange in Innsbruck bleiben. Wenn er im Brixentale keine Anſtellung bekäme, werde er ſich anderswo um eine Pfründe umſehen. —

Die beiden feindlichen Lager ſtritten und kämpften erbittert weiter. Die Behörden ermahnten zur Ruhe und Beſonnenheit und forderten die Geiſtlichkeit mehrmals

zu rückſichtsvollem Verhalten auf. Der Dekan Hechenberger ſandte allen ihm unterſtellten Seelſorgern folgendes Schreiben:

„Obwohl dieſem Dekanalamte die Irrtümer von Weſtendorf betreffend, außer den klugen und ſanften, vom erzbiſchöflichen Konſiſtorium in Salzburg anbefohlenen Belehrungen nichts von öffentlich geſchehener Zurechtweiſung bekannt iſt, ſo hat die hieſige Geiſtlichkeit letztere auch ferner ſorgfältig zu unterlaſſen, als dieſes ſelbſt Weiſung der höchſten Landesſtelle, und gegen Verunglimpfungen der Geiſtlichkeit ohnehin von der k. k. Regierung allbekannt beſſre Rückſicht und beſſrer Schutz, als von der vorigen, bayriſchen, zu hoffen iſt. —

Dieſe Kurrende iſt von der geſamten Geiſtlichkeit zu unterzeichnen.“ —

Ende Auguſt wurde von der Hofſtelle die Unterſuchung gegen Hechenberger befohlen.

Der Landesſchützenmajor Joſef Speckbacher zu Rinn, der Landesſchützenmajor Winterſteller zu Kirchberg und der Prieſter Hagleitner beſtätigten beim Kreisamte, daß der angefeindete Pfarrer und Dekan Hechenberger eine feindſelige, gehäſſige Geſinnung gegen die öſterreichiſch Geſinnten an den Tag gelegt hätte.

Nun bemühte ſich der Kreishauptmann, Herr von Menſi, die richtige und am beſten geeignete Perſönlichkeit zur unauffälligen Beobachtung der Manharter im Brixentale ausfindig zu machen.

Da bot ſich ihm eine willkommene Gelegenheit.

Die Franziskaner in Schwaz ſtellten die Bitte, im Brixentale, das nun wieder öſterreichiſch, ſogar tiroliſch ſei, die früheren Sammlungen fortſetzen zu dürfen.

Gerne gewährte der Kreishauptmann dieſe Bitte und gab den frommen Mönchen Weiſung, wie ſie bei ihrem Aufenthalte im Brixentale das Tun und Treiben der

Manharter beobachten ſollten. Er ſagte dem Guardian und dem Sonntagsprediger, welche beiden die Miſſion übernehmen ſollten: „Ihr leiſtet der Kirche und dem Staate große Dienſte, und eure Wirkſamkeit kann nur zum Segen der Bevölkerung werden.“

Im Oktober begaben ſich die beiden Patres ins Brixental. Ihre Ankunft löſte allſeitigen, aufrichtigen Jubel aus. Ehrliche Freude lag auf den Geſichtern der einfachen, guten Leute. Die Predigten und Meſſen wurden gut beſucht und am Beichtſtuhl war ein ſtetes Kommen und Gehen.

Sogar die Manharter, an ihrer Spitze Sebaſtian Manzl, erſchienen in der Kirche.

Nach dem Gottesdienſte aber ſammelte der Manhart ſeine Anhänger in ſeinem Hauſe und warnte ſie vor der Abtrünnigkeit.

Der arme, zwieſpältige Mann! —

Wie ſchnitt es ihm in die Seele, als der Ordensmann heute in ſeiner Predigt geſagt hatte: „Wer nicht für mich iſt, der iſt wider mich.“

War's Zufall, war's Abſicht?

Dem demütigen einfältigen Manne ſchien es, als ob der Redner bei dieſen Worten grade i h m forſchend, prüfend, vorwurfsvoll und ermahnend ins Geſicht geſehen hätte.

„O, mei“, ſinnierte der Manzl, als er allein war, „i, i bin ja für ihn, für'n Heiland und für ſeine Geiſtlan, bals richtige ſeind. Der Herrgott woaß es, ja deaſ'n ſicht eichi in mein Heaſchz und weaſcht a koa Falſchheit drein find'n, koan Haß, koa Boshaftigkeit.“ —

Die Patres, die bei ihren Sammlungen in alle Häuſer kamen, hörten die Beſchwerden der Manharter gegen die Prieſter und erkannten die Erbitterung, welche die Verfolgung Hagleitners im Tale hervorgerufen hatte.

Der Kreishauptmann ließ nun das Verbot der Proſelytenmacherei bekannt machen.

Der Manhart und Thomas Mair wurden andauernd ſtreng überwacht. Ein Mann, der Bücher abergläubiſchen Inhaltes unter die Leute gebracht hatte, wurde ins Landgericht eingeliefert.

Und Sebaſtian Manzl, der Manhart, dieſer ſo erfriſchend aufrichtige Mann, verſuchte trotz aller Verbote, Kundmachungen und Androhungen, den Kreishauptmann, den er nach ſeinem Sinne glücklich wiſſen wollte, zu bekehren. Er war wieder einmal wegen einer Klage bei Herrn von Menſi vorſtellig geworden. Das Geſpräch kam wie gewöhnlich auf das für den Brixentaler aktuellſte Thema: den Manharter-Glauben.

Der gute Waſt, der den immer geduldigen, immer gütigen Beamten wirklich aufrichtig verehrte, kam ihm mit aufgehobenen Händen und bittenden Augen entgegen. „O, mei liaba Hauptmann, tuat's enkere Seel auf für inſan, für'n wahr'n Glaub'n. Er iſt ganz g'wiß der oanzig richtige im ganzen deutſchen Land. Laßt's die Wahrheit in enka Heaſchz, verlaßt's den broat'n Weg der Verderbnis, und geht's zu ins auf den ſchmalen Steig, der zum Himmel führt. Enk, Hauptmann, ſag i's: Inſa guata Koaſa iſt auf'n falſch'n Weg. Er iſt ja uneins mit'n Heilig'n Voda."

„Aber Manzl", entſetzte ſich der Kreishauptmann, „da ſeid Ihr irriger Meinung. Seine Majeſtät und der Papſt haben ſtets freundſchaftliche Beziehungen."

Der Manhart ſah den Kreishauptmann nur ungläubig an und teilte ihm — im Vertrauen — die Worte des Nuntius mit.

Es gelang Herrn von Menſi trotz der eifrigſten Bemühungen nicht, den eigenſinnigen Mann von ſeiner feſten Überzeugung abzubringen.

Der Manhart hatte unumwunden eine Trennung der Kirche vom Staate verlangt. Die weltliche Regierung ſollte der Kirche nichts mehr dreinzureden haben, auch nicht bezüglich der Verwaltung der Kirchengelder. Die ſtaatlichen Erläſſe, welche kirchliche Angelegenheiten beträfen, ſeien „ketzeriſch“. Jede Verbindung der Kirche mit dem Staate wäre ein „geiſtiger Ehebruch“, eine Entehrung und Entwürdigung.

„Wir brauchen keine Prieſter, wie es die im Tale ſind; wir brauchen nur den Statthalter Chriſti. Mit dieſem wollen wir uns unmittelbar verbinden“, beſchloſſen ſie in ihrer letzten Verſammlung.

Unter dieſen unmöglichen Verhältniſſen erſuchten nun mehrere Seelſorger im Brixentale um ihre Verſetzung. So der Vikar Schlager von Kirchberg, der Vikar Wißbauer von Weſtendorf und ſein Koadjutor Mödlinger.

Das Ordinariat Salzburg erließ im März 1817 ein Schreiben, worin es zur äußerſten Milde gegen die Manharter, auch wenn dieſe ihrer öſterlichen Pflicht in ihrer Seelſorgskirche nicht nachkommen ſollten, aufforderte und jeden Zwang in religiöſen Angelegenheiten zu vermeiden anbefahl. —

In dieſer Zeit vor Oſtern fühlten die Manharter wieder ſtarke Sehnſucht nach ihrem Hagleitner. Sebaſtian Manzl verfaßte im Verein mit Thomas Mair folgendes Schreiben an den Kreishauptmann:

„Wir Unterzeichneten bitten neuerdings, worum wir ſchon ſo oft gebeten haben: um einen Prieſter, der der Kirche und dem Kaiſer treu geblieben iſt. Ich, Sebaſtian Manzl, ſah im Jahre 1809 als Gemeindevorſteher von Weſtendorf, wie man Kirche und Gemeinde Gewalt antat, was von vielen Geiſtlichen nicht nur ſtillſchweigend geduldet, ſondern ſogar gutgeheißen wurde. Ich flüchtete in die entlegenſten Hütten und Höfe, weil ich dieſer

Macht, die vom Teufel kam, gegenüber ohnmächtig war. Und nun ich wieder daheim bin, merke ich, daß nichts verändert iſt in den neuen Einrichtungen, welchen die wahre Kirche widerſtrebt. Ich glaube, was die alte katholiſche Kirche glaubt und befiehlt, und will in dieſem Glauben leben und ſterben. Die Kirche wurde beſtritten. So werden und müſſen auch wir ſtreiten und uns nicht überſtreiten laſſen, wozu uns Gott helfen möge. Denn wir wollen gute Kinder der wahren Kirche ſein. Jetzt kommt die Zeit, in der wir ein Gebot dieſer Kirche erfüllen ſollen. Aber bei unſeren Prieſtern gelten wir als Abtrünnige und Verlorene. Darum bitten wir untertänigſt um einen Prieſter, der für die ſtreitende Kirche iſt und der den alten Glauben hat. Wir vertrauen nur einem ſolchen, der dem Oberhaupt der Kirche nachfolgt und dies auch öffentlich bekennt.

Unſere Freunde und Gleichgeſinnten beſtürmen uns um einen guten Prieſter. Unſere Seelen bedürfen notwendig geiſtiger Nahrung.

Darum bitten wir im Namen aller getreuen Kinder der Kirche recht inſtändig, unſer Anſuchen zu berückſichtigen.

Sebaſtian Manzl, Manhart. Thomas Mair."

Herr von Menſi brachte nun ſeinen alten Vorſchlag, Hagleitner im Brixentale probeweiſe anzuſtellen, wieder in Erinnerung.

Das Geſuch von Manzl und Mair wurde dem Konſiſtorium in Salzburg vorgelegt. Von dieſem kam die Antwort zurück, daß eine Klage ohne Nennung der Schuld und der Schuldigen nicht behandelt werden könne. Das Ordinariat riet aber, den Dekan Hechenberger nach Reith bei Rattenberg und die alten Vikare Waldemayr und Wißbauer in den Ruheſtand zu verſetzen.

Dem Gubernium ſchien jedoch Reith nicht geeignet, da es zu nahe dem Brixentale ſei. Auch könne die Penſionierung der beiden Vikare nicht von der Landesbehörde angeboten, ſondern müſſe von jenen erbeten werden.

So entſtanden langwierige Verhandlungen.

Hechenberger lehnte mehrere Angebote ab, die ihm nicht entſprachen und blieb, ſich nun erſt recht ſicher fühlend, in Brixen.

Hagleitner, der in letzter Zeit eine Privat-Kaplanei in Unterſchönberg am Eingange ins Stubaital inne hatte, erhielt nun endlich nach monatelangen Verhandlungen zwiſchen den Ordinariaten Salzburg und Brixen eine Benefiziatenſtelle in Rankweil in Vorarlberg. Und dieſe nur probeweiſe. Hier erwarb er ſich bald die Zuneigung und Verehrung der Bevölkerung. Selbſt ſein Pfarrer lernte ihn wegen ſeiner Frömmigkeit und ſeines erfolgreichen Wirkens aufrichtig ſchätzen.

Auch in dieſer entfernten Gegend bekam Hagleitner oft Beſuch aus dem Brixentale und hatte ſteten Briefwechſel mit ſeinen Anhängern.

Seine Feinde aber ruhten nicht. Auch der Fürſtbiſchof Franz Karl von Brixen hatte nicht die beſte Meinung von ihm. Dieſer Kirchenfürſt ſandte am Chriſttag 1817 an das Landespräſidium ein Schreiben, worin er Hagleitner einen heuchleriſchen Frömmler, einen fanatiſchen Politiker, Zotenreißer und Religionsſpötter nannte. —

Nun wünſchte Hagleitner eine Anſtellung in der Erzdiözeſe Wien, da er an ſeinem dermaligen Wirkungsorte vor Beſuchen aus dem Brixentale ja nicht ſicher ſei — und ihm jeglicher Verkehr mit ſeinen Landsleuten verboten worden war.

Es ſcheint, daß er von irgend einem Freunde in Öſterreich auf ſeine brenzlige Lage aufmerkſam gemacht worden war.

Jetzt kam von der Polizei-Hofſtelle der Befehl, Hagleitner ſei ſofort aus Tirol zu entfernen. Er erhielt am Sylveſtertage das Dekret ſeiner Enthebung. Am Neujahrstage teilte er in der Feſtpredigt den frommen Zuhörern ſein Fortgehen mit. Mit großer Rührung und heftiger Gemütsbewegung rief er aus: „Lebt wohl, meine Lieben, ſeid bedankt für euer wohltuendes Vertrauen, und behaltet mich in gutem Andenken. Ich will eurer nie vergeſſen. Lebt wohl!“

Die Gemeinde war ſchmerzlich überraſcht und die meiſten Anweſenden ſchluchzten ob dieſer unerwarteten Botſchaft.

Hagleitner reiſte noch am Neujahrstage ab und nahm zunächſt beim Löwenwirt in Innsbruck Wohnung. Von dort mußte er wieder in das Kloſter der Serviten. Alldort wurde er von der Polizei in ſtrengſte Aufſicht genommen.

Er wunderte ſich nicht wenig über dieſe Maßnahmen und konnte ſich das alles nicht erklären. —

VIII.

Im Sommer 1818 brannte die Aufregung der Manharter wieder lichterloh. In Weſtendorf und Hopfgarten wurden ſie von der Kanzel ſchwer angegriffen und verdächtigt.

Sebaſtian Manzl, der ſelbſt zugegen war, wurde als Heide geſchmäht und des Bündniſſes mit dem Teufel beſchuldigt.

Die beiden Anführer ließen ſich das nicht gefallen und verteidigten ſich energiſch in einem Briefe an das Präſidium.

„Wir haben recht“, ſchrieben ſie. „Eure Geiſtlichkeit darf nicht gegen uns predigen. Und uns verbietet man nichts. Wir gehen von unſerm alten, katholiſchen, römiſchen, apoſtoliſchen Glauben kein Jota ab — und das tun alle die, die den ‚Sebaſtian-Manzl-Glauben‘ haben.“

In dieſer Zeit wurde Hagleitner nach Wien berufen.

— — —

Die Kirche feierte das Fronleichnamsfeſt. Im Brixentale wird dieſes Hochfeſt auf eine ganz beſonders feſtliche Weiſe begangen.

Alle wehrfähigen Männer des Landgerichtes Hopfgarten ziehen auf feſtlich geſchmückten Pferden, im Schützenſchmuck und mit Stutzen, Morgenſternen, Lanzen und andern Waffen verſehen, zur „Schwedenkapelle“. Dieſes Heiligtum war zur Erinnerung an eine vaterländiſche Tat der Brixentaler im letzten Jahre des Dreißigjährigen Krieges erbaut worden. An dieſer Stelle hatten die Ah-

nen der heutigen Talbewohner eine ſchwediſche Reiterſchar mutig in die Flucht geſchlagen. Die Kapelle trägt noch die Inſchrift: Bis hierher und nicht weiter, kamen die ſchwediſchen Reiter.

In dieſem Jahre waren beſonders viele Gäſte aus nah und fern erſchienen, um dieſen hiſtoriſchen Umzug zu ſehen.

Ängſtliche Gemüter zagten in banger Sorge, — denn man fürchtete Unruhen durch die Manharter. Aber nichts geſchah.

Mit klingendem Spiel und flatternden Fahnen bewegte ſich der Zug durch die feſtlich herausgeputzten Ortſchaften, über die in ſtrahlender Sommerſchönheit prunkenden Felder. Die Prieſter des Tales ritten auf reichgezierten Pferden und der Dekan von Brixen, ebenfalls hoch zu Roß, trug das Allerheiligſte. Pöller krachten von den Geländen, die Glocken aller Kirchen des Tales läuteten, und ein ſeidenblauer Himmel ſpannte ſeinen gewaltigen Bogen über ſonnenfrohe Gefilde.

Vor den bunt geſchmückten Häuſern knieten Frauen, Kinder und Greiſe und neigten demutsvoll ihr Antlitz vor dem Gotte, den ſie hier in Brotsgeſtalt verehrten.

In Weſtendorf trugen alle Häuſer reichen Schmuck, nur das des Manhart nicht.

Hart wurden die Geſichter der Vorüberſchreitenden, als ſie dies merkten. Niemand kniete davor, an keinem Fenſter falteten ſich fromme Hände.

Der Samer-Mart ſagte mit einem tiefen Seufzer zum Hundbichler-Örg, und ſeine Stimme hatte einen wehen Klang: „Der Waſt, er tuat nit mit, er ſperrt ſi ein. Und dö andan Manhaſchta ſeind g'wiß bei eahm.“

„Weaſcht a ſoſ'n ſein“, beſtätigte Örg und blickte finſter zum Untermanhart hinüber.

Aber drinnen in der Stube des Manhart knien der

Bauer, die Bäuerin und das Geſinde vor dem Herrgotts-winkel und beten mit andern Gleichgeſinnten den Sakra-mentsroſenkranz.

Und dem Manharthofe gegenüber kniet Uſchei und birgt ihr Geſicht hinter zitternden Händen.

Tut ſie dies aus Demut, aus Andacht — oder aus Scham und Schmerz, daß ihr Liebſter nicht dabei iſt bei all dieſen ſchmucken, frommen Reitern?

„Ja, Uſchei", tröſtete ſie die danebenkniende Wabi, „haſt dir's nit denkt, daß er beim Antlaßritt nit mittun kann, dei Bua? Daſſ'n hätt i dir woll ſag'n könna." —

Die vorbeireitenden Bauern ſahen alle mit ſtrengen Blicken zum Haus des „Ketzers".

Wie ein trüber Schleier liegt das Bewußtſein um die Spaltung unter ihnen auf ihren Seelen. Keiner heißt das Tun und Laſſen des Manhart gut, — aber keiner ver-dammt ihn. Mitleiden mit dem zerquälten Manne und ſeinen Anhängern ſteigt in ihnen auf und ernſt und traurig wird mancher Blick. Und viele ſchwere Gedanken zogen auf dem langen Wege bis zur Schwedenkapelle durch die Gemüter der frommen Bauern.

Als die religiöſe Feier zu Ende war, zerſtreuten ſich die Bauern und in den einzelnen Ortſchaften ging es bei Spiel und Geſang luſtig her. Die Jugend war es aber allein, die ſich wirklich von Herzen und ſorglos vergnügte. Die „g'ſtandenen" Männer und Weiber wurden nicht recht froh. Es lag wie ſchwerer Alpdruck auf ihrer Bruſt. Und keines nahm es gleichgültig hin, daß unter ihren nächſten Verwandten und Befreundeten wegirre Chriſten waren. Hatten dieſe doch ihr Fleiſch und Blut, atmeten dieſelbe Luft, wohnten im ſelben Tale und waren durch feſte Bande an ſie gebunden! —

Und ſie ſcharten ſich zuſammen, berieten, bemitleideten und bangten für die Zukunft. — — —

So verging auch dieſer Tag. —

Die Spannung zwiſchen Volk und Klerus wurde immer bedenklicher. In Hopfgarten wurden die bekannten Freiheitshelden Ehrharter und Angerer unter Führung des Bürgermeiſters Entleitner beim Landgerichte wegen der ſchon lange gewünſchten Penſionierung des Vikars Waldemayr vorſtellig.

Ebenſo machten es die Weſtendorfer wegen ihres Seelſorgers Wißbauer. Am nachdrücklichſten aber drang man auf die Entfernung des Dekans Hechenberger, der nicht nur bei den Manhartern, ſondern auch bei den Kämpfern vom Jahre 1809 verhaßt war.

Der Landrichter Dallatorre, Sammerns Nachfolger, war aber ſelbſt ein Anhänger Hechenbergers — und ſo ſchlief dieſe Angelegenheit vorläufig wieder ein. —

Im Spätherbſt 1818 wurde der Biſchof von Lavant, Leopold, Graf von Firmian, vom Kaiſer zum Erzbiſchof von Salzburg ernannt, von Rom aber vorderhand nur als Adminiſtrator der Erzdiözeſe beſtätigt. Dieſe Botſchaft löſte im ganzen Bistum große Freude aus. Sogar die Manharter begannen nun wieder zu hoffen, ſahen beſſere Tage kommen und träumten von der Herſtellung des Alten und einer ſtrengeren Kirchenzucht.

Da flog wie eine Bombe ein Brief ins Tal. Hagleitner ſchrieb:

„Liebe, kleine, aber getreue Herde in Chriſto!

Der Vater unſeres Herrn Jeſu Chriſti erbarme ſich Eurer und ſchütze Euch vor Euren Feinden. Seid getreu und rechtlich wie bisher — und ſeid ſtandhaft im Glauben. Mit dem neuen Erzbiſchofe von Salzburg habe ich in Wien geſprochen; aber ich kann ihn nicht beſonders loben. Auch der päpſtliche Nuntius hat nicht viel Zutrauen zu ihm. Gebt nur acht, daß Ihr nicht etwa noch ſchlechtere Prieſter bekommt, als Ihr habet.

Morgen reiſe ich nach Miſtelbach als Frühprediger, zehn Stunden von Wien. —

Der Manhart ſoll ſein Talent, das er von Gott erhalten hat, gut benützen. —

Ich habe dem päpſtlichen Nuntius hier alles geſagt, wie es bei Euch ſteht, und er hat darauf gemeint: der Manhart hat vollkommen recht.

Außerhalb der katholiſchen Kirche ſind alle, die nicht den Papſt für den Statthalter Chriſti halten und ihm als ſolchen nicht gehorchen und ſolchen Prieſtern glauben, die den Papſt verachten.

Euer bekannter Freund Hagleitner,
Prieſter."

Die Manharter waren nun ganz faſſungslos. Noch ein Nuntius hatte ihre Grundſätze gelobt, ihre Meinungen gutgeheißen, — ihnen alſo Recht gegeben. Und ſie, die armen, einfältigen Bauern ſollten nun unterſcheiden können, was gut und was böſe ſei! —

Ein ſchwärmeriſcher Prieſter hatte ihre irrigen Ideen geformt und genährt, der anſäſſige Klerus ſie verachtet und gedemütigt, die weltliche Behörde ſie durch ihre Einmiſchung in kirchliche Angelegenheiten verwirrt und endlich unaufhörlich verfolgt.

War's ein Wunder, wenn dieſe braven, übergewiſſenhaften Leute dann noch weiter in die Irre gingen? —

IX.

Im Hauſe des Manhart ſaßen zwei Männer in ernſtem Geſpräche beieinander: der Manhart und ſein Bruderſohn Waſtei, der Liendlinger.

Der junge Bauer hatte Schweres auf dem Herzen. Man ſah es ihm an. Traurig, beinahe verzweifelt, ging ſein Blick in der Stube umher und blieb dann auf dem Antlitz des Manhart haften. Auch dieſer war nachdenklich geſtimmt. Seine treuen, ſanften Augen hingen voll Mitleid an der Geſtalt ſeines Neffen.

„A ſoſ'n geht's nimma weida", ſagte dieſer. „Mei Diandei vergramt ſi ja ganz — i kunn's bald nimma anſchau'n, wie's ölend iſt. Es druckt mier ja ſchiaga 's Heaſchz a. Gib du mir an Rat, Waſt, i woaß mier koan nimma."

„Mei liaba Bua — i kunn dir heunt a nur ſag'n, was i dir ſcho allweil g'ſagt hab: Wart'n, wart'n. Du biſt jung, 's Diandei, dös liabe, iſt a no ſovl jung. Mit der Zeit weaſcht ſi alls richt'n. Wenn du ſo g'wiß woaßt, daß Uſchei allzeit zu dir ſteht, aſt nacha muaßt es ja nit a ſoſ'n gneadi hab'n."

„I kunn nimma wart'n — und i mag nimma wart'n", warf der junge Mann nun leidenſchaftlich ein.

„Freili bleibt mier's Uſchei treu, daſſ'n iſt ja koa Frag nit. Aba moanſt, es ſeind nit mehr Buab'n umma, dö auf ſo a liabs, bravs und g'habig's (wohlhabendes) Diandei ſpitz'n? — Und der Niedernbichler? — Wer woaß, ob er nit amol 's Uſchei zwingt, oan von dö Be-

werber z'nemma? — Bua iſt koana auf'n Hof, 's Diandei iſt alloa, da muaß ja mit der Zeit a junga Baua her. Und der Alte weaſcht ſi ſein Nachfolger auf'n Hof no bei Lebzeit'n ſichan wöin."

Ja", unterbrach ihn der Manhart, „balſt du Niedernbichler wern wüiſt, wer bleibt aſt nacha z' Liendla?"

„O — z'weg'n deaſ'n hab i koa Sorg nit. Mei Hoamatl b'ſorg'n ſchon meine Schweſtan", entgegnete ſchnell der Waſtei.

„Hm, hm", machte der Manhart.

Der junge Mann rückte ganz nahe an ſeinen Ohm heran und ſagte mit leiſer Stimme, als fühlte er, welch heikle Frage er nun ſtelle.

„Was moanſt, Waſt, — wenn i 'n Niedernbichler friſch frag'n tat, ob er mier's Diandei göbat, — und eahm hoch und heilig vaſprechat, daß i mi mit ſeina Tochta in der Dorfkirch'n von inſan Vikar z'ſammgeb'n laß? I bleib deratweg'n im Heaſchz'n decht manhaſchtiſch, daſſ'n iſt g'wiß. Aba, woaßt, es war ja nur, damit der Niedernbichla z'frieb'n iſt."

„Was — was wüiſt", rief nun ganz außer ſich der Manhart und ſtand drohend vor dem Liendlinger. — „Du, du, Waſtei, mei Bruadasbua, — du kunntſt mier dös antian?" —

Seine ſonſt ſo ſanften Augen, die gerade noch voll inniger Teilnahme geblickt hatten, ſprühten eitel Zorn und gerechte Empörung.

Nach einer Weile beſänftigte er ſich wieder und nur ſeine Stimme verriet innere Bewegung, als er ſagte: „Waſtei, tua dös nit — tua nur dös nit. Woaßt, ſo a Seg'n von an Geiſtlan iſt allweil a heilig's Ding. Und man darf damit nit Schindluada treib'n. Du biſt manhartiſch, haſt m e i n Glaub'n — alſo glaubſt du ja eh nit an die Kraft von ſo an Seg'n von inſan Vikar. —

Aft nacha betrüagft du 'n Herrgott — und di ſelber a, wenn du di auf ſo a Weiſ' mit 'n Diandei z'ſammgeb'n laßt. — Und Waſtei, Waſtei, i kunnt's nit glaub'n, daß du a ſoſ'n oana biſt, der auf a Heuchlerei und a innere Unaufrichtigkeit ſei Leb'nsglück aufbau'n wüi. Denn eppas andas war dös nit. Und's Glück von dein Uſchei kunnt'ſt a ſoſ'n ölend vaderb'n. Woaßt, der Herrgott laßt nit ſpaß'n mit eahm. — Ja, mei arma Bua, — tua dös nit, — und wart in Gott's Nam no a bois." —

Der ſtrenge und doch ſo gütige Manzl fuhr mit ſeiner ſchwieligen, arbeitsgewohnten Hand fein und lind über Waſteis Hände, die ſchwer auf dem Tiſche lagen.

Da rang es ſich langſam aus der Bruſt des Jungen: „Ja, ja, Manhaſcht, haſt ja Recht; es war freilich a Falſchheit g'weſ'n. Oba, wenn oans gar koa andas Mittel hat — — —?"

„Muaß man eben warten, Waſtei", vollendete ernſt der Manhart. — Ein alter Knecht, der vor dem offenen Stubenfenſter auf der Hausbank ſaß, und alles gehört hatte, murmelte in ſeinen Bart: „O, mei, ſeind die jungen Leut heunt hitzi — nix nit könnan's derwart'n; i hab auf mei Moidei zwölf lange Jahr g'wart, ja, zwölf lange Jahr; bin eahm allweil treu blieb'n, 'n Diandei — und 's Diandei mier a. Und nacha, — o, mei, nacha iſt's mier in eaſcht'n Jahr ban Kindei vaſturb'n. Es hat ſcho weh tan, ja, ſchröckli weh. Aba, es weaſcht ſcho ſo ſein hab'n müaß'n."

Der alte Mann ſchlug Feuer für ſeine Pfeife, ſchaute in weher Erinnerung auf die Hänge des Nazzelberges, wo er ſein kurzes Glück erlebt hatte. Und freute ſich der Sonne. — Und freute ſich, daß er nun all dies Schwere überſtanden hatte. —

Wieder war ein Weihnachtsfeſt vorüber. Beim Niedernbichl ſaß man in der Stube beim Mittageſſen: der

Bauer, Uſchei, Rueppei, der Großknecht, und Wabi, die Hauſerin. Die andern Dienſtboten aßen in der großen Küche.

„Uſchei“, begann nun der Hausvater das Geſpräch, „du kannſt heunt mit Rueppei in d' Windau eichifahr'n. Inſare Holza brauch'n wieda Lebensmittel. Du, Wabi, richt'ſt her. Woaßt eh, was: a Schmalz, a Mehl, an Speck, a G'ſelcht's, an Branntwein und Salz und Brot. Und was du ſiſt no für notwendi find'ſt. Heunt iſt a ſchiana Tag — fahrt's glei after (nach) Mittag, aft ſeid's ban Zuadunkeln wieda dahoam. Uſchei, ſchau a bois, wie's ausſchaut in da Hütt'n von dö Buab'n. Sie wiſſen's, daß 's müaß'n ordentli ſein. Wenn's gar z' arg iſt, aft nacha ſagſt ihna mein Tadel. Und du, Rueppei, liefaſcht a Fuhr Holz mit außa. Und ſchau eahna a bois auf d' Finga, dena Buab'n, gell?“ —

Die Angeredeten verſprachen, alle Wünſche des Bauern getreulich und gewiſſenhaft zu erfüllen. Und Uſchei freute ſich ganz beſonders. Denn ſchon lange hegte ſie den Wunſch, einmal den Kohlenbrenner-Naz, den „Windauvater“, um Rat in ihrer Herzensſache zu fragen. Und nun bot ſich ihr paſſende Gelegenheit dazu. Denn die Hütte der Niedernbichleriſchen Holzknechte ſtand nicht weit entfernt von des Alten Behauſung.

„Gott g'ſeg'n 's enk“, ſagte nun aufſtehend der Bauer. Der Großknecht ſprach nach altem Brauch das Tiſchgebet — und dann ging jeder ſeines Weges. — Bald war das Nötige beiſammen und Rueppei ſpannte das Fuhrwerk ein. Er nahm einen großen Schlittenwagen, denn es lag feſter Schnee. „Hü, hü“, trieb er die ſtarken Pferde an, und ſeine Geißel ſauſte und pfiff luſtig durch die klare Luft.

Uſchei hatte ſich zwiſchen Mehlſäcken und Schmalzkübeln verſtaut und zog ihr warmes Tuch enger um ihren

zarten Körper. Obwohl die Sonne hell und rein ſchien, war es eiſig kalt. Ein friſcher Wind war aufgekommen und blies ſie ſcharf an.

Luſtig ging es nun auf dem gut ausgefahrenen Wege in die Windau hinein. Oft begegneten dem Gefährte zutal fahrende Holzer. In der kalten Zeit, wenn der Bauer ſonſt nicht viel zu tun hat, ſchickt er ſeine Knechte in den Wald, um für den nächſten Winter Holz herzurichten.

Nun kam ihnen eine Fuhre mit Holzkohle entgegen, begleitet von den Knechten des Naz. Sie mußten die Kohle durch die Windau und den unheimlichen Hopfgartner Wald, die Haslau und das enge Tal hinunter bis nach Kaſtengſtatt führen, wo ſie auf große Flöße verladen und den Inn abwärts verfrachtet wurde.

„A, grüaß Gott", grüßte Rueppei. Und Uſchei ſagte teilnahmsvoll: „Heunt habt's nix Guat's nit. Kemmp's ja ſchon arg in d' Nacht eichi."

„O, daſſ'n ſein mier g'wöhnt", lachten die Burſchen zurück.

„Wie geht's dem Naz?" fragte nun das Diandl. „O, nit zum Beſt'n. Er huaſt und kriegelt (räuſpert ſich), daß 's nimma ſchean iſt. Und iſt ganz alloa in der Hütt'n. Aba, er hat's abſolut nit wöin, daß i bei eahm bleib", ſagte der ältere der Burſchen.

„Moanſt, es tat ihn g'freun, wenn i ihn a bois hoamſuach'n tat?" forſchte nun Uſchei.

„Und daſſ'n, wie arg", entgegnete der Knecht.

„Aft nacha geh i auf a Stündei eihi zu eahm", ſagte das Mädchen zu Rueppei.

„B'hüat enk Gott — und an guat'n Weg", verabſchiedeten ſich die Niedernbichlerleute von den Kohlenführern.

Langſam ging es nun bergauf, an ſtillen Gehöften vorbei. Nur der harte Hufſchlag der Pferde auf dem feſt-

gefrorenen Schnee, der klopfende Ton einer Hacke oder das ſauſende Geräuſch eines fallenden Baumes unterbrachen die winterliche Stille.

Bald waren die zwei in jenen Wald gekommen, der zum Niedernbichlergute gehörte. Dort herrſchte reges Leben. Gut ein halbes Dutzend Männer und Burſchen ſchafften emſig und frohgemut an ihrer ſchweren Arbeit.

Da ſägte einer, dort entrindete einer einen gefällten Baum, hier zogen ihrer drei mit allen Kräften und ſtarken Seilen an einer hohen Tanne, um ſie endlich zu Fall zu bringen. Und wieder andere trugen die entrindeten, gleichmäßig langen Prügel zuſammen und ſchichteten ſie zu einer Mauer.

Trotz dieſer harten Arbeit waren die Leute luſtig. Bald tönte ein fröhliches Gſtanzl durch die Luft, bald erſcholl lautes Lachen und luſtiges Gepläntel. Hoch oben an einer verurteilten Eiche hing ein kecker Burſch und ſägte Aſt für Aſt ab, die knarrend und knirſchend zu Boden fielen. Und pfiff dabei ein Schnadahüpfl nach dem andern.

Hinter den Bäumen ſtand auf einer freien Lichtung im ſchwachen Winterſonnenſchein die Hütte der Holzer.

Dorthin lenkte der Großknecht ſein Fuhrwerk.

Der „Hüatbua“, der auch mit den Knechten im Schlag war, da er zu dieſer Jahreszeit in ſeinem Berufe ja nicht viel zu tun hatte, wurde herangerufen und mußte unter Uſchei's Aufſicht und Rueppei's Mithilfe die Ladung von Lebensmitteln in die Hütte ſchaffen helfen.

„Iſt guat, a ſoſ'n“, ſchmunzelte er zufrieden. „Recht extra lang hätten mier nimma zum zehr'n g'habt da.“ Vergnügt trug er die willkommenen Sachen an ihren Platz.

Uſchei ſchlug die Hände zuſammen, als ſie die Hütte betrat. „O mei, ſchaut's da aus! Und dö Luft! Ja, macht's ös nia a Fenſta auf“, fragte ſie den Hütbuben.

„O — es blaſt ſcho der Jochwind gnuag eiha da“, lachte der zurück. „Dö dicke Luft da kimmp ja nur von dem Rauch'n und von Tſchigg'n und von dö alten ledernen Hoſ'n.“

Aber Uſchei ſchüttelte unwillig den Kopf und riß ungeſtüm ein Fenſter auf, durch das die ſchwachen Sonnenſtrahlen mit mattem Glanz einfielen.

„Dös kannt'ſt woll du tian“, fuhr ſie den ob ſolcher Fürſorge ſtaunenden Buben an. „Was tuaſt denn eigentli den ganz'n Tag, ha?“

„I — i tua alle Täg kehrn, Fuier mach'n und Mäus fanga. Koch'n tuat der Hanſei, der kann's am beſten. Und waſch'n a“, verteidigte ſich der Hütbub.

„Waſch'n, — was denn? Was i ſiach, iſt nit a ſoſ'n, als ob's eaſcht g'waſch'n word'n war. Dö Handtüacha, dö Fürtüacha da ſeind ja mehr ſchwarz als weiß und blob — und dö Schüſſ'l zum Zwag'n (Waſchen des Körpers) iſt wahrhaft a Graus“, jammerte das Diandl.

„Mei, Uſchei, tua di nit a ſo gramen z'weg'n ins da herinna. Woaßt, ins iſt's a ſoſ'n grad recht und guat g'nuag. Mier ſeind alle pumpalg'ſund bei inſara Wirtſchaft und der Baua weaſcht ganz g'wiß a z'fried'n ſein, — hab'n ja ſchon 's Halbe von dem g'ſchlag'n, was g'ſchlag'n wearn ſoll, und daſſ'n in dera kuſchz'n (kurzen) Zeit. Ja, Uſchei, du warſt freila a guate Hausfrau da bei ins herinna — aba, es war woll ſchad um dei G'nauigkeit und dein Fleiß. Woaßt, mier ſeind eb'n Holzknecht und bei dena derf man nit a ſoſ'n hoaggl ſein.“

„Geh, red' nit gar a ſo patzig, du greana Lauſa du“, verwies ihn Uſchei lachend.

Rueppei, der ſtillſchweigend auf der unter ſeinem Gewichte knarrenden Ofenbank ſaß, und hin und wieder ein großes Scheit in den mächtigen Ofen ſchob, lachte leiſe mit und nahm einen kräftigen Schluck Branntwein.

„Rueppei, bei dena da iſt Hopf'n und Malz valor'n, moanſt nit a?“ fragte Uſchei halb beluſtigt, halb ärgerlich den Großknecht.

„Kunnt'ſt ſchiaga recht hab'n“, gab der gelaſſen zurück.

„Hiatzt geh i auf an Sprung zum Kohlenbrenner Naz eihi. Muaß woll amol ſchau'n, wie's eahm geht. Werd ſcho bald wieda da ſein. Rueppei, auf's Wiedaſech'n, aft nacha.“

Die ſchmucke Dirn eilte nun flinken Schrittes quer durch den Wald, über holprige Steige zur Hütte des Alten. Sie achtete nicht der knorrigen Baumwurzeln, die da und dort aus dem Schnee hervorſtachen und den Weg beſchwerlich machten. Sie war ganz mit ihren Gedanken beſchäftigt und hoffte von dem Windauvater Troſt in ihrer Herzensangelegenheit zu erhalten. Nur einige Schritte noch trennten ſie von der verwitterten Hütte.

„Hundei“, welcher das Nahen eines Menſchen gehört hatte, kläffte und brummte in der Schlafſtube des Alten, wo er zu Füßen ſeines Herrn lag.

„Ha, Hundei, was iſt denn los?“ flüſterte Naz. Ein heftiger Huſtenanfall warf ihn auf ſeinem armen Lager herum, als die Tür aufging und Uſchei eintrat.

„Grüaß Gott, Naz, — i hab enkere Knecht begegnet, dö talaus g'fahr'n ſein. Und dö hab'n mier g'ſagt, ös wart's nit guat beinand. Und hiatzt, weil mier, Rueppei und i grad zu inſere Holzleut eiher hab'n müaſſ'n, wüi i ſchau'n, wie's geht“, ſagte freundlich das Mädchen.

„O mei — a ſoſ'n a Freud“, ſagte der Naz und reichte Uſchei die eiskalte Hand. „A ſoſ'n a groaße Freud!“

„O, Voda, ös habt's aba Fiaba — dö kalt'n Händ und dö hoaße Stirn“, jammerte Uſchei. „Da derft's do nit ſo alloa bleib'n. Hiatzt mach i enk amol g'ſchwind an Kräutertee und tua enk a Stampei Hollerbranntwein eichi; habt's a ſoſ'n eppas da?“

„Ja, ja, Uſchei, in der Stub'n in Wandkaſtei find'ſt, was brauchſt." Das Diandl verſchwand und bereitete den Trank.

Indeſſen führte der Alte mit Hundei ein zufriedenes Geſpräch: „Gell Hundei, a ſo'n a Freud, — a ſo a ſcheans Diandei kimmp heunt zu ins. Wie an Engal, ſo ſchean, ſo liab iſt's, gell? Hiatzt wear i g'wiß wieda guat wearn, ja, i hoff woll. Siſt iſt die Waldhäuslin nit z'fried'n mit mier, wenn i nit hundaſcht Jahr alt wear. Aba, der Winta, daſ'n tuat mier ſovl nit guat. Bal die Kripp amol ſo alt iſt, braucht ſie eb'n viel Wärm. Einwendi und auswendi. Und bei ins da der Jochwind iſt koa feina nit. Der bloſt durch und durch, daß oan grad ſo ſchüttelt, gell Hundei."

Das treue Tier ſah mit großen, verſchreckten Augen ſeinen Herrn an, der heut ſo ſchreckliche huſtende Laute von ſich gab.

Es währte nicht lange, ſo kam Uſchei mit dem wärmenden und ſtärkenden Tranke.

„A bois an Heangg (Honig) hab i enk eihi geb'n, weil i grad oan g'ſech'n hab in Kaſtei", ſagte ſie und reichte dem Alten die dampfende Schale.

„Trinkt's, aft nacha weaſcht's ſchwitz'n, und morg'n iſt alls wieda guat", ermunterte ſie den Greis.

„Moanſt?" fragte dieſer zurück und hob mit zitternden Händen das Gefäß an die fieberrauhen Lippen.

„O — iſt guat, dös Trankl, vergelt's Gott, Uſchei. I moan, i kimm hiatzt nacha bald zum Himmelvoda — und woaßt, was i nacha ganz g'ſchwind tua?"

„Was denn Naz?" forſchte teilnahmsvoll das Diandl.

„Ja, Uſchei, g'ſchwind tua i ihn bitt'n, daß er für di und dein Buabn 's Beſte ſchickt."

„O, Naz", ſtammelte nun errötend das Mädchen, „daſſ'n war freila guat. Aba, i woaß nit, wie dös wearn

ſoll. Es ſchaut alls ſovl trüab aus für uns zwoa. Da Voda wüi nit, du woaßt eh, warum, Naz. Und Waſtei laßt ſein manhartiſch'n Glaub'n nit. O — und i geh ganz z'grund a ſoſ'n."

Das gequälte Mädchen ſenkte traurig ſein ſorgenvolles Köpferl und zerdrückte eine leidgeborne Träne, die ihm aus dem Auge quoll.

„Ja, Diandei, da iſt ſchwer rat'n", keuchte der Naz. Ein neuer Huſtenanfall zwang den Alten zur Ruhe und zum Schweigen. Uſchei riß ſich nun zuſammen und ſagte: „Hiatzt, Voda, iſt amol d' Hauptſach, daß ös wieda g'ſund weaſcht's. Wenn's enk recht iſt, geh i zu der Brennhütt-Traud und bitt ſie, daß ſie bei enk bleibt heunt Nacht. Denn ſo alloa kann i enk nit laſſ'n. Und d' Traud iſt a guat's Menſch und a d' Narte. I kimm bald wieda eicha nachſchau'n, wie 's geht, und a Medizin bring i a mit von Bada z' Hopfgaſcht. Gell, Naz — und hiatzt b'hüat Gott daweil — i kimm glei mit der Traud z'ruck."

Uſchei ging mit einem herzlichen Wunſch aus der Kammer. —

„A liab's Diandei", flüſterte der Alte, — „a liab's Diandei." Hat a ſcho Kumma in die jungen Täg. Ja, der Manhaſcht, deaſ'n iſt ja der Oheim von Waſtei, weaſcht da a harte Nuß z' beiß'n bekemman. Denn wie i ihn kenn, möcht er ſcho all'n Boad'n helf'n. Er iſt ja ſovl woach und guatheaſchzig. — Aba der Niedernbichler, deaſ'n iſt a Haſchta (Harter). — Ja, ja, — i ſich ſcho — und i ſorg ſchiaga, auf dera Wöit weaſcht da neamd was derícht'n könna."

So redete der Kranke. Die Brennhütt-Traud, die gerade mit Uſchei eingetreten war und die letzten Worte gehört hatte, wußte nicht, redete der Alte im Fieberwahn oder bei hellem Verſtande.

„Naz, Nachbar", rief ſie ihn an, „i tua dir's ſchiaga

nit vazeich'n, daß d' mi nit früher haſt ruaf'n laſſ'n. Deine Knecht hätt'n woll zuakehr'n könna bei mir. Iſt ja a reiner Zuafall, daß d' Niedernbichler Uſchei da eicher kemman iſt. Siſt hätt'ſt ja ganz verkemman kennan heunt. Aba hiatzt bleib i da", ſagte mit Nachdruck das gute alte Weiblein und machte ſich gleich zu ſchaffen. —

„I ſag dir a Vageltsgott", wandte es ſich an Uſchei. „Haſt ganz recht tan mit 'n Hollerſchnaps in Kräutertee. A ſo eppas hoalt einwendi und warmt. Und macht ſchwitz'n. Aft nacha weaſcht oan leichta."

„Naz, b'hüat di Gott für heunt, i muaß hiatzt woll gehn. Soll i was ausricht'n, z' Dorf? — Tua's gearn, Voda", bat jetzt das Mädchen mit einem dankbaren Blick.

„Ja", ſagte der Alte mit ſchwacher Stimme, oft von Huſten unterbrochen. „Ja, geh zur Waldhäuslin und ſag ihr, i woaß nit g'wiß, ob i no hundaſcht Jahr alt wear."

Ein ſchelmiſches Lächeln flog bei dieſen Worten über des Alten Faltengeſicht. „Und ſie ſoll mier's nit in d' Ewigkeit nachtrag'n, wenn i's nimma derpack, gell, Uſchei. — Und nacha tat i ſchean bitt'n um an geiſtlan Hearrn. Bin zwar allweil g'richt', — aba d' Wegzehrung und 's heilige Öl hatt i halt ſovl gearn. Man woaß nit, iſt der Weg lang oda kuſchz, — es iſt no koana z'ruckkemman. Gell, Uſchei, tuaſt mier den G'fall'n. Der Himmelvoda weaſcht's dir's ſcho vagelt'n."

„Ja, Naz, wennſt es hab'n wüiſt, tua i dir von Heaſch'zn gearn dein Wüin. Abi i moan, du ſollſt no a bois zuawart'n mit'n Sterb'n", meinte das Diandl.

„Bal i mit aller Heiligkeit vaſech'n bin, aft nacha wüi i ſcho no wart'n, wenn's Gott's Wüi iſt", gab der Kranke leiſe zurück.

„B'hüat di Gott, Naz — und auf Wiederſech'n", grüßte Uſchei noch einmal und ging mit Traud aus der Krankenſtube.

„Auf's Wiedaſech'n", flüſterte der Alte. — „Ja, vielleicht doſcht ob'n. Mier iſt heunt a ſo'n b'ſunda, ganz b'ſunda", liſpelte er und legte müd den Kopf auf die Seite.

Vor der Hütte ſagte Traud zu Uſchei: „Mier g'fallt er nit, der Naz. Iſt guat, daß er ſelba hat ang'fang'n von Vaſech'n. Woaßt, a ſo eppas ſagt man allweil haſcht. Mach's nur a bois gneadi beim Vikar. I moan, es hat ſein Zweck. Und hiatzt, kimm guat hoam."

Das Mädchen ging ſchweren Herzens zur Holzerhütte zurück. Traud ſetzte ſich zu dem Kranken. Es dauerte nicht lange, und der Greis ſchlief erſchöpft ein. Die Atemzüge, die vorher ſo unregelmäßig und geräuſchvoll aus der ſchwer arbeitenden Bruſt gekommen waren, wurden nun leiſer und gleichmäßiger. Auch 's Hundei verſtand ſeines Herrn Ruhebedürfnis und richtete ſich zum Schlafen zurecht.

Traud ſchlich leiſe aus der Kammer in die Stube. Sie wußte Beſcheid. Dort unter der Ofenbank in der alten Truhe hatte Naz alles verwahrt, was bereit ſein ſollte, wenn der Heiland zu einem Sterbenden käme. Da lag ſein ſäuberlich gefaltet die blühweiße, mit Spitzen und eingeſetzten Tüllkreuzen verſehene Leinendecke. Darunter, ſorgſam in Heu gehüllt, ein Kruzifix aus Meſſing und zwei Leuchter. Kerzen gab es in der Hütte des Naz allzeit. Traud nickte zufrieden, als ſie dies alles ſo ſchön beiſammen ſah.

„Iſt wollten (ſehr) lang her", ſinnierte ſie, daß mier dö Sach'n braucht hab'n. Ja, wollten lang — wie d' Moid vaſturb'n iſt."

Indeſſen fuhr Uſchei mit Rueppei wieder talaus. Schnell ging es auf dem guten Schlittenwege bergab. Der Großknecht mußte ſtets die Bremſe unter die Kufen legen, damit die beiden Gäule nicht noch von dem von ſelbſt

gleitenden Schlitten verletzt würden. Uſchei ſaß auf den harten Holzprügeln freilich nicht mehr ſo gut wie auf der Hinfahrt und ſtieß, wenn das Rütteln und Stoßen gar zu arg wurde, manchen Seufzer aus.

Bei der Waldhäuslin kehrte ſie ein und richtete den Gruß und die Botſchaft des Alten von der Windau aus.

„O mei, der Naz — der arm' Häuter", jammerte die Thres. „Mein Gott, ſo alloan kann man ihn decht nit laſſ'n."

„Iſt die Brennhütt-Traud bei eahm und tuat eahm guate Pfleg' an", tröſtete Uſchei.

„Gott ſei Lob und Dank! Woaßt, ins Spital außa gangat ins der Alte nia nit. Er hat alm g'ſagt: Sterb'n wüi i in meiner Hütt'n — in meiner Windau. Hab i g'lebt allweil da und g'lernt, z'fried'n ſein." — Oft hat er a ſoſ'n g'ſagt. — Und mit'n ‚Hearrn' fahr i morg'n eichi, — brauchſt di weida nit z'kümman, Uſchei. I ſag dir recht ſchean Dank für dein Guatſein. B'hüat di Gott, Uſchei!"

Das Diandl fuhr nach Hauſe und berichtete ihrem Vater, wie es im Holzſchlage ſtehe.

Der Bauer ſchien zufrieden. Als er von des Kohlenbrenners Krankſein hörte, flog ein Zug des Bedauerns über ſein immer ernſtes Geſicht.

„E weaſcht halt a ſoſ'n kemman, wie's ſein muaß", ſagte er trocken und ging in den Stall.

Uſchei ſuchte Wabi und erzählte dieſer treuen Seele, wie alles geweſen.

Am nächſten Morgen fuhr der Vikar mit der Wegzehrung durch die Windau. Ihn begleiteten die Thres und der Mesner. Silbern klang das Glöcklein, wenn das Gefährte an einem Hofe vorbei kam. Und alle die frommgläubigen Männer und Frauen traten vor die Türen und empfingen kniend den Segen des Prieſters. Einige von

ihnen folgten dem Schlitten, der langſam bergauf fuhr. Bei zwei Höfen rührte ſich niemand, als das Glöcklein das Nahen des Herrn verkündete. Schatten der Trauer legten ſich über das gütige Geſicht des Vikars. Die Waldhäuslin tat ihren Unmut in lautem Gebrumm kund. Alle wußten: hier waren Manhartiſche. — Und dieſe glaubten ja nicht an die Kraft dieſes Prieſters, das Brot nach Gottes Willen und Gebot in den Leib des Herrn verwandeln zu können. Sie blieben ſtumm und verſtockt in ihren Häuſern, während die Vorbeiziehenden voll Andacht beteten: Hochgelobt und gebenedeit — — —

Auch die luſtigen Holzer hielten in ihrer Arbeit inne und zollten dem heiligſten Sakramente ihre Ehrfurcht.

„Dö fahr'n zum Naz. Muaß woll ſchlecht dran ſein", ſagte einer. „O mei, beſſa z'früah für die Ewigkeit g'ſorgt hab'n, als z'ſpat", warf ein anderer ein. —

Traud, das alte hinkende Brennhüttweiblein, hatte den ſilbernen Glockenklang ſchon vernommen und wartete vor der Tür der Kohlenbrennerhütte auf die Ankunft des Vikars. „Grüaß Gott, Hearr", ſagte ſie und half dem Geiſtlichen aus dem Schlitten. „Es iſt woll guat, daß ös kemmp's. Der Naz hat die ganze Nacht irr g'red't und ſovl g'ſiabaſcht. Aba hiatzt iſt er ganz klar und ruhig."

Der Prieſter trat nun mit Traud, Thres und dem Mesner in die Kammer, während die andern, die ſich unterwegs angeſchloſſen hatten, in die Stube gingen und weiter beteten.

Das Weiblein hatte alles Nötige hergerichtet, damit der „Hearr" ungeſäumt ſein Amt verrichten könne.

„Vagelt's Gott, Hochwürd'n für's Kemman", ließ ſich nun Naz mit ſchwacher Stimme hören. „I bin ſcho g'richt'." —

Der Prieſter verrichtete nun ſeine Funktionen und ſetzte ſich an das Bett des Kranken. Über deſſen eingefallenes,

zerfurchtes Geſicht legte ſich der Widerſchein innerer Seligkeit und Zufriedenheit. Mit ergreifender Andacht empfing er den Leib des Herrn und die heilige Ölung.

„Hiatzt wear i z' Oſtan woll nimma außi kemman ins Dorf, — na, na, hiatzt nimma. Iſt g'nuag hiatzt für mi. I brauch nix mehr. Und du, Thres, muaßt es halt hinnemman, wenn i nit hundaſcht Jahr alt wear. Aba, bis 'n Juni derpack i's nimma. Wie der Hearr wüi — heunt oda morg'n, — i bin g'ſtellt", ſagte der Alte und ſah mit einem langen Blicke den Prieſter und die Waldhäuslin an. „Mei Hütt'n mit die Goaß'n, 'n Gimpl und 'n Hundei, dös g'heaſcht meine boad'n Knecht. Seind brave Buab'n und hab'n ja nix auf der Wöit, koane Öltan, koa Hab und Guat, — nur den G'ſund und den guat'n Hamur. Und fleißige Händ. — Wer woaß, ob i's no amol ſich; — morg'n kemman's eaſcht z'ruck von Kaſtengſtatt. — Und dir, Thres, g'heaſcht mei Geldbeut'l, — er iſt in da Stub'ntruch'n. Zahl die Leich und Seelenmeſſ'n — und denk an die guate Traud da, gell, daſſ'n derfſt g'wiß nit vageſſ'n. — Und ös, Vikar, kriagt's a no a extra Meßgeld für ganz b'ſundere Meinung. Und nacha bet's für alle Manhaſchta, daß ſ' wieda oans wearn mit der Kirch'n. Nacha kann i ruhig ſterb'n."

Müde vom langen Reden legte ſich der Uralte zurück.

„Naz, brauchſt koa Sorg nit z'hab'n, i wüi dein Wunſch gearn erfüll'n, ganz privat. Brauch koa Bezahlung nit dafür. Woaßt, 's Bet'n laß i mier nit zahl'n, na, daſſ'n iſt nit mei Brauch. Iſt a Sach ganz einwendi, ganz für mi alloan. Und i bin koa G'ſchäftsmann nit. Seelenhirt wüi i ſein in der Gmoa — und hab folgſame und verirrte Schaflan gleich gearn. Ja, dö Verirrten lieg'n mier no viel mehr am Herzen, wia dö allweil Braven. — Du, Naz, kriagſt a ſchöne Himmelfahrt. Und wirſt der Erſte von uns da ſein, der zur Anſchauung Got-

tes gelangt. — Aft nacha vazöhlſt ihm, dem Herrgott, wie's da zugeht bei uns." — —

„O mei, daſſ'n weaſcht er woll ſelba wiſſ'n", ſagte lächelnd der Naz. „I bin ſovl müad — und d' Luft derarbeit's nimma da drinn in da Bruſt. — O, i bin z'frieb'n — i dank 'n Hergott für mei lang's Leb'n, — wenn's a a bois amol ſchiach und trüab g'weſ'n iſt — a Gnad iſt's allweil g'weſ'n. — Und enk dank i für enkere Liab und Fürſorg — und grüaßt's mier die ganze Gmoa — und die Manhaſchta ganz b'ſundas. — Ja, dö Manhaſchtiſch'n. — Und hiatzt, Moidei — und ös, meine liab'n Kindaln — hiatzt kimm i. — Gelobt ſei — — —"

Mit einem tiefen Seufzer ſank der Alte ganz in ſich zuſammen. Die Augenlider fielen zu und der ſchmale, blaſſe Mund ſchloß ſich. Für immer. —

Während der Vikar die Sterbegebete ſprach, breitete ſich ein Zug des Friedens und der Ruhe über das verfallende Geſicht des Toten. Und alle, die in der armen Hütte waren, fühlten erſchauernd die erhabene Majeſtät des Todes. Es war ihnen, als ob die losgelöſte Seele des Naz wie ein geheimnisvolles Lichtgebilde durch den Raum ſchwebe, gerne noch verweilend an der Stätte des Lebens und Wirkens; als ob ſie, himmelſelig, noch einmal alles Irdiſche umfaſſe und die lieben Menſchen, die ihr nahe ſtanden, abſchiednehmend grüße.

„Herr, gib ihm die ewige Ruhe", betete nun der Prieſter und beſprengte den Leichnam mit dem geweihten Waſſer.

Dann ging er mit dem Mesner. Thres und Traud blieben. Sie erwieſen dem Toten noch manchen lieben Dienſt. Wuſchen und kleideten ihn, und ſchlangen um ſeine bleichen Hände, die feſt das Sterbekreuz umkrampften, den Roſenkranz. Und über ſeinem Haupte entzündeten ſie ein kleines Lichtlein. —

Flackerndes Lichtlein in der Sterbeſtunde des Armen — wie biſt du troſtreich und wunderbar! Kündeſt ewiges Licht hinter den Toren des Todes; verheißeſt Ruhe und lichte, ſtrahlende Freude nach einem Leben voll Schmerz, Finſternis und Elend, voll Schatten und Schuld! — Licht, — Licht, — biſt Gottes ſchönſter Bote, biſt Erlöſung und Sinnbild der Ewigkeit! —

Am nächſten Morgen brachte man den toten „Windauvater“ zu Tal in die Totenkapelle des Dorffriedhofs.

Zum letzten Male grüßte ihn der Wald, den er ſo ſehr geliebt. Und aus ſeinen Meilern kroch der Rauch langſam und ſenkte ſich wie flatternde Trauerfahnen zu Boden.

„Leb wohl“, rauſchten und kniſterten die winterſtarren Tannen und Fichten.

„Leb wohl“, toſte und polterte der Bach und ſein glitzerhelles Waſſer ſchlug klirrend und klingend an die glasklaren Eiszapfen, die das Ufer ſäumten.

In den Lüften hob ein wunderſames Singen und Pfeifen an. Der Wind ſtrich über die hohen Wipfel und ſang leiſe und weich: „Leb wohl, Windauvater, leb wohl!“ —

Seppei, des Bertlbauern Knecht, der den Schlitten mit dem Toten zog, lauſchte ergriffen der myſtiſchen Muſik, die von allen Seiten ſo ſeltſam und geheimnisvoll erklang. Der einfache Waldbauer verſteht die Sprache der Wildnis und der Einſamkeit. Seine ſtarke und innige Verbundenheit mit der Natur macht ihn hellhörig und feinfühlig.

Unter Seppei's grobbeſchuhten Füßen krachte und knirſchte der Schnee und die Schlittenkufen kreiſchten weh auf, wenn ihnen eine knorrige Baumwurzel oder ein ungefüger Stein den Weg wehren wollten.

Es war ſonderbar: hier unten auf der Erde Mißgetön, — oben in den Lüften reine, feine, klingende Muſik.

„Ja, ja“, philoſophierte Seppei, — „a ſoſ'n iſt es all-

weil im Leb'n." Von den ſtillen Häuſern heraus kamen nun die ernſten Männer und ſagten dem Windauvater Lebwohl. Und manch einer von den Frauen rann eine trauerſchwere Träne über die Wange. Und viele dachten: „Weh, der Naz verläßt uns, der Windauvater, den wir alle liebten und der uns allen ein Rater und Helfer war." Der Hundbichler Örg ſtand vor ſeinem Hauſe und ſagte leiſe zu ſeinem Knechte, der neben ihm dem Trauerzuge nachſah: „Hiatzt kimmp mier die Windau wollten lar und ead vor, wenn der Naz nimma herinn hauſt. Ja, der Naz, — er war a Stuck Windau, a Stuck Hoamat. So lar iſt's, ganz b'ſunda. Schon denk'n müaſſ'n, der Kohlenbrenner iſt nimma bei ins, ſchon daſſ'n alloa macht mi betrübt. Aba, 's Jamman nutzt a nix nit. Laſſ'n mier ihn in Fried'n ruh'n und gunnan (gönnen) eahm's Ausraſt'n. Er hat's vadeant."

Viele von den wortkargen, gemütvollen Windauern dachten ſo und gingen ſchweigend wieder an ihre Arbeit.

Da kam ein Kind, ein feines, zartes, in grober Gewandung, und legte ein Tannenreislein auf das Tuch, das den toten Alten bedeckte. Und ſtrich mit linden Händen die Falten glatt, die im ſchwarzen Gewebe lagen. Und ſchwieg und lauſchte — und ſah mit traurigen Augen noch lange dem ſtillen Gefährte nach. —

Als im Dorf die Elferglocke läutete, legten der Mesner und ſein Gehilfe den Kohlenbrenner-Naz auf die Bahre in der Friedhofskapelle.

„Der Naz iſt da, der Naz iſt g'ſtorb'n", ſagten ſich die Dorfer, und gingen, ihren Gemeindeälteſten noch einmal zu ſehen und zu grüßen.

Als es dunkelte, ſtand ein junges Diandl vor dem Toten und weinte ſtill in ſich hinein. Uſchei.

„O, Windauvater, a ſo g'ſchwind wüiſt mier fürbitt'n beim Herrgott. — Na, a ſo g'ſchwind hätt'ſt nit müaſſ'n

gehn, — na — hätt'ſt es nit ſoll'n. O, Naz, — ſei mier grad nit harb — i woaß nit aus und nit ein."

Das verzagte Mädchen nahm aus einem Korbe grüne, duftende Zweige und rote, leuchtende Blüten, die es von der „brennenden Liab" in der Stube daheim abgeſchnitten hatte, und legte ſie ihrem ſtummen alten Freunde auf die ſtille Bruſt. Und gewahrte nicht, daß jemand durch die offene Kapellentür eingetreten war. Als es ſich zum Gehen wandte, erkannte es im fahlen Schein der Kerzen den Manhart.

„Grüaß Gott, Waſt", grüßte Uſchei. — „Biſt a kemman no b'hüat Gott ſag'n zum Naz — gell! Mei, der hat a Ruah und an Fried'n. I bin eahm ſchiaga neidig."

„Geh, Uſchei, — was müaßt aft nacha i ſag'n?" fragte der Manhart und trat leiſe zu der Bahre. —

„Guate Nacht, Manhart", verabſchiedete ſich Uſchei,

Nun war Sebaſtian Manzl allein mit dem toten Freunde. „Naz, mier tuat's ganz 's Heaſchz adruck'n, wenn i denk, daß i dir nit amol kann a g'weiht's Waſſer geb'n. Aba, woaßt, deaſ'n da iſt decht koa richtig's nit — und mier Manhaſchta hab'n inſas fertig. — Und ſigſt, Naz, — wenn i dir hiatzt von dem da oans gab, war's von mier a Falſchheit — und i müaſſat mi vor dir ſchamen. Wenn i a in Unrecht ſein ſollt, — aba, eppas andas tian als was i denk und glaub, bring i nit z'ſamm. Du vaſtehſt mi ſcho — und kennſt mein guat'n Wüin. — Du ja, du vadeanſt die ewige Seligkeit — biſt allzeit a aufrechta, grada Mann g'weſ'n und haſt a ins Manhaſchtiſche nit veracht'. Weaſcht dir woll vagolt'n wearn, daſſ'n iſt g'wiß. Hiatzt, b'hüat di, Naz, — und denk an ins in andan Leb'n."

Der trauernde Bauer machte noch das Kreuzzeichen über den Toten und ging dann gedankenvoll ſeinem Hauſe zu. —

Froſtiger, klingender, klarer Wintermorgen! Silberne Sonnenblitze auf Wieſe und Au, auf Haus und Hof! Über die Fluren, über die Dächer hin erſchallen die Glokken der Weſtendorfer Kirche. Heut trägt man ihn zu Grabe, den Kohlenbrenner-Naz. Den Alten aus der Windau, den alle kannten, liebten und verehrten. Die Glocken rufen die Nahen und Fernen, die Alten und Jungen, die Armen und Reichen. Sie kommen alle. Im Dorf macht man keinen Unterſchied zwiſchen Hoch und Nieder, bettelarm oder wohlhabend. Der „ſchwere" Bauer erhält das gleiche Begräbnis wie der mittelloſe „Häusler".

Die Kirche iſt für alle gleich, das Geläute für alle da. Die „Dorfer", die Windauer, Nazzelberger, Salvenberger, und die vielen aus den kleinen, lieblichen Weilern, ſie alle ſind da. Wie Brüder trauern ſie um einen der Ihren. Dieſen Einen auf ſeinem letzten Gange zu begleiten, halten ſie für heilige Pflicht.

Auf dem Dorfplatze ſtehen ſie oder im Gottesacker. Die Männer ernſt und gemeſſen, die Weiber abgeſondert und miteinander tuſchelnd.

Jetzt kommt der Vikar mit ſeinen Aſſiſtenten.

Schnell und geräuſchlos hat ſich der Zug geformt. Man hört nur das Klirren der Roſenkränze und das Beten des Prieſters. Um den Friedhof herum bewegt ſich der lange Trauerzug. Dann ſchwenkt die dunkle Schlange wieder hinein durchs Tor und hin zum Grabe, in dem ſchon ſo lange die Moid mit ihren Kindern ruht.

Der Seelſorger ſegnet die Leiche und ſpricht die gebräuchlichen Gebete. Hinter ihm ſteht Thres, die Waldhäuslin. Schwarz ſind heute ihr ſeiden Bruſttüchlein und das „Fürtuch". — Traurig iſt ſie. Der Letzte aus ihrer „G'freundſchaft" iſt nun tot. Alle ſind ſie ſchon hinüber.

Sie wundert ſich über die Manharter. Alle ſind ſie da. Als ob ſie gewußt hätten, daß der Alte in ſeiner Sterbe-

ſtunde ſo liebevoll ihrer gedacht hatte. — Aber, das konnten ſie noch gar nicht wiſſen. — Paarweiſe ſtehen ſie dort in der Friedhofsecke, voran Sebaſtian Manzl, der Manhart, und Thomas Mair, der Lederer. Und drehen ſchweigſam und nachdenklich ihre Hüte in den Händen. Haben die Augen geſenkt, den Blick nach innen gerichtet. Sie beten wohl.

Der Geiſtliche hat ſeine Funktion beendet und ſprengt als erſter das geweihte Waſſer über das offene Grab, in das man eben den Sarg hinabgelaſſen hat.

Und wieder klingen die Glocken in den hellen Tag und ſingen dem Windauvater den letzten Gruß dieſer Erde.

„Leb wohl, auf Wiederſehen“, rufen ſie mit hellen Stimmen, melodiſch in vollen Akkorden zuſammenklingend.

Und nun treten alle die Menſchen nacheinander an das Grab und geben dem Toten den Gruß der Kirche. Zuerſt die Männer, dann die Frauen.

Nur die Manharter bleiben dort in der Ecke ſtehen. Ein vorwurfsvoller, trauriger Blick des Vikars, der eben in die Kirche geht, ſtreift ſie. Sie ſehen ihn nicht mit ihren nach innen ſchauenden Augen — aber ſie fühlen ihn wohl. Wie eine Herde ſtörriger, bockiger Schafe drücken ſie ſich zuſammen. Und haben das Gemüt ſo fromm, ſo weich, die Seele ſo wahrheitsdurſtig!

„Hiatzt gehn mier in d' Tot'nmeſſ'“, ſagt der Manhart mit gebieteriſcher Stimme und ſchreitet voran. Thomas Mair, der Stänkerer und Nörgler, will aufbegehren. Aber ein befehlender Blick des Manhart zwingt ihn zum Gehorſam. Und alle andern folgen willenlos.

Und dann ſtehen ſie zu hinterſt in der Kirche und beten für des Windauvaters Seelenheil. —

Auf der „Weiberſeit'n“ flog ein frohes Lächeln über ein feines, vergrämtes Mädchengeſicht.

„Iſt's mögli — der Waſtei iſt da", jubelten Uſchei's Gedanken, und ſie neigte errötend das Köpfchen über das Gebetbuch.

„O Naz, — haſt daſſ'n hiatzt ſchon derricht'", dankte ſie dem Verſtorbenen. — „Mei, wenn ihn grad da Voda ſech'n tat hiatzt, mein liab'n Buab'n", wünſchte ſie. —

XI.

Leopold, Graf von Firmian, der neue Adminiſtrator des Erzbistums Salzburg, erhielt von einem Brixentaler Geiſtlichen einen ausführlichen Bericht über die Vorfälle und Verhältniſſe im Dekanat Brixen. Der Schreiber bezichtigte unverfroren manchen Amtsbruder, „der mehr weltliche als geiſtliche Sorgen im Herzen trägt“, als die Urſache dieſer mißlichen Zuſtände.

Der Adminiſtrator entſchloß ſich nun zu einer Viſitation der Vikariate des Brixentales. Er hoffte zuverſichtlich, durch ſeinen Einfluß und ſein Anſehen die Ordnung wiederherzuſtellen.

Der Kreishauptmann von Menſi, welcher als wahrer Menſchenfreund den verirrten Manhartern helfen wollte, fürchtete nicht ohne Grund, Graf Firmian habe über dieſe Unglücklichen falſche und gehäſſige Ausſagen erhalten. Deshalb erſuchte er um eine Unteredung, die ihm auch bewilligt wurde.

Ende Juni traf der Adminiſtrator in St. Johann ein. Dort erhielt er ein Schreiben der beiden manhartiſchen Anführer.

Auch Herr von Menſi bekam zur ſelben Zeit einen Brief von den gleichen Abſendern.

Die Ausführungen der beiden „Altgläubigen“ drehten ſich hauptſächlich um den verhängnisvollen Eid und den Papſt.

Am 30. Juni firmte der Adminiſtrator in Söll. Nachmittag empfing er Herrn von Menſi in Audienz. Der

Kreishauptmann ſprach nun offen ſeine Überzeugung aus, bei dem grenzenloſen Vertrauen der Manharter auf Rom ſei es das Natürlichſte, Rom ſelbſt zur Heilung dieſer Kranken in Mitwirkung zu ziehen, und zu veranlaſſen, daß der Papſt über die Dauer und Ausdehnung des Bannes gegen Napoleon und deſſen Anhänger ſich erkläre.

Der Adminiſtrator beabſichtigte, zunächſt die heftigſten Manharter durch ſeine Räte prüfen und behandeln zu laſſen, und im nötigen Falle ſich perſönlich mit dieſer heiklen Sache zu befaſſen. —

Am 2. Juli begaben ſich die beiden Konſiſtorialräte Marchner und Pichler nach Weſtendorf, wohin der Manhart und der Lederer für eine beſtimmte Stunde beſtellt waren.

Die beiden Herren bemühten ſich ſtundenlang, die eigenſinnigen Bauern von ihrer Anſchauung abzubringen. Aber alle Einwendungen, alle Strenge und Güte waren umſonſt.

Manzl ſagte: „Mier ſeind ruhig, weil mier wiſſ'n, daß mier Recht hab'n. — Was toan mier denn Falſches, ha?“ —

„Mein lieber Manhart“, redete ihm Marchner zu, — „du haſt dich ſo ſehr in deinen Eigenſinn verbohrt, daß du zwiſchen Recht und Unrecht nicht mehr unterſcheiden kannſt.“

„Was“, ſchrie jetzt Thomas Mair, — „moant ös, ös wißt den Wüin (Willen) von Heilig'n Voda beſſa als der Kardinal in der Schweiz? — Mier halt'n ins an dös, was der g'ſagt hat.“ —

Ob ſolch frecher Rede entrüſtet und niedergeſchlagen, kehrten die beiden geiſtlichen Herren nach Brixen zurück, wo ſie der Adminiſtrator erwartete.

„Wenn die Dinge ſo ſtehen, muß ich wohl ſelbſt nach Weſtendorf und dieſe hartnäckigen Sektierer auf den rich-

tigen Weg zu bringen verſuchen", ſagte entſchloſſen Graf Firmian.

Am folgenden Tage kam nun der hohe Kirchenfürſt nach Weſtendorf. In ſeinem Gefolge waren die Seelſorger des Dekanates Brixen und der Landrichter mit dem Aktuar.

Die Gemeinde hatte alles getan, um den Einzug des hohen Herrn ſo feierlich als möglich zu geſtalten. Triumphbögen waren errichtet, Pöller knallten und vielſtimmiges Glockengeläute erklang.

Der Vorſteher begrüßte den kirchlichen Würdenträger und kleine Mädchen boten Blumenſträuße.

Graf Firmian freute ſich ſichtlich über den feſtlichen Empfang. Nach dem Feſtgottesdienſt ließ er die Manharter zu ſich in die Sakriſtei kommen. Der Aktuar rief die Gewünſchten aus der Menſchenmaſſe, die im Gottesacker Aufſtellung genommen hatte.

Es traten in die Sakriſtei: Sebaſtian Manzl, der Manhart, Thomas Mair, der Lederer, und noch ſechs männliche und ebenſoviele weibliche Anhänger ihres Glaubens.

Die Ortsvorſteher von Hopfgarten und Weſtendorf und zwei Männer waren als Zeugen anweſend.

Vor der Kirche wartete das Volk mit Ungeduld und Neugierde auf die Entwicklung der Verhandlungen.

Graf Firmian hatte den feſtlichen Ornat abgelegt und war in weltlicher Gewandung. Die Manharter ſahen ſich erſtaunt an und lächelten einander zu.

Der Vikar und der Landrichter ſagten ihnen, dieſer Herr da ſei der vom Kaiſer ernannte Erzbiſchof und der vom Papſt beſtätigte Adminiſtrator. —

Die Manharter betrachteten den hohen Herrn eingehend von oben bis unten, lachten ſpöttiſch und ſtießen einander an.

Der Kirchenfürſt begann nun: „Ich habe euch hieher kommen laſſen, um eure törichten Meinungen, derethalben man euch wirklich für Tollhäusler halten müßte, zu widerlegen. Wollt ihr denn geſcheiter ſein — ihr ungelehrten Leute — als Biſchöfe und Seelſorger? — Ich ſage euch klipp und klar: der Bann gegen Napoleon hat auf jene Beamten und Geiſtlichen des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates, welche auf Befehl des Eroberers den Eid der treuen Pflichterfüllung leiſteten, keine Ausdehnung, wie Rom ſelbſt durch Tatſachen anerkennt. Wenn ihr aber dieſe allgemein bekannte Wahrheit nicht glauben wollt, ſo könnt ihr doch gegen mich keinen Verdacht hegen. Ich bin nie Napoleons Untertan geweſen und auch nie zu einem ſolchen Eide verhalten worden. Daß ich mit Rom eins bin, ſeht ihr doch aus meinen erzbiſchöflichen Vollmachten, die ich ja nur vom Heiligen Vater haben kann. Laßt alſo euren Eigenſinn und ſchlagt euch dieſe ganz verdrehten Anſichten aus dem Kopfe.

Ich bin euer Hirte. Unterwerft euch meiner Hirtengewalt. Dann will ich alles Vergangene vergeſſen und euch mit väterlicher Liebe an mein Herz drücken. Wollt ihr aber in eurem Trotze verharren, dann werden und können die Strafen der Kirche und des Staates nicht ausbleiben.“ —

Dieſe Rede machte bei den Manhartern verſchiedenen Eindruck. Die einen duckten ſich beſchämt, die andern reckten ſich trotzig und kampfbereit in die Höhe. Viele nickten zuſtimmend zu den Ausführungen des Adminiſtrators, einige andere ſchüttelten verneinend die Köpfe.

Thomas Mair, der Unbändige, lachte laut. Nun wurden ihnen auf einem Bogen vier Fragen vorgelegt:

1. Erkennt ihr den anweſenden Ordinarius als euren rechtmäßigen vom Papſte beſtätigten Oberhirten an?

2. Reſpektiert ihr die vom Oberhirten beſtimmten

Seelſorger als rechtmäßige und wollt ihr ihnen den ſchuldigen Gehorſam leiſten?

3. Wollt ihr euch an die übrige Gemeinde anſchließen, die heiligen Sakramente gebrauchen und dem kirchlichen Verſammlungsgottesdienſte beiwohnen?

4. Wollt ihr im Falle der Bejahung allen jenen, welchen ihr früher irrige Meinungen und Anſichten beigebracht habt, eine beſſere Überzeugung einzuflößen euch bemühen?

Es wurde den Manhartern nun geſagt, daß jeder, der dieſe Fragen bejahe, ſich unterzeichnen möge.

Als erſter wurde Sebaſtian Manzl aufgefordert. Zaghaft und ſcheu trat er vor, das lichte Auge geſenkt und Trauer in ſeinem ſanften Geſichte. Mit bebenden Händen langte er nach dem Papier und las aufmerkſam Frage um Frage. Und dann — nach kurzem, tiefem Sinnen — griff er nach der Feder und unterſchrieb alle vier Fragen.

Der Adminiſtrator und die andern Herren waren freudigſt überraſcht. So reibungslos und ruhig hatten ſie ſich die Unterwerfung des Manhart nicht gedacht.

Und nun ſagte Sebaſtian Manzl mit Nachdruck: „Man erlaube mir eine Reiſe nach Rom, damit ich den Heiligen Vater ſelbſt noch befragen kann.“

Die geiſtlichen Herren erkannten nun mit Wehmut, daß die Zweifel aus der Seele des Manhart noch nicht ganz gewichen waren, und ihre noch ſo helle Freude wurde bedeutend verdunkelt.

Nun kam Manzls Ehefrau an die Reihe. Sie unterſchrieb ohne Zögern und ohne Einwendungen.

Weitaus ſchwieriger war der Fall bei Thomas Mair. Ungebärdig ſtieß er die dargereichte Feder weg. Sein Antlitz war von Zorn und Trotz entſtellt. Auf die erſte Frage gab er ſchroff zur Antwort: „Eaſcht (zuerſt) wüi

i in Rom den Heiligen Vater frag'n, und nacha eaſcht, wenn i 's mit meine Ohr'n vom Statthalter Chriſti ſelba g'heaſcht (gehört) hab, daß der da inſa reſchtmäßiga Oberhirt iſt, — eaſcht nacha glaub' i's. Eanda nit."

„Du hältſt mich alſo für einen Betrüger", fragte mit tiefem Kummer Graf Firmian.

„Ös habt es ſcho g'heaſcht, — wenn der Papſt es ſagt, wüi i enk a anerkenna", entgegnete, nun langſam ruhiger werdend, der Lederer. Dann zog er ſich, mürriſch vor ſich hinmaulend, zurück.

Nicht viel beſſer ging es bei dem jungen Sebaſtian Manzl, dem Liendlinger. Uſchei hätte bittere Tränen geweint, hätte ſie ſeine Unbotmäßigkeit mit anſehen müſſen.

„I wüi da mit inſere Geiſtlan nix nit z'toan hab'n; denn deaſ'n ſeind alleſamt Verräter", ſagte er keck und frech.

Und Matthias Papp, der junge Bauer in der Gumpau, ſtimmte ihm bei. —

So brachte man nur wenige Unterſchriften zuſammen — und dieſe nur mit der Bedingung, daß man den Heiligen Vater hören wolle.

Die Manharter konnten nun gehen. Stolz und ungebeugt ſchritten ſie aus der Sakriſtei und geſellten ſich zu ihren Glaubensgenoſſen, die ſie ſchon hart erwartet hatten.

„Noch hab'n's ins nit aufg'freſſ'n, dö Wölf", ſpottete Thomas Mair laut. Der Liendlinger und einige andere ſchnalzten mit den Fingern, als wollten ſie durch dieſe Gebärden ihre geringſchätzige Meinung über die „hohe Kommiſſion" zeigen.

Jetzt erſchien der Erzbiſchof in der Sakriſteitür. Die Menge, mit Ausnahme der verſtockten Manharter, fiel in die Knie, um den biſchöflichen Segen zu empfangen. Ein paar junge Burſchen zeigten voll Hohn und Miß-

achtung auf die weltliche Gewandung des Kirchenfürſten, andere lachten laut oder heimlich.

Graf Firmian hielt nun eine Anſprache. Er belobte und ermunterte das gläubige Volk und tadelte die Manharter, die nun die Folgen ihrer Torheit und Störrigkeit zu erwarten hätten.

Da drängte ſich aus der Maſſe der Manharter ein vorlautes Dirndl zum Kirchenfürſten und fragte: „Sag amol, iſt's ameaſcht (vorher) recht g'weſ'n — oda iſt's hiatzt'n recht?"

Graf Firmian antwortete mit ruhiger Würde: „Es iſt früher recht geweſen — und es iſt jetzt recht."

Das freche Mädchen fing laut zu lachen an — und alle Manharter lachten mit.

Unwillig ſagte nun der Fürſterzbiſchof: „Sie ſind zu dumm, das Weſentliche vom Unweſentlichen zu unterſcheiden." —

Das kecke Ding drängte ſich wieder vor und höhnte: „Woaßt du 's beſſa, oda der Kardinal? — Ha, ha, ös wißt es woll beſſa als der Papſt ſelba." —

Graf Firmian und ſein Gefolge waren entſetzt und entrüſtet über die bodenloſe Frechheit dieſes Mädchens. Mit ernſtem, vorwurfsvollem Blick muſterte er es und entfernte ſich dann unmutvoll.

Die Manharter aber fühlten ſich als Sieger und kehrten wohlgemut in ihre Häuſer zurück. —

Nur einer war tiefſinnig und vermochte nicht froh zu werden: Sebaſtian Manzl, der Manhart. Daheim angekommen, ſetzte er ſich allein in die Stubenecke und ſtarrte mit bittenden Augen zum Kreuze hinauf, welches unter grünem Gezweig über dem Tiſche hing.

„O, — du mein Heiland, hilf mier in meiner Bedrängnis, hilf mier", flehte er und ſchlug die Hände vor das Geſicht.

„I kann's nimma aushalt'n, deaſ'n Qual und Unſicherheit. — I wüi ja nur Wahrheit. Aba, — wo iſt dö? — Bei ins oda bei den andan? — I wüi koa Verführer nit ſein, — koa Aufwiegler, — na, i wüi ja nur 's Guate und Rechte. Hiatzt bau i nur no auf die Entſcheidung vom Papſt. Wie deaſ'n ſagt, a ſoſ'n wüi i's glaub'n. Sei's nacha a ſo oda a ſo."

Lange verharrte der zweifelnde Bauer in tiefem Sinnen. Und als ſein Weib, die gutmütige Annl, mit dem Eſſen in die Stube kam, mußte er ſich erſt wieder aufraffen, um vor den Ehehalten, die nun nacheinander eintraten, geſammelt und ruhig zu erſcheinen.

Graf Firmian war verſtimmt und mutlos. In Kitzbühel empfing er einen politiſchen Beamten, der in Vertretung des Kreishauptmannes ſeine Aufwartung machte. Der Kirchenfürſt äußerte ſich ſehr erbittert und unzufrieden über den Erfolg ſeiner Miſſion. „Wie Sie ſehen, iſt der ganze Verſuch, dieſe bockbeinigen Bauern zu einer beſſern Überzeugung zu bringen, geſcheitert. Dieſen Thomas Mair halte ich für boshaft, ja für gemeingefährlich. Man ſollte ihn entfernen. Sein Einfluß kann nur Übles bewirken. Ich halte auch von der ſo oft und eindringlich gewünſchten Verſetzung der Geiſtlichen nicht viel. Dieſe dickſchädligen Sektierer haben ja nicht einmal mich anerkannt — wie ſoll man dann ihren Gehorſam und ihr Vertrauen andern Seelſorgern gegenüber erwarten? — Nein, ſolchen ſtarrköpfigen Leuten gebührt keine Geduld, kein Mitleid, keine Nachſicht mehr. Ich kann keine Hilfe mehr verſprechen."

Es dauerte nicht lange, ſo erſchien der Manhart beim Landrichter Dallatorre und begehrte die Päſſe zur Reiſe nach Rom für ſich und ſeine Genoſſen. Der Landrichter unterſtützte dieſes Geſuch. Auch der Kreishauptmann von Menſi trat für die Bewilligung der Romreiſe ein. Er

riet dem Präſidium, den k. k. Botſchafter in Rom rechtzeitig mit der Angelegenheit bekannt zu machen und um ſeine Intervention beim Heiligen Vater zu erſuchen. Ein Reiſegefährte müſſe mit Klugheit und Vorſicht ausfindig gemacht und der Weg beſtimmt und unabänderlich vorgeſchrieben werden. Der Botſchafter ſolle über den Verlauf der Audienzen berichten, damit man die Ausſagen Manzls überprüfen könne. Sagt dieſer nicht die Wahrheit, ſo ſei er nicht als religiöſer Schwärmer, ſondern als Betrüger und Aufwiegler zu behandeln.

Der Gouverneur hieß dieſe Vorſchläge des Herrn von Menſi gut und unterbreitete der Hofſtelle ein diesbezügliches Schreiben.

Der Adminiſtrator hatte nach Wien einen weitläufigen Bericht geſandt. Miniſter Saurau beantwortete dieſen wie folgt:

„Den boshaften Schwärmern, wie von eurer Exzellenz die Manhartiſten geſchildert werden, iſt es nicht leicht, die Arznei zu finden, welche ſie heilet. Eigentlich wollen ſie nicht geheilt ſein. Das beweiſt ihre Unterredung mit dem Nuntius in der Schweiz, das beweiſt ihre ſelbſt gegen die landesfürſtliche Kundmachung niedergeſetzte Anzweiflung, ob Graf Firmian päpſtlicherſeits als Adminiſtrator des Erzbistums Salzburg aufgeſtellt ſei, das beweiſt ihr Begehren, in Rom vom Heiligen Vater ſelbſt, mit dem ſie kein verſtändliches Wort, ausgenommen durch einen unzuverläſſigen Dolmetſch, reden können, Belehrung einzuholen, und der im Berichte des Landrichters vom 15. Juni d. J. gedrohte Triumph, mit welchem ſie von Rom zurückzukehren vermeinen.“

Der Landrichter war beſorgt, daß, wenn dieſe Schwärmer in ihren Anſichten beſtärkt von Rom zurückkehren ſollten, dies ärger wäre, als wenn man ſie nicht dahin gelaſſen hätte.

Ungeachtet aller vom Kreishauptmann von Menſi vorgeſchlagenen Vorſichten läßt ſich etwas Anderes von der Reiſe nach Rom gar nicht erwarten.

Man ſolle daher nach dem Befehle Seiner Majeſtät von dieſem Vorhaben der Manharter, welches töricht, geſetzwidrig und aller Vernunft zuwiderlaufend ſei, mit aller Kraft ablenken; — und, weil bereits die Wahl eines Reiſegefährten zweimal ſcheiterte, zunächſt den Vorwand benützen, ein geeigneter Reiſegefährte ſei nicht zu finden.

Dieſe Entſcheidung brachte die Behörden in Tirol in nicht geringe Aufregung. Man wußte gut, daß Manzl nicht nachgeben und Dutzende von Reiſebegleitern vorſchlagen werde.

Trotzdem verſuchte man, ihn gütlich zu bereden.

Dieſe heikle und ſchwierige Aufgabe übernahm der geiſtliche Gubernialrat Bernhard von Galura. Dieſer würdige Prieſter genoß auch bei den Manhartern ein gewiſſes Anſehen, da ſeine feſte, opferfreudige Haltung dem Franzoſenkaiſer gegenüber bekannt war. Oft ſchon hatten ſie ſich bei dem menſchenfreundlichen, hochgebildeten Prieſter Rat geholt. Und als es ihnen durch die Behörde verboten worden war, ohne gerichtliche Erlaubnis das Tal zu verlaſſen, teilten ſie ihm ihre Fragen, Zweifel und Sorgen in Briefen mit. Galura kannte daher die Manharter ſchon ſeit längerer Zeit.

Ende Auguſt 1819 berief er den Sebaſtian Manzl zu einer Unterredung in das Kreisamt nach Schwaz.

Manhart erſchien mit einem vom Landgericht beſtellten Glaubensgenoſſen.

Galura begrüßte die Bauern freundlich und ſagte: „Meine lieben Freunde, ich kenne wohl eure Klagen und Zweifel. Doch ſollt ihr euch zum beſſern Verſtändnis noch einmal darüber äußern.“

Der Manhart war ſcheu, verwirrt und verlegen. Er führte die altbekannten Klagen und ſagte: „Daſſ'n ſeind all's neue Sach'n. Aba in der Kirch'n ſollt alles beim Alten bleib'n."

Galura belehrte ihn: „Ihr müßt nicht glauben, daß einige äußere Gebräuche die Natur und Weſenheit der katholiſchen Kirche ausmachen. In jedem Lande, in jedem Tale, ja in jedem Orte unterſcheiden ſich die kirchlichen Bräuche. Und trotzdem iſt die katholiſche Kirche allgemein. Nur die Glaubens- und Sittenlehre bleiben unverändert und ſind überall dieſelben. Aber in den äußerlichen kirchlichen Einrichtungen hat ſich durch die Jahrhunderte vieles geändert. Schon die Apoſtel haben mit Abänderungen angefangen. — Ihr allein wollt dieſe Notwendigkeit, die ſich durch die Zeit und durch verſchiedene Verhältniſſe als unvermeidlich ergab, nicht anerkennen? — Päpſte und Biſchöfe und alle Gläubigen haben ſich ihr unterworfen — und ihr allein bleibt unbeweglich am Alten hängen!

Nun, dann müßt ihr auch auf die Ablaßtage und Bittgänge, an denen ihr ſo eigenſinnig feſthaltet, verzichten. Denn dieſe Einrichtungen gab es in der früheſten Zeit noch nicht."

Manzl ſtarrte den Gubernialrat ungläubig an und wußte augenblicklich keine Einwendung. Dann aber kam ihm ein zugkräftiger Einfall: „Ja, ja, — was die Päpſte ſelber einſetzten oder abſtellten, daſſ'n weaſcht man ſcho befolgen müaſſ'n. Aba dö Neuerungen und Abänderungen wüi der Papſt ja a nit, dö mach'n bloß die weltlich'n Regierungen."

Galura bewies ihm nun, daß dieſe Anſicht nicht richtig ſei. Ein Papſt habe die Verminderung der Feiertage angeordnet, ein anderer auf Bitten der Kaiſerin Maria Thereſia zur Erleichterung für das Volk viele Abänderungen getroffen.

Manhart beharrte in ſeinen Zweifeln. „I wüi enk woll glaub'n — aba i hab nia nit g'leſ'n oda g'heaſcht, daß dö neuen Beſtimmungen von Päpſten kommen.“ —

Galura nahm mit unendlicher Geduld ſein ſchweres Amt wieder auf. Mit ſeiner Beredſamkeit und beherrſchter Würde ſuchte er den Manhart zu überzeugen, wie Unrecht er getan hatte, die Legitimität des Grafen Firmian als Oberhirten anzuzweifeln. Er belehrte ihn über den Bann, der die ſalzburgiſchen Geiſtlichen nicht getroffen habe. Dies beweiſe doch die Haltung Roms, das doch ſtändig mit ihnen in Verbindung ſei.

„Wollt ihr noch weiter in eurem unerhörten Irrwahn verharren?“ fragte voll Güte und Nachſicht Galura.

Langſam und unſicher kam es nun von Manzls Lippen: „I wüi ja alls glaub'n, wenn i g'wiß woaß, daß es vom Heiligen Voda kimmp.“

Der Gubernialrat fuhr mit wahrer Engelsgeduld fort: „Manhart, ihr maßt euch da eine Vollmacht an, über kirchliche Geſetze und Anordnungen zu ſprechen und zu urteilen.“ —

„O“, unterbrach ihn Manzl, — „der Kardinal in der Schweiz hat uns geſagt, wir ſollen in unſerer Heimat nur allzeit die Wahrheit ſagen.“

„Mag ſein. Doch hat euch der Nuntius ſicher nicht befohlen, eine neue Religion zu lehren. Das Lehramt iſt vom Heiland nur den Prieſtern zugeſprochen worden. Habt ihr vielleicht auch dieſe Weihe“, fragte Galura und ſah den Manhart durchdringend an. Manzl wußte nichts mehr zu ſagen.

„Ihr wollt die Kette, die den Laien mit dem Papſt verbindet, durchbrechen und kürzer machen. Merkt euch: der Weg zum Papſte geht über Seelſorger und Biſchof. Und wer ſich von ſeinem Biſchofe trennt, der trennt ſich von Gott, hat Papſt Clemens, der Heilige geſagt.

Und ihr, Manhart? Wie ſteht ihr zu eurem Biſchofe? — Ihr verſperrt euch ſelbſt den Weg zum Papſte, wenn ihr euch von euren Seelſorgern, von eurem Biſchofe losreißt. — Und, Hand auf's Herz, Manhart: Wie wollt ihr es dereinſt vor dem Richterſtuhle Gottes verantworten, eure Mitmenſchen von dem Biſchofe, dem Gottesdienſte und dem Beichtſtuhl ferngehalten zu haben? — Graut euch nicht bei dem Schuldgedanken, ſo viele Seelen irregeführt und in unermeßliche Zweifel und Qualen geſtürzt zu haben?

O — Manzl, Manzl — bedenkt doch!" —

Der fromme weiſe Galura rang verzweifelt die Hände und ſchaute dem Angeſprochenen lange mahnend und verweiſend ins Antlitz.

Manzl ſchien ganz gebrochen. Ein Beben ließ ſeine Geſtalt erſchauern, und die hellen Tränen rannen ihm aus den Augen. Mit gefalteten Händen bat er: „O, Hearr, laßt mi grad nach Rom, laßt mi zum Papſt — und es muaß alls recht wearn. Wie iſt's ſchröcklich für ins, daß ös und der Nuntius nit übereinſtimmt's. O — was für unglückliche Menſchen ſeind mier, daß ins neamd vaſtehn wüi, neamd helf'n kann", jammerte er.

„O, — ich verſteh euch ſehr gut, Manhart — und ich bin euer Freund, der euch raten und helfen will", ſagte Galura. „Aber ihr müßt euch eben helfen laſſen und dürft nicht ſo ungehorſam und eigenſinnig ſein."

„Laßt ins nach Rom, mier kemmand ſiſt nia nit aus die Zweif'l! Laßt ins", bat der Manhart wieder und wieder.

Galura ſchwieg eine Weile. Dann entgegnete er: „Es ſei. Wenn ihr eurem Oberhirten, euren Seelſorgern, den weltlichen Behörden, und auch mir nicht glauben wollt, ſo ſucht beim Heiligen Vater die Wahrheit, nach der ihr ſo ſehr verlangt. — Aber ihr verſteht die italieniſche

Sprache nicht. Seht, wenn der Papſt durch eine Zwiſchensperſon, einen Dolmetſch, mit euch reden muß, ſo kann er doch auch auf andere Art euch ſeine Entſcheidung klar und verſtändlich zukommen laſſen. Wollt ihr euch dann zufrieden geben?“

Manhart antwortete zaghaft: „Wenn mier g'wiß wiſſ'n, daß der Entſcheid vom Heilig'n Voda ſelba kimmp, aft nacha wöin mier ins unterwerf'n“.

„Ihr würdet in dieſem Falle auf die Reiſe nach Rom verzichten?“ fragte Galura.

„Ja — aft nacha woll. Mier wöin ja nur G'wißheit, ſiſt nix nit“, wiederholte der Manhart.

Dann wurde er mit guten Worten entlaſſen.

XII.

Im September berichtete das Präſidium dem Miniſter das Ergebnis der Unterredung. Manzl habe ſich nach langem Zureden nachgiebig erwieſen und wolle auf die Romreiſe verzichten, wenn er und ſeine Anhänger den Entſcheid des Papſtes auf eine ihnen verſtändliche Weiſe zur Kenntnis bekämen.

Das Kreisamt riet zur größtmöglichen Rückſichtnahme auf die religiöſen Gewohnheiten und Gebräuche und fügte bei, ein ſchriftlicher Beweis aus Rom würde größte Befriedigung auslöſen.

Im November langte die Entſcheidung der Hofſtelle ein: was die abgeſtellten Feiertage beträfe, ſei das Volk mit Nachſicht und Milde zu behandeln. Im Inlande ſeien auch die Wallfahrten erlaubt. Die Faſtendiſpens ſei kein Gebot, Fleiſch zu eſſen. Man könne aber für die Manharter nicht eigene Beſtimmungen treffen. — Die Hauptſache ſei, die Sektierer dahin zu bringen, daß ſie nicht nur den Papſt als alleinige Obrigkeit der Kirche anerkennen, ſondern auch ihrem Biſchofe und ihren Seelſorgern den ſchuldigen Gehorſam und die ſelbſtverſtändliche Ehrerbietung erweiſen.

Der Miniſter trat auch — ganz gegen die Meinung des Adminiſtrators — für einen baldigen Prieſterwechſel ein. —

Die Anordnungen des Herrn Miniſters hatten aber nicht den gewünſchten Erfolg. —

Hagleitner, welcher in Kalksburg eine Kaplanei inne-

hatte, wußte ſtets Mittel und Wege, um die Verbindung mit ſeinen Anhängern und Verehrern aufrechtzuerhalten.

Die kirchliche Behörde in Salzburg, welche hievon Kenntnis erhalten hatte, machte auch die Behörden in Tirol und Wien darauf aufmerkſam und empfahl größte Vorſicht und Wachſamkeit.

Wißbauer, der ſo oft mißverſtandene Vikar zu Weſtendorf, war im November 1819 nach Kitzbühel übergeſiedelt.

Sein wenig beneidenswerter Nachfolger wurde der Prieſter Steinberger, welcher von den Schützen des Jahres 1809 ſehr verehrt wurde. Seine Tapferkeit und Todesverachtung, welche er in den großen Treffen auf dem Berg Iſel an den Tag gelegt hatte, waren noch in guter Erinnerung.

Die Manharter dachten gar nicht daran, ihr Sicherheitsgefühl und ihren Mut irgendwie geſchmälert oder beeinträchtigt zu empfinden.

Hatte ihnen doch die Regierung allerlei Zugeſtändniſſe gemacht! Sebaſtian Manzl, dieſer ſonderbare, rätſelvolle Mann, erwarb faſt ohne ſein Zutun immer mehr Freunde, Anhänger und Verehrer.

Scheinbar ſchüchtern und zaghaft war ſein Äußeres. Doch in ſeinem Innern lebte ein unüberwindbarer Trotz, eine unwandelbare Beharrlichkeit. Schien er manchmal noch ſo nachgiebig und weich — ſein Denken, Reden und Handeln ging auch nicht das kleinſte Maß von ſeiner Überzeugung ab.

Das Gute an ihm waren ſeine Sanftmut, ſeine innere und äußere Anſtändigkeit. Nie ließ er ſich zu Wutausbrüchen, zu boshaftem Spotte hinreißen wie ſein Geſinnungsgenoſſe Thomas Mair.

Dieſer ſtand immer noch in ſeinen Dienſten und ſeine Familie war in der Nähe untergebracht. Dieſer unge-

ſtüme, leidenſchaftliche Mann kam fortwährend mit den weltlichen und geiſtlichen Behörden in Konflikt.

Sein ungezügeltes Temperament trug ihm manches unangenehme Verhör und ſogar zeitweilig Arreſt ein. Er war derjenige, der mit zündenden Worten die Verbreitung des Manhartertums am meiſten förderte.

Der Manhart wurde wegen ſeines angenehmen Weſens, ſeiner ſelbſtloſen Güte und nachdenklichen Art mehr und inniger verehrt.

Aber Thomas wurde mehr gefürchtet und ſtand in innigerem Verkehr mit ſeinen Anhängern. Er äußerte ſeine Meinung mit mehr Nachdruck und Kraft, als dies Sebaſtian Manzl vermochte.

Die Sektierer hatten bald da, bald dort ihre Zuſammenkünfte. Am häufigſten verſammelten ſie ſich beim Untermanhart. Dort verrichteten ſie ihre religiöſen Übungen, die aus frommen Leſungen, Gebeten und Auslegung der Heiligen Schrift beſtanden.

Sebaſtian Manzl hielt keine Predigten, wie ihm von verſchiedenen Seiten vorgeworfen wurde. Er teilte ſeine Anſchauungen und Grundſätze den ſtill und aufmerkſam zuhörenden Anhängern in einfacher Weiſe mit, ohne einen geiſtigen Druck auszuüben. Dabei bediente er ſich öfters einer manhartiſchen Konventikelſchrift. Manchmal ſtellte er Fragen an ſeine Geſinnungsgenoſſen, zu denen dann dieſe mehr oder minder temperamentvoll Stellung nahmen. Meiſtens aber ließ er einen andern vorleſen und erläuterte und erklärte das Gehörte nach ſeinem Sinne.

Einmal war die Rede von der Gültigkeit der Konſekration durch die „napoleoniſchen“ Geiſtlichen. Da nahm der Manhart aus der Lade des Stubentiſches einen Brotlaib, zeigte ihn den Anweſenden und fragte: „Iſt dieſes Brot unſer Herr?“ —

„Nein, nein", antworteten die einen entrüſtet und voll Überzeugung, die andern lachend.

„Secht, grad a ſoſ'n wenig wie deaſ'n Laib Brot iſt die Hoſtie von inſan Geiſtlan inſa Hearr", ſagte Manzl ernſt und beſtimmt.

Dieſes Vorkommnis wurde im ganzen Tale viel beſprochen. —

Im Juni 1819 machten der Lehrer Walter von Weſtendorf und ein gewiſſer Hausberger beim Landgerichte die Anzeige, daß die Manharter am kommenden Sonntag wieder eine „Ketzerſtunde" halten würden.

Dieſe beiden hatten ſchon öfter vom Landgerichte in Hopfgarten den Auftrag erhalten, alles Auffällige betreffs der Manharter zu melden.

Die Aufpaſſer, vom Landgericht beſtellt, mußten aber unverrichteter Dinge abziehen. Ihre Hoffnung, „Ketzer" beim Untermanhart eintreten zu ſehen, erwies ſich als falſch. Sie ſahen im Gegenteil, wie die Weſtendorfer Manharter zu nächtlicher Stunde das Dorf und das Tal verließen. — Wohin gingen dieſe? —

Der Landrichter von Hopfgarten war empört. Er ſandte ſogleich einen Boten an das Landgericht Kufſtein. Der dortige Richter ließ einige verdächtige Höfe in Kirchbichl unterſuchen, darunter den von den Manhartiſchen oft beſuchten Lacknerhof. Aber niemand war zu finden. Die Sektierer waren wohl da geweſen, aber ſchon wieder verzogen. Von niemandem bemerkt, waren ſie früh morgens ins Lacknerhaus gekommen, und ebenſo heimlich während des öffentlichen Gottesdienſtes verſchwunden. —

Im Winter des Jahres 1821 gelangte wieder eine Anzeige an das Hopfgartner Landgericht. Die Manharter ſeien am frühen Morgen beim Untermanhart eingekehrt.

Der Aktuar, ein Gerichtsdiener und mehrere Wachleute begaben ſich ſogleich nach Weſtendorf.

Lauſchend und lauernd ſchlichen ſie an der Stall- und Hausmauer gegen die Stubenfenſter hin. Und wirklich erſpähten ſie in der Stube ein Häuflein Manharter.

Der Aktuar, ein herriſcher, ungeduldiger Menſch, will keine Zeit vertrödeln und reißt kurz entſchloſſen die Stubentür auf. Die andern folgen ihm.

Sebaſtian Manzl ſitzt am Tiſch, erſchrocken auf ein aufgeſchlagenes Buch hinſtarrend. Unruhig wird ſein Blick, bleich und bleicher ſein Antlitz. Seine Anhänger haben ſich von den Stühlen erhoben und ſetzen ſich auf die Wandbänke.

Der Aktuar fragt nun ſtreng und würdevoll: „Was tut ihr da?"

„O, mei, mier tian ins a bois warmen", ſagten einige und hielten ihre Hände an den warmen Ofen.

„Ah, ah, jetzt geht man zum Gottesdienſte und ſitzt nicht in der Stube, ſich zu wärmen, wenn man ein rechter Chriſt iſt. Euch wird man ſchon anderswo einheizen. Es iſt wirklich Zeit", ſpottete der Aktuar.

„Na, na, a ſoſ'n g'ſchwind geht daſſ'n nit, eaſcht muaß man ins was beweiſ'n", ruft Matthias Papp von der Gumpau. Und Sebaſtian Manzl, der Liendlinger, blickt den unerwünſchten Eindringlingen finſter und drohend in die Augen.

„Was für ein Buch iſt das?" fragte ſchroff der Aktuar.

„Das Evangelienbuch — daſſ'n weaſcht hoffentli nix Unrecht's nit ſein", ſagt der Manhart.

„Das wird ſich weiſen", antwortet der Aktuar und gibt das Buch dem Gerichtsdiener. Dann zieht er einen Bogen aus der Taſche und ſchreibt darauf: Sebaſtian Manzl, Manhart.

Scharf blickt er einen nach dem andern an und befiehlt: Ein jeder gebe nun den Namen an, und wer nicht zum Hauſe gehört, kann dann gehen.

Jäher Zorn und Unmut flammen nun in den Augen der Männer und Weiber. Halblautes Brummen tönt durch die Stube. Nur der Manhart beherrſcht ſich und ſagt beſchwichtigend: „Bleibt ruhig und geduldig und folgt aus Liebe zum Herrgott.“

Daraufhin beruhigen ſich die Zurechtgewieſenen und nennen ihre Namen:

Simon Neuſchmid und Sohn,
Sebaſtian Manzl zu Liendla,
Matthias Gapp zu Gumpau,
Johann Schwaiger zu Marxen,
Barthlmä Kurz vom Dorf,
Anna Aſchaber, Manhartin,
Gret Ager, Dirn in Hopfgarten, Anna Ager, Magd in Weſtendorf, Maria Ager, Dirn auf dem Razzelberge.

Nun hatten ſich alle aufgeſchrieben. Sie erwarteten einander vor dem Hauſe und ſchritten dann gedrückt und traurig der Kirche zu.

Der Manhart, ſein Eheweib und der Aktuar waren nun allein.

„Nun zeigt mir die Schriften“, befahl der Beamte barſch.

Der Manhart legte ihm vor: Das Alte und Neue Teſtament, den römiſchen Katechismus, eine Abſchrift des Briefes Hagleitners aus Wien und einige Erbauungsbücher.

Der Aktuar war noch nicht zufrieden. Er verlangte, in die andern Zimmer geführt zu werden. Während die drei die Stiege hinauf gingen, wurde der Manhart gerufen. Der Viehhändler wäre da und möchte mit ihm ſprechen, hieß es. Der Bauer ſieht den Beamten fragend an. Dieſer erlaubt ihm, ſich für einige Minuten zu entfernen, um das Geſchäft zu beſorgen.

Indeſſen macht die Manhartin die Laden und Schränke

auf, und unterbreitet dem Aktuar, was ſie an Gedrucktem und Geſchriebenem findet.

Mit Trauer im Herzen muß ſie zuſehen, wie nun alles durchgeſehen und durcheinander geworfen wird.

Manzl iſt lange weg. Dem Aktuar ſcheint etwas nicht in Ordnung. Er ruft den Gerichtsdiener und beauftragt ihn, nach dem Manhart zu ſuchen. Dieſer ruft und ſucht in Haus, Stall und Stadel. Nirgends iſt der Manhart zu finden. Auch vom Viehhändler keine Spur.

Der Aktuar iſt nun maßlos aufgebracht und ſetzt mit ſchlecht verhehlter Wut ſeine Unterſuchung fort. Mit zornbebender Hand reißt er Kaſten und Truhen auf, erbricht Schlöſſer und nimmt, was er findet, in Verwahrung. Darunter ſind die Brieftaſchen Manzls und Mairs mit Quittungen, Schuldſcheinen, Verkaufs- und Kaufsurkunden.

Die Manhartin ringt verzweifelt die Hände, während ſie dem wütenden Treiben des Aktuars zuſieht.

„Ach, laßt mier decht dö Papier, deaſ'n hab'n für enk ja gar koan Weaſcht (Wert) nit", bittet ſie. Aber der rückſichtsloſe Mann hört nicht auf ſie.

Der Manhart blieb verſchwunden. Wutſchnaubend ſchrie der Aktuar der ganz verdutzten Bäuerin ins Geſicht: „Ihr Mann hat ſich beim Landgerichte zu melden, ſonſt muß er ſich die Folgen ſelber zuſchreiben."

Nun verließ die Kommiſſion das Haus. Annl ſank zuſammen und ihr Herz war voll ſchweren Kummers und voll banger Sorge.

„O Gott, o Gott — wo weaſcht mei Waſt ſein? Wie weaſcht's eam gehn? O, mei liaba Herrgott, haſt mi ganz verlaſſ'n?" ſtöhnte ſie und bedeckte ihr vergrämtes Geſicht mit zitternden Händen.

Die arme Frau mußte noch viele lange Wochen in Angſt und Leid verbringen.

Ihr Mann hatte ſich in einſamen Berghöfen bei Geſinnungsgenoſſen verſteckt. Alle Manharter kannten ſeinen Zufluchtsort, aber keiner verriet den Verfolgten. Sie verehrten ihn noch mehr, ſeitdem ſie um ſeine Leiden und Entbehrungen wußten.

Und der Manhart ſelbſt war in ſich gekehrter, frömmer und verklärter denn je. Wenn er in den einſamen Wäldern, auf unheimlichen Wegen und unſicheren Stegen umher ging, begleiteten ihn ſein Neffe Waſtei und Matthias Papp. Sie hielten es für nötig, ihn zu ſchützen; denn die Späher, Aufpaſſer und Häſcher waren allerwegs wachſam. Die beiden verſorgten ihn mit Nahrung, trugen ihm Botſchaften zu und nahmen ihn auch oft in ihre Häuſer, wo andere Manharter ſeiner harrten, um aus ſeinem Munde Troſt und Stärke zu empfangen.

So verging der Sommer. —

Und ſo verging der Herbſt. Eine Zeit der ſteten Angſt und Sorge, eine Zeit voll Kummer, Gram und Ungewißheit.

Im Winter flüchtete der Verfolgte in ſeinen eigenen Stall. Dort lebte er ſein reiches Innenleben, war heiter, geduldig und ergeben, und ermunterte ſeine Getreuen, die nächtens kamen.

„I woaß mi nit ſchuldi vor inſan Herrgott“, ſagte er. „Und z'weg'n dem glaub i a no g'wiß, daß ſi alls no ins Richtige bringen laßt.“

Aber Annl, ſein Weib, war troſtlos. Ihr ſchnitt es wie mit tauſend Meſſern in die Seele, daß ihr Waſt ein Verfolgter war, daß er ſtets Entdeckung und Verhaftung gewärtigend, verborgen beim lieben Vieh ſeine Tage friſten mußte.

„Geh, Annl“, ſagte er oft zu ihr, „muaßt nit a ſoſ'n vazagt ſein, mier geht's ja ganz guat da. Und 's Vieh, daſſ'n hab i ja ſovl gearn. Woaßt, 's Vieh, daſſ'n tuat

mi nit verrat'n, nit untaſuach'n und beſchnuff'ln umadum. Und i hab da mei Ruah und kann allweil mit'n Herrgott red'n. Ja, mit mein Herrgott."

Hin und wieder, wenn es ſchon ganz ſtille war im Dorf, getraute er ſich in die Stube. Dann war er aufgeräumt, redete und ſcherzte mit den Ehehalten, als ob nichts vorgefallen wäre und er der glücklichſte und freieſte aller Menſchen ſei.

Im Frühling riß es ihn heraus aus der Stall- und Stubenenge. Der Bauer in ihm regte ſich.

Er mußte nach den Saaten ſehen, wenigſtens auf dem Acker, der an das Haus grenzte.

„O", — rief er voll heller Freude und unterdrückte noch einen Juchzer, — „o, wie wunderſchean iſt's da heraußen. 's Haus alloa macht nit 's Hoamatl, na, da g'hear'n Wieſ'n und Acker dazua. — Da riecht mei Bod'n nach der guat'n ſchwaſchz'n Erd'n; da wachſt mei Korn und mei Woaz! — Dö Luft — wie guat, wie fein, wie lind!"

Und ſehnſuchtsvoll ſtreckte der ſo lange gefangen geweſene Mann ſeine Arme der Sonne entgegen.

Schön iſt's, wenn über grünenden Wieſenbreiten die Lerche jubiliert, wenn weiße Flimmerwolken über den blauen Frieden des Frühlingshimmels ziehen, und die junge Morgenröte ihren duftigen Zauberſchleier über die erwachenden Abhänge der heimatlichen Berge legt.

Der Manhart empfand dieſe beglückende Schönheit und nahm ſie auf in ſeine Seele, die ſo lange darben und durſten mußte. Nie noch war ihm das geheimnisvolle Keimen und Werden, Wachſen, Grünen und Blühen ſo wunderbar erſchienen wie heute. Nie noch war der Himmel ſo edelſteinblau, die Sonne ſo ſtrahlend hell, die Luft ſo würzig und weich geweſen. Und ſein Hoamatl! Wie ſchmuck und ſauber ſtand es da mit dem doppel-

ten, blumengeſchmückten Laubenringe und der ſilbern blinkenden, kleinen Eßglocke in dem zierlichen Giebeltürmchen. —

Über das edle Geſicht des Manhart flog ein heller Schein und in ſeinen Augen flimmerte ein ſeliges Leuchten, als er mit umfaſſenden Blicken ſein Eigentum überſchaute.

Wie war ihm heute ſo wunderſelig zumute, wie unendlich freute er ſich des Seins! Das Leben ſchien ihm eitel Wonne und Herrlichkeit. Als er wieder in die Stube trat und ſein blaſſes, ängſtliches Weib erblickte, ging er mit ausgebreiteten Armen zu ihm hin und ſagte mit heller, froher Stimme: „Annl, Annl, — hiatzt bin i wieda a Menſch — hiatzt g'hear i wieda mein Hoamatl — und 's Hoamatl g'heaſcht mein. I kunn's nit vaſteh'n, wenn d' Leut a ſoſ'n oft müad und ohne Hoffnung ſeind — i kunn's nit vaſteh'n. 's iſt ſovl ſchean auf der Wöit (Welt); 's kunnt ſcheana ſchiaga gar nit ſein. Und d' Sunn ſcheint für alle — a für ins Manhaſchta", lachte er und ſchwang die verdutzte Annl übermütig in der Stube umher.

„Waſt, ja biſt heunt ganz übag'ſchnappt? Du, du! Woaßt nimma, daß d' allweil no a Vaſehmta biſt, der ſi nit ſech'n laſſ'n derf?" mahnte ſie ängſtlich.

„A — iſt mier gleich — heunt iſt mier grad alls gleich — heunt hab i mi auf mein Acker drauß'n a ſoſ'n g'freut üba mein Hoamatl, daß i mier amol koane Gruſelbirn in Kopf pflanz'n laß, — na, heunt nit. Und du, mei Annl, muaßt heunt a a bois luſti ſein! Hab ſcho ſovl lang nimma g'ſech'n, wie d' ausſchauſt, wannſt lachſt. — I, i fühl mi da inna ganz frei, ganz frei und 'ring."

Und mit weitausholender Bewegung, als wollte er einen unſichtbaren Feind wegſtoßen, ſchlug er ſich auf die Bruſt.

Langſam, ganz langſam verſchwanden die düſteren Schatten aus Annls Geſicht und ihre Augen verloren den traurigen Nebel, der ſo lange ihren Blick verdunkelt hatte.

Ein beſeligendes Gefühl des Glückes, des Geborgenſeins, der innern Freiheit ſtraffte und ſpannte den Leib der zerquälten Frau und ihre Stimme bebte vor Freude und Wonne, als ſie ſagte: „Waſt, mein liaba Waſt, wenn's nur a guats Zoach'n war, daß d' heunt a ſoſ'n luſti biſt. Gearn, ſovl gearn, bin i's a. Nix liaba — aba alloa, woaßt, alloa, bring i's eb'n nit z'ſamm."

Und wirklich ſtrahlte ein frohes Lachen über ihrem Geſichte. „Hiatzt woll, hab' i's decht derricht", lachte nun auch der Manhart. — — —

Freude, Glück und Sicherheitsgefühl hatten bald ein Ende. —

Der Manhart, der ſich nun öfters aus dem Hauſe gewagt hatte, wurde geſehen, verraten und dem Landgerichte eingeliefert. Es war im Mai 1822.

Der Landrichter triumphierte. Dieſer Fang kam ihm ſehr gelegen. Aber er kannte die Manharter und befürchtete, ſie würden ihr Haupt mit allen Mitteln, wenn's ſein müßte, mit Gewalt, zu befreien ſuchen.

Aus dieſem Grunde ließ er das Gefangenenhaus von geheimen Wächtern bewachen. Und er tat gut daran. —

Die Ehehalten des Manhart trugen die Kunde von ſeiner Verhaftung den verſchiedenen Anhängern der Sekte zu. Knechte und Mägde waren oft tagelang auf dem Wege, dieſe traurige Botſchaft möglichſt bald den Glaubensgenoſſen, von denen viele in entlegenen Höfen hauſten, zu überbringen.

Eine Dirn eilte nach Liendla zum Liendlinger.

„Was ſagſt?" fragte dieſer erbleichend, als er die Hiobsbotſchaft ghört hatte. — „Der Waſt eing'ſperrt! — Daſſ'n derf'n mier nit zualaſſ'n."

Der junge Bauer, der mit aufrichtiger Liebe und Verehrung an ſeinem Oheim hing, drückte den wild und mächtig aufſteigenden Schmerz in ſeiner Seele gewaltſam zurück, riß ſich zuſammen und knirſchte zwiſchen den Zähnen: „Hiatzt hoaßt's handeln!“

Gleich machte er ſich auf den Weg zu ſeinem Freunde in der Gumpau und beratſchlagte mit ihm, was zu tun ſei.

Im ſchönen, alten Hof zur Gumpau beſchloſſen nun beide, den Manhart zu befreien. Sie warben noch einige Freunde und Glaubensgenoſſen für ihre Abſichten.

Die Hitzigſten unter ihnen ſchlugen vor, die Fronveſte in die Luft zu ſprengen. Die Bedächtigen aber verwarfen ſolches Tun. So kam man zu keiner Verſtändigung.

In ihrer Seelenbedrängnis wallfahrteten nun der Gumpauer, der Liendlinger und ein anderer eifriger Manharter vom Schwaigerberg zur Muttergottes nach Harlosanger.

Dieſes Gnadenkirchlein liegt hoch oben auf einer romantiſch-ſchönen Almwieſe im Spertental. Rings um das Heiligtum breiten ſich weite, grüne Flächen, auf welchen das Vieh weidet und kleine Almhütten ſtehen. Ein blaugrüner Alpſee liegt inmitten der blumenbeſtickten Halde und ſein Waſſer rauſcht leiſe und iſt voller tauſendjähriger, wohlbehüteter Geheimniſſe.

Wer einmal die Schönheit und den ſtillen Frieden dieſes kleinen Paradieſes genoſſen, vergißt nie, was er dort geſehen und empfunden.

Hier fühlten ſich die freien, berggewohnten Bauern wohl. Sie knieten in dem kleinen idylliſchen Kirchlein, die Roſenkränze in den Händen, die Herzen voll gläubigen Vertrauens.

„Hiatzt, Mutter Maria, gib uns du guat'n Rat“, flehten ſie und beteten voll Inbrunſt.

Sie beteten vom erſten Morgenſtrahl bis zum letzten Abendſchein. Und ihr Gebet war Bitte, Demut und Ergebung.

„Haſt du hiatzt an Eingebung“, fragte Matthias Papp den Liendlinger. „Na, i nit“, antwortete dieſer verzagt. — „I a nit“, ſagten die beiden andern.

Nun begannen ſie zu zweifeln, ob ihre Abſichten wohl Gott wohlgefällig ſeien; denn keine innere Stimme ließ ſich hören und Mutter Maria ſchien ihnen nicht gnädig. Angſt und Sorgen, Furcht und Unſicherheit bedrückten ihre Herzen.

„O — es iſt eppas nit recht“, flüſterte der Liendlinger. — Unbefriedigt, ungetröſtet, mit den quälenden Zweifeln in den zermarterten Seelen kehrten ſie ſchweigſam und gedankenvoll heim.

XIII.

„Almzeit, Almzeit", jubelten die Buabn und Diandln des Brixentales. Ein heimliches Tuſcheln, Verſprechen und Hoffen begann die ſommerſeligen Herzen der jungen Leute zu beunruhigen.

Wenn auch der Senn und die Sennin ernſte, geſtandene Leute waren, die ſtreng auf Ordnung und Sitte hielten, war auf der Alm doch ein freieres, luſtigeres Leben als im Tale, wo der bedächtige Hausvater und die fromme Hausmutter das Jungvolk in ſtrammer Zucht hielten.

Auf der freien, luftigen Höhe, ſo nah unter dem Sommerhimmel, und ſo fern aller Enge und Beſchränktheit, — da galt ein anderer Maßſtab. Hier herrſchten nur die Macht der gewaltigen Natur und der ſtarke Wille des einzelnen, welcher ſich ſelber vorſchrieb, was er tun und laſſen müſſe.

Und dieſe einfachen, naturnahen, unverbildeten Leute wußten die ungeſchriebenen Geſetze, die in ihren Herzen unauslöſchlich eingepflanzt waren. Sie hielten ſich daran mit der ſtarren Zähigkeit des Älplers. Sie brauchten keine Moralprediger.

Luſtig, frei und unbeſchwert wollten ſie ſein — und Sommer, Jugend und Freiheit genießen.

Den Sommer, der ſo hell und keuſch war auf lichter Höhe; die Jugend, die mit allen Herzensfaſern, aller überquellenden Begeiſterung und mit ungeſtümer Glückesſehnſucht die ganze Welt umfaſſen und erfaſſen wollte; die Freiheit, die dort oben daheim war — und alle Dü-

ſternis und Enge, alle Scheu und Befangenheit, die in der Niederung die Seelen gefangen hielten, mit dem göttlichen Odem der reinen Höhe fortblies.

Dort oben war Natur und Natürlichkeit, Schönheit und Friede, Kraft und Reinheit. Und die Menſchen, die hinaufzogen, ließen ihre Kümmerniſſe und Sorgen, ihre Feindſchaften und Eitelkeiten als läſtige, häßliche Schlacken im Tale zurück und ſtrebten nach Läuterung.

Wurden wieder groß, frei und gut wie die erſten Geſchöpfe vor dem Sündenfalle. Wurden ſich der Kindſchaft Gottes bewußt, der Seligkeit, die dieſe gab und des Glückes, ein freier Menſch auf freiem Berge zu ſein.

Und viele waren, die Gott wieder fanden, den ſie im Alltag des Lebens verloren hatten. Und viele, welche ſich der Liebe erſchloſſen, die ſo lange aus ihrem Herzen verbannt geweſen war; der ſchönen Liebe zu Menſch und Tier, Baum und Buſch, zum bergfriſchen Quell und zur grünen Weide, zur wandernden Wolke und zum wunderſamen Wald.

Die Alten ſchafften und dankten jeden Abend dem Schöpfer für den ſchönen Tag in Freiheit und Himmelsnähe.

Und die Jungen halfen fleißig mit und warteten mit ſehnſüchtigen Seelen auf das große Wunder. — Und warteten nicht vergebens.

Bei den einen wars das Wunder der Liebe, das ſich ihnen offenbarte; bei den andern das Wunder der Erkenntnis und des Verſtehens alles Geſchehens, das ſich täglich vor ihnen in unberührter Schönheit vollzog. —

Auch Uſchei vom Niedernbichl war auf den Berg gezogen. Ihres Vaters große, weite Alm lag tief drinnen in dem kleinen Grunde, der zur hinterſten Windau gehörte und hatte den ſinnreichen Namen „im Himmelreich“.

Uſchei, das ſchöne, liebe, kummervolle Mädchen, fühlte ſich dort wie im Himmel. Ringsum war Weite. Grüne, offene, duftende Weite. Dahinter ſtarrte der Wald in ſchweigender Ruhe. Davor duckten ſich ſeine kleinſten, ſchwächſten Kinder, die kümmerlichen Bergkiefern ſchämig auf den Boden. Und darüber blaute ein Himmel, ſo herrlich rein, ſo mächtig und ſchimmernd, voll Sonnengold bei Tag, voll Sternenglanz bei Nacht.

Bergvögel flogen ſommerfroh und ſonnenſelig über die weiten Halden, die dunklen Wälder. Drüben am Geklüft leuchteten Almrauſch und ſilbern ſchimmerndes Edelweiß von den einzelnen grünen Plätzen der weißen Schrofen.

Auf den Bergwieſen duftete blauer Speik, braune Brunelle und goldgelbe Arnika. Der wundervoll kräftige Geruch ſchwebte über der herrlichen Fläche, drang in die idylliſchen Almhütten und erquickte Menſch und Tier.

Quellengerieſel und Inſektenſummen, Herdenglockenklang und fröhliches Jauchzen erfüllte die Luft.

In der Hütte ſchaltete die „Sennin“ am offenen Herde. Und Uſchei? — Sie ſorgte für all und für alles. Ihrer fünf waren heroben vom Niedernbichlerhofe: der Senn, die Sennin, zwei Hütbuben und ſie ſelbſt.

Drei Hütten gehörten ihrem Vater. An die dreißig Stück Großvieh weideten im Umkreis. Schöne Tiere waren es, von guter Raſſe und gut gepflegt. Weißgelb gefleckt die Rinder, ſchwarz und ſchwer die beiden Gäule, die ſich hier von ſtrenger Leiſtung erholen durften.

Da gab es zu tun vom Morgen bis zum Abend. Es war aber ein freudiges, freies Arbeiten, ohne Haſt, ohne Unruh.

„Moidei, haſt die Kasloab'n guat ang'feucht'? Es iſt ſovl trockn heua. Woaßt woll, wie hoaggli da Voda iſt mit'n Almkas und 'n Almbutta“, ſagte Uſchei zur Sennin.

„Ja, ja, daſſ'n woaß i", lachte dieſe zurück. „I woaß guat, wie er's wüi, da Baua. Ja, Uſchei, der Boda hat ſcho ganz recht mit'n Hoaggliſein, 's hat ſei Guat's. A ſoſ'n geit's (gibt's) koa Hudlerei und koa Schlamperei nit. Muaß an iada ſi z'ſamm nemma; aft daß alls g'recht weaſcht. Mier iſt's recht a ſoſ'n. Und du, mei liabe Uſchei, weaſcht amol a feins Einiſitz'n hab'n in ſo a ſchean's, ordentli's Hausweſ'n. Ja, daſſ'n woll", bekräftigte die ſtramme Sennin.

„I woll", lachte Uſchei — „und wo iſt aft nacha mei Baua?" „O — z'weg'n deaſ'n hab i koa Sorg nit", gab Moidei luſtig zurück, zwinkerte mit den Augen und lachte Uſchei wiſſend an.

Plötzlich ſtand Uſchei ſteif und ſtarr, ſtand wie eine ſteinerne Säule. Und lauſchte geſpannt in die Ferne. Auch Moidei horchte und ſagte: „Wenn's mi hiatzt nit narrt, aft nacha iſt daſſ'n der Pfiff vom Liendlinga", ſagte ſie dann mit einem neckenden Blick auf Uſchei.

„O, — wars mögli, — mein Gott, tat's mi freun, wenn er zu ins da eiher (herein) kamm, der Waſtei", jubelte das Diandl; in ihr feines Geſicht flog eine jähe Röte und in ihre Augen ein ſeliger Glanz.

Immer näher kamen die pfeifenden Töne. Die klare Luft trug den Schall, der Uſchei ſo glücklich machte, voll und rein ins „Himmelreich".

„Ja, ja, er iſt's ſcho", frohlockte das Mädchen. „Dö Weiſ' kenn i z'guat: Auf'n Bergei, da ſteh'n zwoa Tannabam —, ja, ja, daſſ'n iſt ſei Pfiff."

„Weaſcht woll a neue Botſchaft übern Manhaſchta bringa", ſagte die Sennin gedankenvoll. Auch ſie war eine heimliche Anhängerin der Sekte. Aber niemand außer Uſchei wußte dies. Denn der Niedernbichler hätte in ſeinem Dienſte keine Ketzer geduldet.

„O — der arm' Manhaſcht", bedauerte nun Uſchei.

Sie wußte von ſeiner Einkerkerung in Hopfgarten und hatte großes Mitleiden mit dem guten Manne.

Es dauerte nicht lange, ſo wurde am Waldesrande, der das „Himmelreich“ gegen Norden abgrenzt, eine kräftige Mannesgeſtalt ſichtbar, die mit eiligen Schritten vorwärts ſtrebte.

„Waſtei, Waſtei“, rief Uſchei und lief in heller Freude ihrem Liebſten über die grüne Fläche mit erregt klopfendem Herzen entgegen. —

Bald lagen ſich die beiden Liebenden in den Armen. „Du, du“, ſtammelte das Diandl, — „biſt woll allweil no mei liaba Bua?“ — „Du, du“, flüſterte Waſtei, — „i hab's nimma ausderhalt'n ſo lang alloa. — Di nit ſech'n, — di nit hearn, — und dein Voda nit frag'n derf'n, wie's dir geht! — Und heunt bin i auferg'ſtieg'n auf mei Alm auf'n Schwoagaberg und hab a bois nachg'ſchaut, wie's zuageht und wie ſie hauſ'n doſcht (dort). Und ſigſt, der Weg zu dir daher ins Himmelreich iſt mir nit z'weit g'weſ'n; na, ganz g'ſchwind hab i's packt, die Gründ und die Roa, die Talei und die Wälda. Es iſt ſchiaga g'weſ'n, als hätt' i Flügel oda Räda an d' Füaß. A ſoſ'n ſchnell iſt's ganga. Und hiatzt, mei liab's Uſchei, hiatzt bin i da bei dir — und ganz ring und wohl iſt mir. Grad juchaz'n kunnt' i.“

Und voll Jugendluſt und Lebenskraft, Bergfreudigkeit und Wiederſehensglück ſtreckte ſich Waſtei und trillerte einen bergfriſchen Jodler in die abendliche Weite. „Holdio-düdl-düo-düo —.“

Uſchei, das ſtille, ſanfte Mädchen, öffnete Herz und Mund der Freude und ein glockenheller Jauchzer quoll auch ihr aus der jungen Bruſt.

„Heunt, Diandei, heunt bleib i bei enk — und du kochſt mir a guat's wiach's Rahmkoch, gell.“

„Mei Bua, daſſ'n g'heaſcht ſi — iſt Almbrauch“,

lachte das Mädchen. Vor der Hütte ſtanden Moidei, die Sennin, Jaggei, der Senn, und erwarteten die beiden jungen Leute. Echte, warme Freude ſtrahlte aus ihren Geſichtern. Sie hatten Uſchei, ihres Brotherrn Tochter, gern, und wußten um ihren Herzenskummer.

„Hiatzt woll", ſagte Moidei, — „hiatzt hat's wieda a bois an Sunnſchein, dös arme Diandei. Freut mi ſelba a ganz damiſch, daſſ'n."

„Teifi, Teifi, iſt a wollten ſchneidiga Bua, der Liendlinga. Geit (gibt) amol a ſchean's Paar a", meinte Jagg, der Senn.

„Ja, ja — amol, amol — wenn da Voda wüi, der dickſchädlete", brummte die Sennin.

Mit ſtarkem Händedruck begrüßte Waſtei die beiden Niedernbichleriſchen. Eitel Luſt und Frohſinn war ſein Antlitz. Von dem kecken Lodenhütl nahm er ein duftendes Brunellenſträußlein und gab es ſeiner Liebſten.

„Auf'n Weg hab' i allweil an di denkt, Uſchei — und in an iad's Bleaml mei Sehnſucht und mei Liab eihi g'haucht. Ja, wahr iſt's", ſagte er innig.

„Hiatzt geh amol eiher da", lud ihn Moidei ein. „Aft nocha hab'n mier heunt auf d' Nacht an liab'n Hoangaſcht (Heimgarten). Was bringſt Neu's. Was gibt's Neu's im Dorf, im Tal?" fragte ſie.

„O — allerhand", antwortete Waſtei, ſich auf die Bank in der Stube ſetzend. „Guat's und Schlecht's, wia's halt amol iſt auf der Wöit. Iſt a guata Summa heua, — bis hiatzt amol ſcho. Und 's Troad ſteht ſovl ſchean. Und 's Grummat weaſcht ſovl fett dös Jahr. Iſt a wahre Freud und a groaßa Seg'n. — Und ban Mößlwirt ſeind Zwilling eing'ſtand'n. A Freud hab'ns, a ganz a narriſche. Könnt's enk woll denk'n, — nach acht Jahr, — und glei zwoa. Der alte Samer hat g'ſagt, er woaß a ſoſ'n eppas nia nit z' Dorf. Und deaſ'n iſt ſcho neunzig

Jahrlen alt. Der Wirt hat all'n, dö wöin hab'n, an Freiſchnaps geb'n vor lauter Gaudi. Und d' Wirtin hat da der G'moan a Stiftung g'macht für Woaſelkinda."

„Und der Manhaſcht?" platzte Moidei heraus.

Ein ſchwerer Seufzer entrang ſich Waſtei's Bruſt. „Ja, der Manhaſcht. Ös wißt woll no nit, daß er und der Lederer von Landg'richt z' Hopfgaſcht zeaſcht nach Rattenberg und hiatzt vor etlene Täg nach Innsbruck g'liefaſcht worden ſeind. Doſcht lieg'n 's hiatzt in da Fronfeſte. Der Landrichta z' Hopfgaſcht hat ſovl Angſt g'habt, die andan Manhaſchta kunnten eahm den Manzl nemma. Und deratweg'n hat er ans Kreisamt g'ſchrieb'n, man ſoll eahm dö g'fahrlich'n G'fangenen wo andas hintian, — er kunnt koa Verantwortung übanemma. — Hat a guate Nas g'habt, der Landrichter. Lang hätt'n mier ſie eahm nit laſſ'n, inſere Freund. Na, g'wiß nit. — Aba hiatzt iſt a ſchwere Zeit für ins, — ja, a wollt'n ſchwere Zeit."

Traurig ſenkte der vor kurzem noch ſo heitere und glückliche Liendlinger den Kopf.

„Waſtei, nit verzagt ſein", tröſtete ihn Uſchei, in deren Augen es feucht ſchimmerte. „Nit vazagt ſein — i hoff allweil no auf a Hilf, und wenn's a no lang auf ſi warten laſſat."

„Ja, es war Zeit für ins — für ins zwoa und für alle Manhaſchta", ſagte Waſtei. — „Woaßt, z' Hopfgaſcht ſitz'n hiatzt vierzig Manhaſchta — a Weibaleut — in Landg'richt. Seind in Unterſuchung wegen Polizeivergehens der geheimen Geſellſchaft."

„Iſt koa guate Botſchaft nit", bedauerte Moidei.

„Na, na, Waſtei — zum Kopfhänga weaſt nit z' Alm ganga ſein", lachte jetzt der Senn. „Hiatzt ſein mier luſti, wie ſi's g'heaſcht da herob'n. An Hunga weaſcht a hab'n, Liendlinga, ſchatz i. Soviel i woaß und erfahr'n hab, kunn der Menſch von der Liab alloa decht nit leb'n."

Moidei verſchwand in der Küche. Sie gab Uſchei, die ebenfalls mitkommen wollte, ein Zeichen, zu bleiben, und ſagte: „Bleib nur da, bei d' Mannderleut, für a guat's Rahmkoch ſorg ſcho i.“ —

In die Stube fiel der letzte, langſam verglimmende Abendſchein. Von der Weide her hörte man das Pfeifen, Rufen und Locken der Hütbuben, welche das Vieh in die Ställe trieben.

Satt und träge folgten die ſchönen Tiere den Hirten und ihre Glocken läuteten melodiſch und friedſam über das „Himmelreich“.

Jagg, der Senn, nahm die Pfeife aus dem Munde und holte die Zither vom Wandbrett.

„Hiatzt weaſcht's almeriſch“, ſagte er und machte ſich ſpielbereit. „Woaßt, Waſtei, wenn i z'ſpiel'n anfang, aſt nacha kemman die Diandaln und Buab'n von d' Nachbaralmen all' eiher ins Himmelreich. I kimm mier nacha vor wie a groaßa Künſtla. Und d' Muſi, woaßt, deaſ'n hab i grad a ſoſ'n gearn, wie an iada Brixentala. — Nummer Eins“, ſagte Jaggei und begann mit einem ſchneidigen Marſch.

„Guat kannſt, wirkli guat“, lobte Waſtei. „Mier geaht 's ganz in d' Füaß, — kunnt grad marſchier'n dazua. Aba 's Diandei hebt mi feſt“, ſagte er und blickte Uſchei zärtlich an.

„Hiatzt kimmt als zwoat's Stuck a Landla“, kündigte Jagg an. — „Aba ös zwoa müaßt tanz'n dazua, daß d' Sach an Schmiß kriagt.“ — „A ſo woll, a ſoſ'n laß i miers g'fall'n“, ſagte er zuſtimmend, als das ſchöne Paar ſich luſtig nach ſeiner Weiſe drehte.

„Diandei“, flüſterte Waſtei, „mier war vüi liaba, es kammat'n koane Nachbarn. Mier alloa iſt vüi feina.“

Aber ſchon ging die Tür und zwei almfriſche Diandln traten mit ihren Buabn ein.

„Da ſchau, der Liendlinga“, lachte einer von ihnen. „Hab i allweil g'moant, dei Alm iſt auf'n Schwoagaberg. Haſt leicht a g'merkt, daß 's da bei ins im Himmelreich vüi ſcheana iſt“, ſagte er neckend. Und Waſtei lachte mit und ſchien glücklich und froh.

Die Stube war zu klein für drei tanzende Paare. Die jungen Leute gingen vor die Hütte, wo die weite grüne Fläche lockte.

Jagg ſetzte ſich auf die Wandbank und ſpielte luſtig weiter. Überquellende Fröhlichkeit herrſchte und lautes Jauchzen und Jodeln erfüllte die Luft.

Langſam kroch die Dämmerung auf die freie Höhe und legte leichte, ſilbergraue Schleiernetze über Wald und Weide. Von fernher flog das helle Tonſpiel einer Flöte.

Aus den Hütten ſtieg der Rauch und ſeine grauweißen Schwaden flatterten über die ſteinbeſchwerten Schindeldächer.

Und über dem grünen Almboden flogen die Röcke der Diandln und ſtampften die derben Schuhe der Burſchen.

Dazu klangen fein und weich und heimelig die mit Fertigkeit und Gefühl geſpielten Weiſen.

Ein paar alte Almerer waren auch noch gekommen. Sie ſetzten ſich zu Jagg und freuten ſich an der Luſt der Jugend.

„No amol jung ſein, — Herrgott, — war daſſ'n ſein“, wünſchte ſich einer.

Es dunkelte allmählich. Wie ſchwebende Duftgeſtalten ſchienen die Tanzenden. Undeutlich nur noch konnte man ihre Umriſſe erkennen.

Sie wiegten und neigten ſich, trennten und ſuchten ſich. Die Buab'n lupften und ſchupften mit hellen Juchſchreien die Diandln in die Höhe und fingen ſie mit ſehnenden Armen und heißen Herzen wieder auf.

Drüben auf der Bank ſaßen die Alten und dachten zu-

rück. Träumten ſtill und neidlos zurück in die Tage ihrer Jugend und rauchten ihr Pfeifchen.

Hinter dem Wald ſtieg der Mond empor und übergoß die abendliche Weite mit zauberiſchem Silberlicht.

Über die Jöcher her ſtrich ein friſcher Wind und von weither hallte einer Abendglocke Klang.

Glücklich waren dieſe freien Bergmenſchen, nur glücklich. Jugend drängte und fand ſich zu Jugend, und keine Miesmacher und Freudeverderber wehrten dem unſchuldigen Vergnügen.

Waren Uſchei und Waſtei im Tale drunten noch ſo kummervoll und zukunftsbang geweſen, hier auf dieſer freien Höhe mieden ſie alle ſchwarzen Gedanken und ließen Sorge und Trauer nicht in ihre glückverlangenden Gemüter. Hier wollten ſie frei und unbeſchwert, froh und ſelig ſein. —

„Eſſ'n", rief nun kurz und gebieteriſch Moidei aus dem Küchenfenſter. Gehört hatten es aber nur die Alten, die gedankenverſunken auf der Bank ſaßen.

„He, — Uſchei, Waſtei — und ös Diandln und Buabn alle — eſſ'n ſollt' gehn."

Aber erſt, als Jagg ſein Zitherſpiel mit einem ſchneidigen Trio beendet hatte, hörte das Jungvolk zu tanzen auf und kam erhitzt und erregt zur Hütte.

Die Bub'n wiſchten ſich den Schweiß von den Stirnen, und die Diandln richteten ihre Zöpfe, die nicht mehr ganz feſt auf den Köpfen hielten. Dann ging's mit Lachen und Scherzen in die Stube, die nur ſchwach durch eine „Funz'n" erhellt war.

Auf dem Tiſch dampfte und duftete in einer großen Pfanne das almeriſche Rahmkoch. Ein mächtiger Krug mit friſcher Milch wurde eben hereingetragen. Aus der Tiſchlade zog jedes, das zum Hauſe gehörte, ſeinen Löffel. Waſtei wurde gern und gut von Uſchei bedient.

Jene, welche von anderen Hütten gekommen waren, ſetzten ſich nach Almbrauch auf die Bänke und wurden mit kräftigem Kornbrot und ſüßem Moosbeerwein gelabt. Ohne viel Worte wurde die Mahlzeit eingenommen. Die Landleute ſchweigen, wenn ſie eſſen.

Daß es allen mundete, ſah man an den zufriedenen Geſichtern.

„Hiatzt weaſcht's aba ſchwaſchz", — unterbrach nun ein alter Knecht plötzlich das Schweigen.

„Ja, ganz gach hat's hiatzt den Mond vadunkelt", ſagt ein anderer.

„Es weaſcht eppa woll koa Weda nit kemman, — wüi's Gott nit", — klingen nun die Stimmen durcheinander.

Voll Bangnis und Unheil fürchtend, gehen einige vor die Tür, andere ſchauen durch die kleinen Fenſter hinaus in die Nacht.

Faſt ohne Übergang iſt es ganz finſter geworden.

Schwere, ſchwarze, maſſige Wolkenballen ſtehen dräuend am Himmel und eine unheimliche Ruhe laſtet auf der Erde. Beengender, bedrückender Dunſt ſchwebt über den Gefilden, als ſei alles Leid und alles Schwere, alles Unreine und Ungeſunde aus den Tälern herauf in die Höhen geflogen.

Still, mit angehaltenem Atem, ſtehen die Männer, zitternd die Frauen. Von den Ställen her hört man das geängſtigte Vieh ſtöhnen, und auch das Hühnervolk hinter der Holzſchupfen iſt unruhig geworden.

Kein Lüftchen regt ſich, überall iſt dunkle, nachtdunkle, bangmachende Finſternis.

„Mi dunkt, es kimmp eppas — und daſſ'n nix Guat's nit", ſagt Jagg und ſteckt ſeine Pfeife ein.

„Abwart'n", tröſtet die Sennin... „Es hat ja woll öfta ſchon a ſoſ'n ſchiach herg'ſchaut. — No rührt ſi nix nit."

Uſchei hat ſich eng an ihren Liebſten geſchmiegt, und ihres jungen, heißen Herzens Klopfen wird ſchneller und ſchneller, wilder und wilder.

Waſtei, der junge, warmblütige, ſchöne Mann, weiß nicht, wie ihm geſchieht. Süße Schauer durchſtrömen ihn, ſeliges Ahnen und Hoffen laſſen ein unſagbares Glücksgefühl in ſeiner liebenden Seele erblühen.

„Diandei, nit fürcht'n", ſagt er zart und leiſe zu Uſchei. — „Du zittaſt ja ganz ſchröckla — arm's Diandei. Nit fürcht'n, bin ja i bei dir", flüſtert er und fährt mit linder Gebärde über Uſchei's ſeidenweiches Haar. — Aber Uſchei ſtarrt bebend und furchtſam gegen Weſten, wo nun plötzlich rotgelbe Flammen über den Himmel wehen — und mit unheimlicher Geſchwindigkeit dann in feurige Glut zerſchmelzen.

Und jetzt leuchtet der weſtliche Himmel in hellem Gelb, während von Oſten her tiefſchwarze Wolkenhaufen jagen.

Plötzlich flammt über dem Wald, der im Sturm ſtöhnt und ächzt, ein blendender Schein auf.

Eine faſt überirdiſche Lichtflut ſinkt nieder, ſteigt wieder empor — und die Weiten werden heller und leuchten, als ſei die Erde ein koſtbarer Stein, der von innen her durchſtrahlt würde.

Aber in ſchnellem Wechſel umſpannt nun ein veilchenfarbener Dunſt die fernen Jöcher, den nahen Wald. Ein flimmerndes Zittern fliegt darüber hin.

Sturmgepeitſcht jagen die Wolken; bald in hellen Bränden, bald in fahlem Lichte, bald in bedrohlicher Schwärze.

Ein Sauſen und Ziſchen, Brauſen und Toſen, Krachen und Kniſtern klingt durch die Lüfte, tönt aus dem Wald. Das gewaltige, ewiggleiche Sturmlied einer in ihren innerſten Kräften aufgewühlten Natur ſchallt in ſeiner herrlich-grauſamen Schönheit über die Erde.

Der Himmel zeigt Farben von überwältigender Pracht und wechſelt ſeine Bilder, die von Lichtern aus einer andern Welt beleuchtet ſcheinen, mit zauberhafter, unheimlicher Schnelligkeit.

Moidei ſchüttet geweihte Kräuter in die Herdflamme, um die böſen Wetterhexen zu bannen. Sie glaubt ja feſt, daß der durch den Kamin entfliehende „Palmrauch“ die Hexen ſo ſtark in die Augen beiße, daß ſie ſich ſchnellſtens davon machen.

Noch fällt kein Tropfen. Und kein Donnergrollen iſt zu hören. Nur das grauſe Stürmen und Jagen und die ſchaurig-ſchönen Farbenſpiele in den Lüften laſſen die armen Menſchen erzittern und beunruhigen ihre angſterfüllten Gemüter. —

Die Almleute ſtehen ſtill und ſtarr, — ſchauen und bangen und warten. Manch einer greift in den Hoſenſack und zieht ſeinen Roſenkranz hervor.

Und betet gläubig und vertrauend das ſchöne Gebet, das der Älpler überall liebt, — daheim im geruhſamen Hausfrieden ebenſo wie hier droben in Sturm und Unwetter.

Die Diandln drücken ſich furchtſam an ihre Buab'n und ihre Lippen bewegen ſich zitternd und formen angſtvoll Stoßgebete.

Waſtei ſagt liebevoll zu Uſchei, die ganz aufgelöſt vor Furcht und Angſt an ihm hängt: „Sei nur nit a ſoſ'n g'ſchröckt, mei arm's Diandei, — hiatzt läut'n g'wiß ſcho ummadum d' Wedaglogg'n, — mier hearn's nur nit da auffa. Und du woaßt woll:

Wenn der Schwazer Beſ'n keaſcht (kehrt)[1])
und der Brixner Stier billt (brüllt)[2]),

[1]) Die im Jahre 1503 von Peter Löffler gegoſſene, über 80 Zentner ſchwere Glocke der Schwazer Liebfrauenkirche.
[2]) Die Wetterglocke von Brixen im Tale.

wenn das Salvenhundei kallt (kläfft, bellt)[3]),
aft hab'n d' Weda koan G'walt.

Der Sturmwind heult um die Hütte, rüttelt und ſchüttelt an den hölzernen Pfählen, peitſcht über das verwitterte Schindeldach und orgelt durch die ſchlechtgefügten Balken.

Und in dieſe fürchterliche Muſik miſcht ſich das Schreien und Stöhnen der Tiere und das mächtige Rauſchen und Knacken der Waldbäume.

Da wird der Menſch klein und mutlos. Was kann er mit ſeinen ſchwachen Kräften ausrichten gegen ſolche Übergewalt? —

Ein jeder fühlt: Die Kraft, die Urgewalt iſt von Gott. Und ich, ſein Geſchöpf muß mich in Ehrfurcht und Demut vor ihm beugen. —

Und, wenn es dem Göttlichen gefällt, muß ich ſeine Stürme über mich hinbrauſen laſſen — und ſein Wille iſt es, der mich vernichtet oder erhält. —

Moidei hat das Herdfeuer gelöſcht. „Es iſt g'rat'n", ſagt ſie.

Und nun heben alle die Köpfe und lauſchen geſpannt in die Nacht. „Hiatzt kimmp's", ſagt leiſe der Jagg. — „Vom Rettnſtoa her kimmp's. — Iſt a ſchiacha Winkl doſcht."

Noch fern, aber lang und dumpf grollt der Donner. Immer lauter; immer näher kommt das unheimliche Grollen.

Uſchei ſtiert mit Angſtaugen in die Finſternis. Die Farbenſpiele am Himmel haben aufgehört und ſind einem undurchdringlichen Schwarzgrau gewichen. Die Luft iſt ſchwül und dunſtig und laſtet ſchwer auf allem Lebenden.

[3]) Das Glöcklein auf der Hohen Salve, die Kirche dem „Wetterherrn" Johannes geweiht.

„Wastei, — mier ist a sos'n antrisch (angstvoll) heunt, — i kunnt's gar nit sag'n, — wie antrisch. — Was hab' i für a Angst! — Woaßt, es ist grad, als müassat eppas g'schech'n — a Unruh und a Grausn ist in mier da drinn — o — a ganz schröcklana Unruh. — Wastei, moan nur nit, i bin allweil a sölle Furchthenn, — na, na. — Aba heunt druckt's mi, und mier ist, als hätt dö grausig-warme Luft tausend Fäden, dö mi würg'n möcht'n. — Und tausend schware G'wichta, dö auf meina Brust sitz'n. — Ja, Wastei, mei liaba Bua, — da druckt's mi, daß i 's schiaga nimma derschnauf."

Der junge Bauer fühlte, wie sein Diandei am ganzen Körper zitterte, wie seine eiskalten Hände sich hilfesuchend an den seinen hielten, — und der Atem sich stoßweise aus der gequälten Brust rang. Großes Mitleiden erfaßte ihn.

„Muaßt nit a sos'n vazagt sein, Uschei. Ist ja nit das erste Unweda, das du da herob'n erlebst. Und, — wüi's Gott, g'schicht neamd eppas Unguat's, nit Mensch und nit Viech. — Es muaß ja nit allemal a Unglück geb'n.

Uschei, liab's Uschei, — i bin bei dir — und was i vahüat'n und helf'n kann, dass'n tua i a. — Freila geit's da a heachere G'walt, — geg'n deas'n bin i grad a so nix und schwach wie mier alle. — Da nutzt koa guata Wüi, — da hilft koa Aufbegehr'n und koa Trotz und koa Zorn nit. Da könnan mier nur — — — — — — — —

Ein Aufschrei aus aller Munde. — Ein weißleuchtender Blitzstrahl fährt zickzack über die Weite. — Ein fürchterlicher Knall erschüttert die Erde. Die gleißende Blitzschlange landet einige hundert Meter von der Almhütte. Ein Krachen ertönt, Balken stürzen, Steine schlagen auf.

Und in diesen betäubenden Lärm hinein gellt schrill und schreckhaft der Schrei eines Menschen. — Und Tiere klagen und heulen in Todesangst.

„Die Galthütt'n", ſchreit Uſchei und reißt ſich gewaltſam von Waſtei los. — „'s Galtviech — der Simal", — kreiſcht ſie — und rennt davon, ehvor ſie noch eines der erſchrocken Daſtehenden zurückhalten konnte.

Umſonſt ruft Waſtei: „Uſchei — Uſchei — bleib — du rennſt ja in Toad."

Aber ſchnell iſt die Jugend. — Uſchei läuft, — läuft durch die nächtliche Finſternis, manchmal augenblickskurz beleuchtet von einem wild umher zuckenden Blitzſtrahl. —

Der Regen beginnt zu fallen. Erſt ſchwach und langſam — dann in großen, eilenden Tropfen, dann in Strömen.

Waſtei und Jagg und einige andere beherzte Männer laufen dem Mädchen nach. Rufen — Schreien — Schelten. Alles umſonſt. Uſchei hört nicht.

Iſt's der Lärm, den die entfeſſelte Natur entfacht hat, daß ſie nichts hören kann?

Iſt ein Zwang in ihr, ein angſtgetriebenes Pflichtbewußtſein, das ſie nicht hören läßt? —

Warum hört ſie nicht auf den Ruf der Liebe, die aus Waſteis beſorgter Stimme klingt?

Warum achtet ſie nicht der ernſten Ermahnungen des alten treuen Jagg? —

Sie läuft geradeaus zu der kleinen Hütte, in der das Galtvieh untergebracht iſt, welches Simal, einer der Hütbuben betreut.

Brandgeruch fliegt ihr entgegen — und — als ſie noch einige wenige Schritte von der Hütte trennen, umhüllen ſie Rauchſchwaden und verſchlagen ihr den Atem. — Und jetzt ſtößt ſie mit Simal zuſammen.

„Uſchei, Uſchei — es iſt ſchröckla — helft's, helft's, — der Blitz hat eing'ſchlag'n — helft's — i moan, vom Viech iſt a Toal ſcho daſchlog'n — und der andere vabrinnt!", ſchrie er und riß das Mädchen fort. —

Und jetzt ſchlagen die Flammen aus der Hütte empor, ſchwelen und fauchen im platſchenden Regen und beleuchten ein trauriges Bild.

Ganz nah ſchon klingen die Stimmen der entſetzten Männer.

„Daß Gott derbarm!“ ſchreit Jagg. Aber Schreien, Keuchen und Stöhnen gehen unter in dem furchtbaren Lärm.

Und wieder ein fahlgelber Blitzſtrahl — ein bodenerſchütterndes Grollen und Rollen, — ein fürchterlicher Krach. —

Verzweifelte Schreie, — Rufen, — Finſternis. — Die Männer rennen, was der Sturm, der ſie mächtig hemmt, und was ihre Lungen erlauben — und ſtolpern in der Finſternis über zwei naſſe, warme Körper.

Einer beugt ſich drüber und taſtet ſie ab. — Und ſchreit: „Uſchei — Simal!“

Wieder zuckt ein Blitz und flammt erbarmungslos über die Gruppe. — Und leuchtet mit grauſamer Helligkeit in Uſcheis fahles Geſicht, über das der Regen in Bächen rinnt. Und beſcheint ſekundenlang zwei ſchreckhaft weite, blickloſe Augen.

Waſtei neigt ſich zu der Lebloſen und ruft, bald leiſe, bald laut: „Uſchei, — liab's, liab's Diandei, wach auf!“

Und reißt dem Mädchen das Leibl auf, wärmt und reibt ihm die naſſe Bruſt, haucht ihm mit ſeinem warmen Atem die Schläfen an. — Und weiß nicht, was er noch Liebes tun könnte, — weiß ſich nicht zu faſſen vor Schmerz. —

Jagg, der getreue Alte, hilft ihm bei ſeinem Liebeswerk. Aber — er weiß wohl: da iſt alles umſonſt. — Da gibt's nur Trauer, Tod und Schrecken. — — Die andern bemühen ſich um Simal, den armen, kaum zwölfjährigen Buben. Reiben und ſtrecken ihn. — Und — o

Wunder — das Herz beginnt wieder zu ſchlagen — und der Atem kommt langſam wieder. Wohl noch ſchwach und zag, — aber er iſt da.

„Simal hat no Leben", ſagt einer der Männer, und er und ein zweiter tragen ihn zurück in die Almhütte. Achten nicht der fürchterlichen Gefahr, der ſchrecklichen Nacht.

Waſtei — wie erſchrickt er! Grauſam krallt es ſich in ſein Denken: Glauben dieſe abgehärteten Männer am Ende, daß Uſchei tot ſei, — da ſie des Bauern Tochter liegen laſſen? —

Mit einem Ruck reißt er ſich von dem geliebten Körper — und ſteht hilflos, willenlos in Sturm und Nacht. Tauſend Fragen will er ſtammeln, — tauſend Klagen ſchließen ihm den Mund.

Da fährt ihm Jaggs grobe Hand mitleidig über die dampfende Stirn — und ſeine Stimme klingt ganz fern und fremd, als er ſagt: „Trag'n mier's hoam, dös arme Diandei. — Waſtei, armer Bua, nimm's hin, wie's iſt; es iſt halt der Almtoad. — Hab ihn oft ſcho' g'ſech'n — ja, wollten oft. 's Uſchei, — 's iſt hiatzt an Engal, — a ſchean's, — a ſelig's. — Ja Waſtei, ganz g'wiß." —

Der Liendlinger ſteht wie angewurzelt, wie geiſtesabweſend. Er ſpricht kein Wort. Schwer raſſelt ſein Atem aus der gemarterten Bruſt.

„Trag'n mier's hoam", mahnt Jagg wieder. „Reiß di z'ſamm, Liendlinga — es iſt Gott's Wüin a ſoſ'n — und du muaßt es trag'n." Der Alte beugt ſich und nimmt die leichte Laſt behutſam in ſeine Arme. —

Da erwacht Waſtei aus ſeinem Starrſein. Ein Schluchzen und Gluckſen ſtößt ihm auf. Er hält es ſchwer zurück — und ſagt: „Jagg, — laß mi 's trag'n, — mier g'heaſcht's, dös arme Diandei, — i wüi's ummitrag'n in d' Hütt'n. — O Gott, o Gott — hiatzt muaß i a toat's Uſchei hoambringa — und hat woll gearn, — ſovl gearn

a lebendig's wegtrag'n — zu mier in mei Hoamatl. — Herrgott — du ſchlagſt grob zua — Herrgott — warum — warum?"

Dann ſagt Waſtei zu dem Alten: „Du, Jagg, geh eihi in d' Galthütt'n und rett vom Viech, was no z' rett'n iſt. Aba, nimm di in Acht, — es brennt ja auf der entern Seit'. — Und hiatzt gib mier mei Diandl." —

„Uſchei, Uſchei, liab's", ſchluchzt er und hebt langſam die Arme. — Jagg legt das tote Mädchen vorſichtig hinein und wendet ſich der Galthütte zu. —

In wildem Schmerz umſchlingt der Liendlinger ſein Liebſtes. Immer noch gießt es in Strömen. Waſtei deckt ſeinen tropfnaſſen Hut auf Uſcheis ſtilles Geſicht. Er kann das Geplätſcher der darauf fallenden Regentropfen nicht mehr hören. „Kann di nimmer warmen, arm's Uſchei", flüſtert er, — „iſt all's naß und kalt heunt." —

Langſam, behutſam ſchreitet er über den aufgeweichten Boden. Achtet nicht der Regengüſſe, nicht des ſchrecklichen Sturmes, der immer noch wütet, nicht der in kurzen Pauſen aufleuchtenden Blitze und der entſetzlichen Donnerſchläge.

„Der Herrgott ſoll hiatzt grad tian, wie er wüi", liſpelt der Liendlinger. „Iſt mier grad gleich, wenn's mi hiatzt a derſchlagt. — Mei Diandei toat — was weaſcht mi 's Leb'n no freu'n? — Uſchei, — hab'n mier nit mitſammen leb'n dürf'n, — vielleicht dürf'n mier mitſammen ſterb'n." —

Mit ſolchen Gedanken in der todwunden, müden Seele geht Waſtei den kurzen Weg zur Almhütte.

Als er mit ſeiner Bürde nahe am Ziele war, hörte er klagen und jammern und ſeinen Namen rufen.

„Waſtei, wo kimmpſt — mier hearn und ſech'n nix. Wo kimmpſt, — mier möcht'n dir helf'n, — z'ſammt der Latern ſech'n mier nix!"

„I bin glei da — und nit alloa — und decht alloa — o, oh!“ — Bald war Waſtei an der Hütte. Moidei und einige Nachbarn warteten dort in banger Sorge. Die Männer, die den Simal gebracht hatten, verſchwiegen ihnen, daß Uſchei tot ſei. Sie ſprachen nur von einer Ohnmacht.

„Trag's g'ſchwind ins Bett, Waſtei — i hab ſcho all's g'richt', — aft nacha wearn mier dös arme Diandei ſcho wieda z'recht bringa.“ Und die gute Alte drängte den Liendlinger mit ſeiner Bürde in die matt erleuchtete Kammer.

„O — arm ſchauſt aus — Uſchei“, jammerte ſie, als ſie das Mädchen beſah. „O mein Gott und Voda!“ ſchrie ſie nun, „dö Aug'n — dö Aug'n!“

Und mit unſagbar wehem Schrei ſtürzte ſie vor dem Bette, auf welches Waſtei ſein Diandei gelegt, nieder.

„Ja, Moidei, — mei Uſchei, mei arm's, liab's, bringſt nimma z'recht. Da helf'n koa Branntwein mehr und koane hoaßen Umſchläg. — Dös Diandei hat der Herrgott g'nomma, — 'leicht iſt's z'guat g'weſ'n für deaf'n Wöit.“ — Ganz ruhig und gefaßt hat es der Liendlinger geſagt, aber in ſeinem bleichen, aufgewühlten Geſichte zuckte es und ſeine Augen blickten trübe und tränennaß auf die teure Leiche.

„Der Blitz hat boade troff'n, — Uſchei und den Simal. — Dös Büabei hat am Leb'n bleib'n dürf'n, — 's Diandei hat ſterb'n müaſſ'n. — Oh, — der Herrgott hat's a ſoſ'n wöin. — I, i geh aft nacha auf Niedernbichl — und wüis dem Bauan ſag'n. Der oan Hüatbua ſoll mit mier geh'n. — Jagg iſt in der Galthütt'n und rettet, was no mögli iſt.“ —

Moidei, die alte Sennin, ſtand ſtill und bleich vor dem ſo ſchwer getroffenen und dennoch ſo gefaßten jungen Bauern.

„Waſtei, — armer Waſtei“, ſagte ſie mit naſſen Augen, — „nimm's, wie's der da ob'n g'ſchickt hat, — es nutzt nix, — all's Jamman und Klag'n nit. Aba heunt weaſcht woll nimma abi geh'n auf Niedernbichl, heunt ba den ſchröcklan Weda. Iſt ja a ſcho wollt'n ſpat, kunnt'ſt di leicht derfalln in da Finſternis. Und 's Blitz'n und Dundan hat a no nit nachg'laſſ'n. Bleib da die Nacht, Waſtei, bleib da. Für dö traurige Botſchaft, dö du für'n Bauan haſt, iſt's morgen a no früah g'nuag.“ —

„Moidei, — mi leid's nit da herob'n, — i muaß abi, — i muaß. Da kunnt mi koa Nacht und koa Weda nit ſchreck'n. Und hiatzt — a — da kimmp er ja grad — hiatzt geh i mit'n Peda z' Tal. B'hüat di Gott, Moidei, bleib' ban armen Diandei. — B'hüat enk Gott, alle mitſamm — und du — Uſchei — mein's.“ —

Nun trat Waſtei mit dem Hütbuben Peter trotz Nacht und Unwetter den Weg ins Tal hinab an. „Kimm, Büabei“, ſagte er und nahm in die eine Hand den derben Stock, an die andere den Knaben. Der noch immer ſtrömende Regen, der Sturm, der mit Blitz und Donner wütete, ſtörten ihn nicht.

Geſenkten Hauptes ſchritt er bergab, bald über umgelegte Bäume, bald über herabſauſende Wildbäche ſich mühſam den Weg erkämpfend.

Peter, der Bub, ward verzagt. Solch grobes Unwetter hatte er in ſeinem kurzen Leben wahrlich noch nicht mitgemacht.

„Helf Gott, — Liendlinga, aft daß ins nix g'ſchiecht“, ſagte er und hielt ſich feſt an den jungen Bauern.

„Weaſcht eppa nit kloanmüati wearn, Peda! z'weg'n an Hochweda geht die Wöit nit unta. Meintweg'n kunnt's blitz'n und dunndan und erdbebnen, — iſt all's nix geg'n mei Aufg'wühltſein da herinn in meina Bruſt — all's nix geg'n mein Kumma und mei Load.“ —

Er ſprach mehr zu ſich ſelbſt ſo vor ſich hin, und ſeine Seufzer gingen ungehört unter in dem fürchterlichen Lärm dieſer gottverlaſſenen Nacht. —

Raſch ging's abwärts. Der Bergler kennt ſeine Wälder und Wege, ſeine Steige und Stege. Seiner Wetterfeſtigkeit kann Wetterunbill nicht viel anhaben. Er jammert nicht, ſolang es nicht an ſein Herz greift. Und, wenn es am Viehſtand, in Haus und Feld Schaden gibt, nimmt er auch dies ruhig, als unabwendbares, unverſchuldetes Schickſal, — als den Willen Gottes, — hin. — An ſich denkt er zuletzt.

„Wann's zur Frühmeſſ' läut', ſeind mier unten ban Niedernbichl", ſagte Waſtei, als ſie eine Waldlichtung durchſchritten.

„Ja, Baua, — i bin aba wirkli froh, wenn mier zwoa heunt hoal und guat ankemman. Mi gruſelt's, ganz ſchiach", klagte der Bub.

Droben am Nazzelberge gleißte greller Feuerſchein durch die grauen Regenſchleier.

„Daß Gott derbarm", — rief Peda, — „ban Eckhardt brennt's. Hat woll der Blitz eing'ſchlag'n."

„Hat ba mier a der Blitz eing'ſchlag'n", ſagte Waſtei gedankenſchwer. „Der Eckhardter kann wieda bau'n, — aba bei mier bleibt's ead und lar." —

Nun hatten die beiden den ſchlechteſten Teil des Weges hinter ſich und gelangten auf die Windauer Straße.

Überall hatte der Sturm böſe Narben geſchlagen. Da lag ein altes Schindeldach breit über den Weg; dort fehlte die Stalltür und das Vieh brüllte und ſchrie in ſeiner Behauſung, in die das feſſelloſe Waſſer gedrungen war. Und beim Schmied rann der Regen durch ein Loch im Dach auf die heiße Eſſe, daß es ziſchte und dampfte.

Heftige Windſtöße brachten ſtarken Geruch von verſchwemmter Erde, von regennaſſen Bäumen und Heu.

Hinter den Stubenfenſtern ſah man hin und wieder ſchwachen Lichtſchein. Der Bauer wacht und betet und ſorgt, daß Weib und Kind, Haus und Hof, Vieh und Getreide verſchont bleibe von der Wut der Elemente. — Wacht und betet, ohnmächtig in ſeiner Kleinheit der Allgewalt gegenüber.

„Hiatzt'n ſeind mier ja ſcho z' Burweg'n" (ein Hof in der Windau), ſagte erleichtert und aufatmend der Liendlinger, nahm ſeinen Lodenhut vom Kopfe und ſchüttelte das Waſſer, das ſich in deſſen Krempe geſammelt hatte, auf den Boden, — nicht das erſtemal.

„Gott ſei Dank, hiatzt laßt der Reg'n a bois nach", freute ſich der Bub. „I ziach mier d' Schuach aus, — mit dö Waſſerſchiff kunnt i nimma weida. Bloaßfuaßat geht's leichta." —

Nicht mehr lange währte es, ſo hatten die beiden Wanderer den Talboden erreicht.

„Hiatzt, Waſtei, nimm di z'ſamm, — ſei ſtark und g'faßt", redete ſich der Liendlinger ſelber zu.

Langſam war es heller geworden. Nebel wolkten immer noch über den zerzauſten Wald. Grauverhängte Himmelsweiten wechſelten mit hellſchimmernden, morgenblauen Flächen. Gewitterbange Vögel flogen mit flattrigem Flügelſchlag um die ſtarre Einſamkeit der arg mitgenommenen Bäume. Von den Bergen herab rauſchten die Wildbäche und feuchte Dünſte entſtrömten dem durchweichten Boden.

Langſam, als wäre jeder Schritt ein Opfer, ging Waſtei über den Feldweg dem Weiler Holzham zu. Vor ihm leuchtete der Zwiebelturm der Weſtendorfer Kirche im frühen Morgenſchein — und weh und wund ward ihm bei ſeinem Anblick ums trauerſchwere Herz.

„Ös Glöcklan, ös liabe, helle, — ös läut's mier bald mei Glück zur Ruah", weinte es in ihm. Je näher er dem

Niedernbichlhofe kam, deſto ſchwerer wurde ſein Gang, deſto bedrückter ſein Gemüt.

Peter, der Hütbub, hatte ein feines Fühlen für den Gemütszuſtand Wasteis und ſchwieg. Er dachte: „Bin neugierig, wie er's hiatzt drechſelt, dö Hiobsbotſchaft, dö er 'n groaßkopfat'n Niedernbichla übabringa muaß."

Bei der Kapelle, die zum Oberhauſer gehörte, machte der Liendlinger halt und trat ein.

„O — liabe Muattagottes, hiatzt kimmp mei Diandei nimma zum Bet'n zu dir, — hiatzt jubelt's ſchon mit den Engaln im Himmel. — Und du, Maria, gib mier hiatzt die Kraft, daß i ſie dem Voda ſag, dö grauſe Botſchaft. — Und gib eahm Stärke und Ergebung, daß er's hinnimmt, wie's der Herrgott g'ſchickt hat." —

Vor dem ſtattlichen Hofe zu Niedernbichl ſtand Wabi, die alte Hauſerin, und fütterte das Hennenvolk. „Pullei, Pullei", lockte ſie mit ihrer zittrigen Stimme und fuhr immer wieder in den hölzernen Napf um eine Handvoll Körner. —

„Da ſchau her, — der Liendlinga gar, — ſchon a ſo'n zeitli", grüßte ſie erſtaunt den Ankommenden.

„Guat'n Morg'n, Wabi — iſt der Baua da?" fragte dieſer kurz.

„Ja, — in der Stub'n drinn ißt er grad ſein Früahkoch."

Der Liendlinger ſtieg wortlos die paar Stufen zur Haustür hinan, verſchnaufte ein wenig und klopfte dann an die Stubentür.

„Nur eicha", tönte von drinnen eine tiefe Männerſtimme. Der junge Bauer trat ein, bot guten Morgen und blieb vor dem Hausvater ſtehen, der ſich eben erhoben hatte.

„Du, — Liendlinga, — was iſt's, was di in aller Herrgottsfrüah ſchon zu mier bringt. Hat dir leicht 's

Weda ein Schad'n tan?" begann der Bauer nicht gerade freundlich das Geſpräch. —

„Ja, Niedernbichler, 's Weda hat mier an Schad'n tan, — an groaß'n, daß er greaßa nimma ſein kunnt. — A Load hat's mier bracht, a ganz ſchröcklanes — und a dir, Niedernbichla", kam es keuchend und ſtoßweiſe aus der Bruſt Waſteis.

„Mier a?" — machte erſtaunt der Niedernbichler. „Iſt mier no nix nit wiſſentli, — hat da in Tal a nit mehr ſchiach tan, als jedsmal, wenn's wedaſcht." —

Da wurden die Augen Waſteis groß und ſtarr, ſein Körper zuckte ſchmerzlich zuſammen, und ſeine Hände legten ſich aufs aufgepeitſchte Herz. Mit ſchmerzbebender Stimme ſagte er: „Niedernbichla, — dei Uſchei liegt vom Blitz derſchlag'n auf deina Alm im Himmelreich. — I kimm grad von doſcht, — hab's toat g'ſech'n dei Uſchei — mei Diandei." —

Da wird das harte Geſicht des alten Bauern bleich und fahl, ſeine robuſte Geſtalt befällt ein Zittern und wankt halbtot zur Bank hin.

„Uſchei, — mei Tochta, vom Blitz derſchlag'n", wimmert er und vergräbt ſein Geſicht in die Hände. — „Uſchei, mei Uſchei — alls, was mier blieb'n iſt von meina Liab, — mein Danzig's — toat!!!! Es kann nit ſein, — a ſoſ'n kann der Herrgott nit ſtraf'n", ſtöhnt er.

„Hab's g'hüatet und g'hegt, mei Kindei — und hab's aufzog'n für a warm's Neſtal — und hiatzt iſt's toat und kalt!" —

„Ja, Niedernbichla — Gott ſei's geklagt — toat und kalt", beſtätigte in herber Trauer der Liendlinger. — „Hiatzt derfſt nit vazweifl'n, Baua; muaßt es a nemman, wie's der da ob'n g'ſchickt hat. Muaß i's a hinnemma — o, o, es iſt a ſchröcklanes Load für mi", kam es ſchmerzgequält aus Waſteis Munde.

Durch das Fenſter brach ein Morgenſonnenſtrahl und wob goldenen Schein um das Kreuz im Winkel. Des Hausvaters Blicke folgten, wie von überirdiſcher Gewalt gelenkt, dieſem Sonnenſtrahl und blieben am Heilandsbild haften. — „Du, du“, ſchrie es in ſeiner todwunden Seele, — „du, barmherziger Gott, hilf!“

Wie ein hilfloſes, weidwundes Wild warf er ſich herum, das Geſicht zur Wand gekehrt. In ſeinem Herzen zuckte das furchtbare Weh. Die Grauſamkeit dieſer Morgenſtunde grub einen allzu bittern Schmerz in ſeine Seele, den er nicht mehr ertragen mochte.

Sein Kind tot! Das Einzige, wofür er lebte, ſchaffte und ſparte! — Tot! Nacht war's um ihn, graue, kalte Nacht . . .

Da taſteten Waſteis Hände weich und leicht über den eisgrauen Kopf des Alten. „Nimm di z'ſamm — Baua — wüiſt nit dei arm's Uſchei hol'n — hoamhol'n“, fragte er, ein wehes Schluchzen ſchwer zurückdrängend. Ein Stöhnen und Keuchen entrang ſich der Bruſt des alten Bauern. —

„Ja, Waſtei — hol'n mier's hoam. — Es iſt a grauſam haſchte (harte) Straf — dir, Waſtei, hab i's nit geb'n woll'n, 's Diandei, — ob i woll g'merkt hab, wie gearn ös zwoa einanda habt's — und wie ernſt du's g'moant haſt. — Und hiatzt hat mier's der da ob'n g'nomma. — Ja, hab's nit ſech'n wöin, wie 's Diandei ſi gharbt hat z'weg'n mein Haſchtſein, — hab's nit merk'n wöin. Hiatzt muaß i mi harb'n, allweil und ewig. — Hab dir's nit laſſ'n wöin, mei Uſchei, weil du a Manharſchta biſt. — O, muaß dös ſein, deaſ'n Unglück, dö Straf?“ —

„'s nutzt koa Jamman und Klag'n nit, Baua, 's iſt a groaßes Unglück, aba, trag'n müſſ'n mier's — du und i“, ſagte der Liendlinger.

„Ja, ja, Gott's Wüi iſt unerforſchlich — und mier ſeind die armen, ſündigen Menſchenkinder", murmelte der Alte.

„Aba hiatzt'n gehn ma 's Uſchei hol'n, — nit luſti und freudi, — wie's der Brauch iſt, wenn d' Almerer hoamkemman, — na, na, ganz ſtad und ſtill, — ſchwar — o, ſo ſchwar da drinn im Heaſchz'n (Herzen). — A toat's Uſchei hol'n." —

Der Niedernbichler öffnete das Fenſter und rief mit ſchwacher Stimme hinaus: „Wabi, kimm gach eicha!"

Die ſchwerfällige Hauſerin war nicht weit und folgte, ſo ſchnell es ihre kranken Füße erlaubten, dem Rufe ihres Herrn. — „'s iſt eppas nit recht heunt — na, mier g'fallt der Tag gar nit", ſinnierte ſie im Hinaufgehen. Als ſie in die Stube trat, fielen ihr gleich die von Schmerz gezeichneten Mienen der beiden auf. Sie fühlte im Augenblick, daß ihr hier eine Unheilsbotſchaft mitgeteilt werden würde.

„Red du, — Liendlinga — i, i kann nit mehr", klagte der Hausvater und ſank ganz in ſich zuſammen.

„Jeſſas, Jeſſas!" erſchreckte ſich Wabi und humpelte hilflos zum Platz des Alten.

Da berichtete Waſtei, der Liendlinger, langſam und leiſe; und jedes Wort war ihm wie eine ſchwere Laſt, wie ein ſchmerzender Lanzenſtich, der ſein Herz durchbohrte: „Wabi, heunt nacht hat der Blitz Uſchei, mei Diandei derſchlag'n. Der Niedernbichla und i wöin 's hiatzt hol'n. Du, Wabi, richt daweil a Liegaſtatt her für's Diandei — die letzte im Haus da. Und bet für's liabe, arme Uſchei." —

„Jeſſas, Jeſſas, Herrgott — woaßt koa greaßas Load nit — Uſchei toat — inſa liab's Diandei, der Sunnſchein vom Niedernbichl! — Baua, wie d'mier derbarmſt. I woaß, wie dein Heaſchz vanzi und alloa an

dein Kind g'hanga iſt; i woaß's. Haſt es nia nit zoag'n kenna, dei warme Liab, dei Fürſorg. — Haſt g'moant, da Liendlinga, den 's Diandei ſo von Heaſchz' gearn g'habt hat, war nit der Rechte, weil er manhaſchtiſch iſt. — Hiatzt iſt alls umſiſt, Liab und Sorg, Guatſein und Kumma. — O, Uſchei, mi alt's Menſch richt koa jung's G'müat wieda auf! — I kunnt's nit vaſchmeaſchz'n." —

Mit den zerarbeiteten Händen raffte die Alte den Fürtuchzipfel und wiſchte ſich die Tränen aus dem zerfurchten Geſicht. — In ihrer Trauer hatte ſie gar nicht bemerkt, daß der Bauer mit dem Liendlinger die Stube ſchon verlaſſen hatte. Als die treue Magd in die Küche wollte, ſtanden die andern Ehehalten ſchweigend mit geſenkten Köpfen um Peter, den Hütbuben. Ihre traurigen Geſichter verrieten nur zu deutlich, daß ſie von dem ſchrecklichen Unglück bereits Kunde hatten. Da kniete ſich Rueppei, der Großknecht, nieder und begann zu beten: „Herr, gib ihr die ewige Ruhe." — Und die andern folgten ſeinem Beiſpiele.

Dann gingen Wabi und die Dirnen hinauf in Uſcheis Kammer, ihr das letzte Heimlager ſchön und würdig herzurichten.

XIV.

Zwei Leidgetroffene ſtiegen den Weg nach dem „Himmelreich“ hinan. Oft mußte der junge, kräftige Liendlinger den ganz gebrochenen Niedernbichler ſtützen. In ſeinem warmfühlenden Herzen wuchs das Mitleiden mit dieſem Manne, der ſo ſchwach und hilflos neben ihm ging. Wie war der ſonſt ſo ſtarke, aufrechte, harte und ſelbſtbewußte Bauer verändert! Ein Häuflein Elend nur! — Gebeugt und zittrig, mit trübem Blick und zuckenden Schultern, bot er wahrhaftig einen Anblick zum Erbarmen. — Es wurde nicht viel geſprochen zwiſchen den beiden. Die unbarmherzige Stunde ſchloß ihre Lippen und jeder dachte an den Schmerz, der ihm die Seele zermürbte.

Der Morgen war ſo ſchön, ſo wunderſchön! Doch keiner ſah dieſe ſtrahlende, friſche Schönheit. —

Alles Dräuende, Düſtere, Dumpfe, das noch vor kurzem über der Erde laſtete, war verſchwunden. Keiner von den Wanderern ſah den feierlich blauen Himmel, keiner ſah die gleißenden Sonnenſtrahlen, die durch den friſchgrünen Wald drangen, zwiſchen den Bäumen, die dem Sturm getrotzt hatten, wie goldene Pfeile flimmerten und blitzten und auf den taugeperlten Moosboden unzählige Lichter zauberten.

Für dieſe zwei Wanderer war alles grau und trüb.

Oft mußte geraſtet werden. Der Niedernbichler nahm alle ſeine Kräfte zuſammen, um den Weg zu bewältigen. Je näher ſie dem Ziele kamen, deſto langſamer ſchritt der

Alte vorwärts. Schwitzend, keuchend und puſtend und von der Anſtrengung und dem Herzeleid am ganzen Körper zitternd, war er endlich mit ſeinem ſchweigſamen Weggenoſſen an den Waldrand gekommen, von wo aus er das „Himmelreich“ überblicken konnte.

Er beachtete nicht die abgebrannte Galthütte, zeigte nur mit müder Gebärde zur Sennhütte und ſagte mit tonloſer Stimme: „Da drent liegt mei Kindei toat und ſtad.“ —

„Ja, da drent — ganz nah dem Himmel“, entgegnete Waſtei. — Weit und endlos lang ſchien ihnen heute die kleine Wegſtrecke über den Almboden bis hin zur Hütte.

Und dann kam die harte Stunde, in der ein ſchmerzgebeugter Vater und ein herzwunder Jungmann vor ihrem toten Liebling ſtanden. In ſtummem Schmerze ſchauten ſie auf das liebe Mädchen, das ihnen nicht mehr entgegen lachte. Kein Wort der Klage kam über ihre Lippen. Das ganze Weh, der große Jammer waren verſchloſſen in ihren Herzen. Der Bauer klagt nicht vor ſeinen Ehehalten.

Aber alle, die ſchweigend in der Stube waren, konnten ſehen, wie des Alten Hand zitterte, als er nach frommem Brauch über die Stirn der Toten das Kreuzzeichen machte. —

Und wie des Jungen Augen naß wurden, als ſie die teure Geſtalt der Geliebten umfingen. —

Junge Diandln von den Nachbaralmen hatten das Lager Uſcheis mit zartblauen Soldanellen und weißen Bethlehemſternen geſchmückt. Die alte Moidei hatte in die ſtarren Hände ihren Roſenkranz geflochten. Trauer war in allen Gemütern, dumpfer Schmerz brannte in allen Herzen.

„Heunt roat — morg'n toat“, dachte Jagg und betete für Uſcheis Seelenheil.

„Hiatzt richt's mei Tochta zum Hoamführ'n", tönte nun des Niedernbichlers wehe Stimme in das Schweigen.

„Das Fuhrwerk ſteht ſcho parat im Schupfen", meldete Jagg. Nicht lange währte es und der Senn kam mit dem Wagen, den liebende Hände in ein würdiges Totenbett gewandelt hatten. Tannenreis und Almrauſch, Soldanell und Edelraut zierten das Fuhrwerk und gaben den Gruß der freien Höhe, die Uſchei ſo ſehr geliebt hatte.

Moidei brachte ein Laken und legte es ſachte mit zitternden Händen über die Tote.

„Hiatzt in Gott's Nam — fahr'n mier", gebot der Bauer. „Fahr langſam, Jagg — und, wenn der Weg gar z'ſchiach weaſcht, aft nacha trag'n mier dös arme Diandei." —

Nun zogen die Ochſen an. Moidei, die treue Sennin, ſchluchzte laut auf. Sie mußte ja zurückbleiben.

Der Bauer, Waſtei und einige Nachbarn folgten dem Wagen. —

„Herr, gib ihr die ewige Ruah und das ewige Licht leucht ihr", begann der Bauer zu beten und die andern fielen im Chor ein: „Herr, laß ſie ruhen im Frieden."

Langſam bewegte ſich der Trauerzug bergab.

Welcher Gegenſatz!

Da ſchritten harte wetterfeſte Bergleute durch den Wald, ohnmächtig dem Schickſal ergeben, das ihnen ſo weh getan. Setzten vorſichtig Fuß vor Fuß in den ausgewaſchenen, ſturmzerwühlten Boden; bogen mit rauhen Händen gebrochene, herabhängende Äſte zur Seite und beteten fromm und dumpf.

Und über ihnen lachte ein weiter Himmel in fleckenloſer Bläue; ſtrahlte die goldene Sonne und tönte vielſtimmiger, ſommerſeliger Vogelſang; rauſchte der Hochwald die alte, heimatliche Weiſe und ſummte das Heer der Hummeln und Bienen in den klaren Lüften.

Menſch — wie biſt du erdgebunden! — Aber über dir waltet ein gütiger Gott — und verſchenkt ſeine Schönheit, ſeine Macht, ſeine Schöpferkraft! — Und iſt deine Seele noch ſo dunkel von Leid und Schuld, — ſein Licht macht ſie hell und rein, wenn du es einläßt und dich darnach ſehnſt. Es iſt dann eine ſüße Melodie in dir, ein Klang von Gutſein, von Geborgenheit und Gotteskindſchaft. — Und dann iſt es wieder der göttliche Atem der Liebe, der dich über alle Erdenſchwere hebt und dir der Tage Laſt zur Freude macht. — Und ein andermal iſt es eine Träne, die dich läutert und lind alle Schlacken wegwäſcht, die dir noch im Wege ſind.

Es kamen ſchwere Tage für alle, die Uſchei geliebt hatten. Auch dieſe gingen vorüber.

Der Niedernbichler trug ſeinen Schmerz ſtill und ſtark. Und wenn ſein Vaterherz noch ſo blutete, — er blieb gefaßt und ruhig.

Und als die letzte Schaufel Heimaterde auf ſeines Kindes Sarg gefallen war — und in ſeinem Herzen alle Hoffnung verſank — er blieb aufrecht.

Und Waſtei, der Liendlinger? — Still und blaß ſtand er hinter des Niedernbichlers G'freundſchaft. Mit Augen, die nach innen weinten, mit Lippen, die ſich für kein koſendes Wort mehr öffnen würden. In ſeinem Herzen war die Saite geſprungen, auf der er der Liebſten ſeine ſchönſten Liebeslieder ſingen wollte. Tot war's in ihm, grau und hoffnungslos, herzelend und müde — o — ſo müde!

Wochen der Arbeit und Trauer vergingen. Der Herbſt war ins Land gezogen.

Die Almweiden lagen einſam und verlaſſen auf den Höhen, alles Herdenglockenläuten und Jauchzen, Jodeln und Singen war dort verſtummt. Nur die Krähen und Häher hatten noch viel zu tun. Sie holten die Nüſſe von den ſchmächtigen Zirben, die um die Almen ſtanden und

flogen mit den prall gefüllten Kröpfen wieder in die Wälder zurück.

Immer klarer, goldener, ſtiller wurden die Tage. Immer ſpäter kamen die milden Sonnenſtrahlen und lagen blaß auf verlaſſenen Weiden, Hütten und Schupfen. Über die Wälder flog gleißender Schimmer, als wogten helllodernde Schleier darüber hin. Zwiſchen den Stämmen hingen da und dort zarte Marienfäden und zauberten ſilberne Träume in das ſommermüde Waldesdunkel. — Am Wegrand flammte eine Ebereſche in blutrotem Brand wie ein Gruß aus uralten Tagen, da dieſer Baum noch heilig galt. Daneben leuchteten die zierlichen Träubchen eines Berberitzenſtrauches und die blauen Beeren eines ſonnendurchglühten Schlehdorns. Hoch oben in der glasklaren Luft kreiſchte und krächzte die Nebelkrähe.

Um die Bauernhöfe lagen ſtill und einſam die brachen Felder und über den gelb gewordenen Wieſen tanzten die Mücken ihren letzten Reigen. In den hellen Nächten ſtrahlten tauſend Sterne auf Waſteis Herznot und Trauer herab. Dann rauſchte ſein Herz auf und haderte mit dem unbarmherzigen Schickſal.

In dieſen Tagen kam Kaiſer Franz ins Land.

In Wörgl, wo er ſich über die Verhältniſſe Bericht erſtatten ließ, tat er ſeinen Unwillen über die Manharter offen kund. Er ſagte: „Ich habe dieſen Unruheſtiftern die Prieſter gewechſelt — es ſcheint umſonſt. Die Religion iſt ihnen nur Deckmantel für ihre Quertreibereien und ihre revolutionäre Geſinnung. Die Jüngeren kann man noch belehren, die ſtarrköpfigen und unbelehrbaren Alten aber muß man der weltlichen Gerechtigkeit übergeben."

Dieſe harten Worte des Herrſchers hatten verſchiedene Wirkungen. Die Prieſter wurden dadurch aufs neue ermutigt, die Manharter gedemütigt und erbittert, die Behörden zu doppeltem Eifer angeſpornt.

In Hopfgarten wurde die Unterſuchung gegen die dort eingeſperrten Manharter eifrig und energiſch betrieben. Sebaſtian Manzl und Thomas Mair ſaßen immer noch in den Kerkern der Fronfeſte zu Innsbruck.

Die lange Einzelhaft, der Mangel an Bewegung in friſcher Luft und noch andere Entbehrungen nagten an ihren Kräften. Die Ungewißheit über ihre Zukunft peinigte und verbitterte ihre Seelen. Sie beteten viel, beſonders für die Bekehrung ihrer Richter und Aufſeher.

Mitte Juli 1823 wurden der Manhart und der Lederer an das k. k. Landgericht Rattenberg geliefert, das der Kaiſer im Jänner dieſes Jahres zur Unterſuchung delegiert hatte.

Anna, Manzls Weib, klagte über die langſame Erledigung des Falles. Sie bat: „Laßt mier mein Waſt wieda hoamkemma oda ſchleunt's (beeilt) enk a bois mit der Unterſuchung und 'n Urteil. A ſoſ'n geht mier mei Alta ja ganz z'grund, 's Hausweſ'n kimmp ganz auf'n Hund und der Schad'n weaſcht allweil greaßa."

Im September wurde die Unterſuchung über die in Hopfgarten gefangen gehaltenen Manharter abgeſchloſſen.

Endlich — im Oktober — wurde nun auch in Rattenberg das Urteil geſprochen: Sebaſtian Manzl und Thomas Mair haben eine Arreſtſtrafe von vier Wochen abzubüßen und ſeien dann auf freien Fuß zu ſetzen.

Nun gingen die Akten an das Gubernium. Dieſes befahl die Ablieferung der beiden an die Polizeidirektion Innsbruck.

So vergingen wieder Tage und Wochen. Im Brixental herrſchte zu dieſer Zeit Trauer und gedrückte Stimmung. Das Landgericht war in eifriger Tätigkeit. Die beiden Führer der Sekte ſchmachteten im Gefängnis, die andern Marharter befanden ſich in Unterſuchung oder in ſteter Angſt und Unſicherheit in ihren Häuſern.

In dieſen aufregenden Tagen ſuchten ſie Troſt und Hilfe bei Gott und ſchloſſen ſich noch enger aneinander.

Oft verſammelten ſie ſich im Elsbethenkirchlein bei Hopfgarten. Vor dem Eingange ins Kelchsautal, zwiſchen dem ackerreichen Penninggebirge und dem dichtbewaldeten Landersberg ſtehen auf lieblichem Wieſengrunde einige Häuſer. Links davon erhebt ſich ein Hügel mit den moosbewachſenen, zerklüfteten und wetternarbigen Reſten der Engelsburg, in der einſt der Pfleger des Tales hauſte.

Vielerlei Legenden und Sagen umwoben dieſe Stätte. Und heute noch erzählt mancher Bauer aus der Gegend romantiſche Geſchichten von den Burgfrauen und ihren Rittern, die dort ihre Tage lebten.

Am Fuße des Burghügels ſteht, mitten unter alten Bäumen, ein einſames Kirchlein: St. Elsbethen.

Weich und leicht wiegen ſich die Gräſer im Sommerwind. Zwiſchen den Baumkronen blinkt der helle Himmel und ab und zu wandern weiße Wölkchen langſam durch die wonnige Bläue.

Sonnenkringel blitzen in den Tautropfen, die zitternd an den Gräſern hängen, und ſommertrunkene Schmetterlinge jagen über blumigen Klee.

Und all das liebe kleine Getier, das in der Luft tauſendſtimmig ſummt, girrt, zirpt und flattert — und das geruhſam auf der geſegneten Ende kriecht, freut ſich des Lebens.

In dieſes Idyll klingen bald laut, bald leiſe die Gebete der Manharter, die im Kirchlein verſammelt ſind. Vor dem Bilde der Mutter der Schmerzen, dem ihre beſondere Verehrung gilt, beichten ſie ihre Sünden und empfangen das heilige Abendmahl.

Öfters ſchon wurden ſie dort überraſcht und an das Verbot der geheimen Geſellſchaften erinnert. Dann ſtanden einige wohl ganz eingeſchüchtert und betroffen, aber

andere faßten Mut und ſagten: „Die Kirch'n iſt ja off'n — an iada kann eichigehn."

Hin und wieder hielten die Manharter ihren ſonntäglichen Gottesdienſt in der Kapelle im Hopfgartner Wald. Unheimlich iſt dieſe Gegend, düſter und ſchaurig. Dort trafen ihrer viele zuſammen, — von Weſtendorf, aus der Windau, von Hopfgarten, aus der Kelchsau und von Wörgl. Finſtere Frömmigkeit in den Herzen, knieten ſie vor den wahrhaft furchterregenden Holzbildern, die dieſe Kapelle zu einem Ort des Grauens machen.

Und dennoch gingen die Beter wieder neu geſtärkt heim, nachdem ſie ſich gegenſeitige Treue und kampfesmutige Ausdauer gelobt hatten.

Am Johannistage, zur Sonnwend, ſtiegen ihrer fünfzig den Salvenberg hinan zu dem ſchmucken Kirchlein, das dem Täufer geweiht iſt. In drei verſchiedenen Gruppen, auf verſchiedenen Wegen, ſtiegen ſie bergan.

Ihre Führer waren Waſtei, der Liendlinger, Simon Laiminger von Hopfgarten und Matthias Papp aus der Gumpau. Schweigſam ſchritten ſie in den prachtvollen Tag hinein, — ernſt, aber voll Ruhe und Vertrauen. Männer und Frauen ſtill betend, den Blick nach innen, die Seele voll guten Glaubens und Hoffens.

Die liebliche Schönheit ringsum machte ihre Gemüter weich und ſehnſüchtig. Der Blütenatem des Junimorgens flog würzig und friſch über grüne Weiden und dunkle Wälder. Die Bächlein an den Pfaden waren grundklar und ihr eiliges Waſſer glitzerte tauſendfarbig im Morgenſonnenſchein.

Eine Mühle klapperte, morgenfrohe Vögel ſchwirrten über den Wipfeln und der Schlag einer Axt klang aus dem Walde. An Hütten und Stadeln ging's vorbei, breitausladende, freundliche Bauernhöfe lagen verſtreut am Hang. — Da und dort lud das ſchirmende Gezweige einer

wetterharten Fichte, — hier das weit vorſtehende, bretterſchiefe, bis zur Erde hängende Dach einer alten Scheune zur Raſt ein.

Aber die Wallfahrer hielten nicht inne in ihrer Wanderung. Stetig ſchritten ſie voran, als wollten ſie ihre Schwermut in ewigem Wandern verſtürmen. —

Auf dem grünen Salvengipfel ſteht das Kirchlein. Davor warteten ſchon die beiden andern Gruppen, die einen etwas kürzeren Weg gekommen waren; voll Ehrfurcht und Demut traten nun alle zuſammen in das Heiligtum.

Der Liendlinger betet vor — lang und voll tiefer Andacht. Er bittet den Allerhöchſten um Hilfe in ihrer gemeinſamen Not und ihren Zweifeln. „Und hiatzt bet'n mier no an Pſalta für'n Manhaſcht und 'n Lederer, dö allweil no in Arreſt ſeind", ſagt er und beginnt von neuem. —

Als das allgemeine Beten beendet war, vertraute noch jeder einzelne ſeine Anliegen Gott und ſeinen Heiligen.

Waſtei ſtieg der Schmerz um Uſchei mit neuem Weh ins ungetröſtete Herz. —

Zur Mittagszeit, als die Dorfglocken voll und hell herauf klangen, gingen die Manharter aus der Kirche. Jetzt atmeten ſie dankerfüllt auf, betrachteten bewundernd die herrliche Ausſicht in die große, ſommerprächtige Natur.

„Es iſt a Freud und a Gnad, in der ſchean Gegend dahoam zu ſein", ſagte begeiſtert Matthias Papp, der Gumpauer. „Ja, daſſ'n iſt's wirkli", beſtätigte kurz der Laiminger, zündete ſich ſein Pfeifchen an und ſchaute mit hellen Augen in die ſtrahlende Weite. Die ganze Umgebung glänzte in ſommerlichem Prunk. Die weißen Sternchen des Waldmeiſters leuchteten zwiſchen grünem Klee; Gruppen von Lavendel und Bergthymian lagen wie weiche, roſa-lila-ſchimmernde Teppiche auf dem Almboden, und überall roch es nach Honig und würzigem

Bergkraut. Alle Blumen öffneten ihre Kelche dem wärmenden Licht und warteten ſehnſüchtig auf den Beſuch der Bienen.

Hinter dem Kirchlein ſtanden kleine Gruppen von dunklen Bergföhren und ein einſamer, verkümmerter Hollunderſtrauch ſchmiegte ſich ſchwach und krank an die Mauer.

Über die ſonnenbeſtrahlte Steinbank vor der Kirche huſchte ein goldgrünes Eidechslein, und ein blaßblauer Falter flatterte ſommertrunken über die Halde.

Die Mittagsſonne wärmte wohlig Menſch und Tier auf dieſem himmelnahen Alpengipfel. Ein wunderſames Singen und Klingen ſchwebte in der Luft, und dem warmen, bunten Grasboden entſtrömten ſüße Düfte.

In all dieſer Pracht, in dieſem Sommerglück ſtanden die harten, ernſten Männer, die ſtillen Frauen — und freuten ſich ihrer ſchönen Heimat.

Vor ihnen reckten ſich die bis hoch hinauf beſiedelten Berge; darüber ſpannte ſich in herrlicher Bläue das Himmelsgewölbe. Die linde Luft trug ſüßen Blumenatem von den ſommerreifen Tälern herauf, und aus den Gehöften ſtieg der Rauch in hellen Fähnchen — Friedensfahnen aus glückbergenden Heimſtätten.

Hingeriſſen und überwältigt von ſo viel Schönheit ſtanden die Manharter. Einer ſtimmte das „Allerwetter-Herrenlied“ an, auf daß der Allmächtige die Felder vor Unwetterſchaden ſchütze und die Erde, die teure Heimaterde, ſegne. Und alle andern fielen in den Geſang ein. Dann gaben ſie einander den heimatlichen Gruß und eilten, wieder in kleine Rotten aufgelöſt, durch Weiden, Wieſen und Wälder ins Tal.

XV.

Wegen dieſer Zuſammenkünfte wurden die Manharter zur Rede geſtellt. „Hiatzt“, ſagte ihr dermaliger Sprecher, der Liendlinger, — „hiatzt iſt's arg. Derf'n mier bet'n und wallfahrt'n a nimma? Koa Kerka, koa Maſchta (Marter) vamecht'n mi von mein Glaub'n abſpenſti zu mach'n. An ſo ſcheane Oſcht (Ort) wie z' Elsbethen und auf der Salven, da bet' ſi's no vüi leichta und beſſa, ja, da iſt man no vüi nachna ban Himmelvoda. — Und 's Bet'n weaſcht woll notwendi ſein in deaſ'n haſcht'n Zeit. Die Bueßtäg ſeind abg'ſchafft, und 's Faſt'n richt'n ſie die Leut a ſoſ'n ein, wie's ihna paßt. Und alle ſtrenge Zucht hat ſi aufg'heaſcht und d' Kirch'nſtraf'n ſeind a abg'ſtellt. In d' Schuelbüacha ſtehn Sach'n drinn, dö d' Kinda nit z'wiſſ'n brauch'n. — I bleib bei meina Anſicht und laß mi durch nix nit beirren. An Aufſtand ſollt man wag'n — und, wenn a Bluat fliaßat, war's ja für inſan Glaub'n. — Die Geiſtlan ſeind ihra Sach nit ſicha, ſiſt tat'n's ins nit 'n Weg zum Papſt verramm'ln. — A ſoſ'n iſt's — ja, leida.“ —

Im Herbſt hofften die Manharter auf die Rückkehr ihrer Häupter Sebaſtian Manzl und Thomas Mair.

In den Gemütern der Prieſterſchaft erregte dieſe Möglichkeit großes Bedenken. Das Vikariat Hopfgarten fürchtete eine Weiterverbreitung der Sekte, falls die Genannten wieder in ihre Heimat kämen. Der Vikar Steinberger von Weſtendorf ſchrieb in ſeiner Eingabe: „Lieber bin ich irgendwo der geringſte Hilfsprieſter als hier Vikar, wenn

Manzl und Mair zurückkehren. Ich habe als Feldpater in den Kämpfen auf dem Paſſe Strub bewieſen, daß ich mein Leben gerne der Gefahr ausſetze, wenn es einem edlen Grunde dient. Aber, ohne der guten Sache nützen zu können, dem Tode ausgeſetzt zu ſein, habe ich wahrlich nicht Luſt." —

Das war deutlich. Ähnlich äußerten ſich auch andere Prieſter des Tales.

Zu Ende des Jahres 1823 gab der Kreishauptmann ſein ausführliches Gutachten ab. Er betonte darin, daß die Regierung bisher kein anderes Strafmittel angewendet habe, als lediglich die Verweigerung der geweihten Erde für die Toten; die Manharter wurden gewöhnlich auf dem „Saurain" eingeſcharrt. Doch fühlten ſich die Anhänger der Sekte dadurch nicht ſehr getroffen; denn ſie tröſteten ſich mit dem Schickſal der erſten Chriſten.

Die leidige Sache habe nun außer den zuſtändigen Prieſtern das fürſterzbiſchöfliche Konſiſtorium, drei Landgerichte, das Appellationsgericht, das Kronamt, das Gubernium und die k. k. Hofſtelle beſchäftigt — und das Ergebnis aller Verhandlungen war Arreſt von einigen Wochen und Rückkehr in die Heimat.

Herr von Menſi wies auch darauf hin, daß die von ihm wiederholt vorgeſchlagene Reiſe nach Rom von ſeiner Majeſtät ausdrücklich verweigert worden war. Durch dieſe Art der Behandlung werde man nichts erreichen.

Der Kreishauptmann führte weiter aus: Belehren — und infolgedeſſen bekehren — laſſen ſich Manzl, Mair und ihre heftigſten Anhänger nicht. Denn ihre verſtockte Hartnäckigkeit verſchließt ſich jedem Zuſpruch, jeder wohlmeinenden Ermahnung. —

Beide Sektenhäupter mußten wegen des großen Umfanges der gegen ſie anhängigen Unterſuchung jahrelang in Arreſten ſitzen. So oft ich mit ihnen ſprach, waren ſie

heiter und zufrieden und ſagten: „Zu Gottes Ehre ſind wir bereit, noch Ärgeres zu erleiden.“

Herr von Menſi bat nun in ſeinem Gutachten: „Ich bitte Seine Majeſtät, die beiden Häupter der Sekte Manzl und Mair, ſowie ihre gefährlichſten Anhänger in eine möglichſt weit von ihrer Heimat entfernte Gegend der Monarchie zu bringen, dort mit Grundbeſitz zu beteilen und ihnen jegliche Verbindung mit dem Brixentale unmöglich zu machen.

Im Falle einer endlichen Sinnesänderung könne ihnen ſeinerzeit die Rückkehr in die Heimat erlaubt werden.“ —

Die Entſcheidungen der Hofſtelle erforderten lange Zeit. Bis zur endgültigen Beſchließung beſtimmte das Gubernium für Manzl die Stadt Bruneck, für Mair Meran zum einſtweiligen Aufenthalte unter geiſtlicher Fürſorge und polizeilicher Aufſicht.

Beide wurden umgehend dahin gebracht. Für ihre Angelegenheiten in der Heimat wurden entſprechende Maßnahmen getroffen und von Zeit zu Zeit genaue Berichte eingezogen. Sebaſtian Manzl fürchtete nun, er ſei für immer nach Bruneck verbannt. Von Unruhe und Zweifel gepackt, bat er: „Laßt mi in d' Schweiz auswandern. Wenn i ſcho ſo g'fährli bin, aft nacha müaßt's ja froh ſein, bal i recht weit aweg bin. Zeaſcht gang i hoam und tat doſcht alls in Ordnung bringa.“

Seine Bitte war umſonſt. Das Landgericht Hopfgarten berichtete auf eine Aufforderung des Präſidiums, Anna Aſchaber, Manzls Weib, ſei geſcheit und geſchickt genug, das Hausweſen allein zu führen und die Anweſenheit ihres Mannes wäre überflüſſig. So mußte der Manhart in Bruneck bleiben. Niemand nahm ſich die Mühe, die Klagen, Bitten und ſtürmiſchen Forderungen dieſer tapferen Ehefrau zu prüfen. —

Wieder war ein Winter vergangen. Anna beſuchte wie-

derholt ihren Gatten. Kein Weg war ihr zu weit, keine Mühe zu groß. Ihre tiefe, ſelbſtloſe Liebe nahm alle Opfer für Gnaden hin. Sie fand den größten und wohl auch einzigen Troſt darin, daß ſie ihrem Waſt Nachricht aus der Heimat bringen und ihn der unerſchütterlichen Treue ſeiner Anhänger verſichern konnte.

„Es geit (gibt) an Herrgott, Waſt — und oanmal weaſcht a inſa Load an End nemman — und nacha ſcheint ins d' Sunn, wenn hiatzt a nur Schatten umadum ſeind. I bin nit vazagt — und du derfſt es a nit ſein", tröſtete ſie; dann ging ſie wieder.

Manzl wurde in Bruneck gut behandelt. Er durfte ſich innerhalb des Städtchens frei bewegen und wurde von niemandem behelligt. Still und einſam verlebte er ſeine Tage, ſuchte keinen Anſchluß und vergrub ſich ganz in ſeine Gedanken. Manchmal überfiel ihn große Traurigkeit und heiße Sehnſucht nach der Heimat. Von ſeinem Weibe hatte er über das Geſchehen im Brixentale manches gehört. Er wußte von Uſchei's ſchnellem Tode und harmte ſich in aufrichtigem Mitleid und väterlicher Liebe Waſtei's, ſeines Neffen. „Hearr — du ſchlagſt arg zua, — aba dein Wüin iſt ins heilig", betete er und trug alles mit Ergebung.

Auf höheren Befehl mußte er von Zeit zu Zeit den Herrn Dekan und den Guardian der Kapuziner beſuchen. Dieſe beiden würdigen Herren verſuchten mit raſtloſem Eifer, den einfältigen Bauern zu bekehren. — Auch ihre Mühe war umſonſt. Manzl ließ ſich in kein Geſpräch ein, das ſeinen Glauben betraf und vermied mißtrauiſch jede Annäherung. Konnte er nicht mehr ausweichen, berief er ſich auf den Nuntius und den Papſt. Schüchtern und vorſichtig war er in ſeinen Ausſagen und hielt mit ſeiner Meinung, wenn's irgend ging, hinter dem Berge.

Manch einer in dem ſtillen, waldumrauſchten Städt-

chen an der Rienz wunderte ſich über die erbauliche Andacht und Frömmigkeit des Verbannten. Es war Manzl erlaubt, in ſeiner freien Zeit um Taglohn zu arbeiten. So kam er in verſchiedene Häuſer, verrichtete willig und ruhig ſeine Arbeit und kehrte abends wieder ins Gefangenenhaus, wo er ſein Quartier hatte, zurück.

Anders war es mit Thomas Mair. Dieſer aufgeregte, ſtets unzufriedene Mann konnte ſich mit ſeinem Los nicht verſöhnen. Er empfand die Verbannung in Meran als große Ungerechtigkeit, und nur das Bewußtſein, für ſeinen Glauben zu leiden, ließ ihn nicht ganz verzweifeln. Er jammerte über die lange Gefangenſchaft und klagte, ſein Augenlicht ſei infolge des Aufenthaltes in düſtern Zellen geſchwächt, ſeine Füße aus Mangel an Bewegung geſchwollen, ſeine ganze Kraft dahin. Er verlangte eine Badekur, wozu ſein Weib die Koſten beſtreiten werde. Sie wurde nicht bewilligt. Die Ärzte empfahlen Bewegung durch Arbeit. Dann werde ſich die Erholung ſchon einſtellen.

Thomas aber hatte nicht große Luſt, ſich nützlich zu beſchäftigen. Er befaßte ſich lieber mit dem Leſen frommer Bücher, ſoweit es ſeine Augen erlaubten — und hatte Freude an religiöſen Geſprächen. Dabei kehrte er immer ſeinen manchmal im höchſten Grade einfältigen Eigenſinn heraus, vertrug keine Gegenrede und ließ ſich nicht ſelten zu Schmähungen über die Regierung und die „meineidigen“ Prieſter hinreißen. Solche Zornesausbrüche währten aber nie lange, und wenn ſie ausgetobt hatten, wurden ſie von lautem Lachen abgelöſt.

Nach langem Zureden, erſt in Güte, dann in Strenge, erklärte ſich der Lederer zu körperlicher Beſchäftigung bereit. Er fand eine Anſtellung in der Gerberei des Herrn Kirchlechner. Mit dem verdienten Gelde beſchaffte er ſich Gewand und Wäſche.

Im Jahre 1824 bestätigte Rom die Wahl des neuen Erzbischofs von Salzburg in der Person Augustin Grubers. Im Sommer dieses Jahres sandten die Manharter drei Vertrauensmänner an den Oberhirten.

Augustin Gruber empfing die Sektierer mit väterlichem Wohlwollen und verstehender und verzeihender Liebe. Er forderte sie gütig auf, ohne Scheu alle ihre Klagen und Wünsche vorzubringen. Der hohe Würdenträger versuchte mit unendlicher Geduld und aufopfernder Mühe, auf die Verirrten belehrend einzuwirken und sie wieder der kirchlichen Ordnung zuzuführen. Gerne verhieß er ihnen seinen baldigen Besuch und versprach, die Verhältnisse in ihrem Tale persönlich zu überprüfen. Die Abgeordneten freuten sich sehr über dieses Versprechen, staunten über die leutselige Güte des Kirchenfürsten und hofften still und laut auf die Erfüllung ihrer Wünsche. Doch zeitigte diese Unterredung keine tiefgehenden, innerlichen Erfolge. Die Manharter blieben bei ihrem starrsinnigen Irrglauben.

Als Augustin Gruber noch im gleichen Jahre sein Versprechen erfüllte, stand das ganze Brixental im Zeichen der Freude und des Jubels.

Der Erzbischof untersuchte zuerst die Leistungen und die Stellungnahme des Klerus. Mit wahrem, nur von Liebe geleitetem Hirteneifer prüfte er die persönlichen geistigen Eigenschaften jedes einzelnen Priesters. Er besuchte die Schulen und überzeugte sich von der Tauglichkeit der Lehrkräfte. Er besprach sich mit den angesehensten und einflußreichsten Männern des Tales und scheute keine Mühe, kein Opfer, das Vertrauen der Manharter zu gewinnen. Seine Predigten waren schlicht und jedem verständlich, von eindringlicher Deutlichkeit, voll warmen Verstehens und nie ermüdender Liebe.

Die ganze Gemeinde war ins Innerste getroffen und zu Tränen gerührt.

Selbſt die Manharter, die zugehört hatten, wurden weich und traten ein wenig aus ihrer unnahbaren Verſchloſſenheit. Einer ſagte: „Ja, bald's der Papſt ins ſelba ſagt, daß deaſ'n guate Hearr inſa Biſchof iſt, aft nacha glaub'n mier's — und wearn eahm a folg'n.“ —

Der edle Kirchenfürſt konnte leider nur einen kleinen Erfolg ſeiner ſelbſtloſen und opfervollen Bemühungen verzeichnen. Nur ganz wenige Manharter unterwarfen ſich. Unter ihnen war auch Anna Aſchaber, Manzl's Gattin.

Und auch dieſe fiel mit einigen andern ſchon in kurzer Zeit wieder in die frühere Unfreiheit ihrer Seele zurück. Ihre innere Hartnäckigkeit ſiegte über ihre äußere Weichheit und Schmiegſamkeit.

Bevor der Oberhirte abreiſte, bat neuerdings eine Abordnung der Manharter um Gehör. Sie wurde liebevoll angehört. Der Sprecher ſagte: „Seht's, hochfürſtliche Gnaden — mier Manhaſchta ſeind koane ſchlecht'n Leut. Aba mier müaſſ'n G'wißheit hab'n, ſiſt kemman mier inwendi nit zur Ruah und zum Fried'n. Und dö G'wißheit kann ins nur der Heilige Voda geb'n. Wenn man ins die Roas zum Papſt mögli machat, aft nacha war alls guat. Und gar neamd mehr ſöit ſi üba ins beſchwearn kennan.“

Der weiſe und geduldige Oberhirte verſprach den Manhartern ſeine Hilfe zur Erreichung dieſes ihres ſehnlichſten Zieles. Er war der feſten Überzeugung, daß man die Manharter nur durch endloſe und ſelbſtloſe Güte und väterliche Liebe für die Bekehrung gewinnen könne. Ihre Hoffnung auf den Papſt dürfe man nicht untergraben; denn nur vom Heiligen Vater ſelbſt ſei für die Irrenden der ausſchlaggebende Einfluß zu erwarten.

Auguſtin wußte wohl, daß der Kaiſer ſelbſt die Reiſe der Manharter nach Rom verboten hatte. Doch der edle Fürſterzbiſchof wollte die verirrten Schäflein unbedingt

retten und bot alles auf, um den Monarchen umzustimmen. Seiner großen Menschenliebe, seinem nie erlöschenden Hirteneifer und der überzeugenden Kraft seiner Darstellung gelang es endlich, die Zustimmung des Herrschers zur Romreise zu erreichen.

Im Jänner 1825 verständigte das Ordinariat Salzburg das Kreisamt Schwaz: Es hat seine volle Richtigkeit, daß Seine Majestät einigen Manhartern die Reise nach Rom zuzugestehen willens ist, um kein Mittel unversucht zu lassen, die Sektierer zur Kirche zurückzuführen, und zwar um so mehr, da das Jubeljahr gefeiert werde. Die Gesandtschaft in Rom und Seine Heiligkeit der Papst werden von der Sache rechtzeitig und genügend unterrichtet sein.

Zur selben Zeit beschied der Dechant Hausmann in Brixen die wichtigsten Manharter zu sich.

Sie kamen und standen zitternd vor dem Priester. Die einen hatten Furcht, daß sich nun eine Strafrede über ihr Haupt ergösse — die andern freuten sich im Glauben, daß das Versprechen des Fürsterzbischofs schon in Erfüllung gegangen sei. Hausmann empfing die Bauern mit freundlichen Worten: „Jetzt, Männer, könnt ihr zufrieden sein. Unser Oberhirte hat mir befohlen, euch mitzuteilen, daß der Kaiser einigen von euch die angestrebte Reise nach Rom erlaube. Wartet nur in Ruhe und Zuversicht den Gang der Verhandlungen ab und bezeichnet die Männer, die euch zur Erledigung eurer Angelegenheit besonders geeignet erscheinen. Auch müßt ihr euch um einen Dolmetscher umsehen. Ist die kirchliche Genehmigung erfolgt, wird euch dies die weltliche Obrigkeit mitteilen und euch die Pässe ausstellen."

Die Manharter waren höchlichst überrascht. Die heiß erwünschte Botschaft löste so viel Freude, Glück und Hoffnung in ihren Seelen aus, daß sie sich fast nicht zu fassen

wußten. „Wenn hiatzt grad der Manhaſcht und der Lederer da war'n", ſagte der Laiminger.

Waſtei von Liendla las ſelbſt das erzbiſchöfliche Schreiben, küßte das Papier, dann die Hände Hausmanns. Mit Tränen in den Augen taten es ihm die andern nach, und einer ſagte: „Hiatzt weaſcht alls guat — alls grad und eb'n." — Zufriedene Heiterkeit erhellte ihre ſonſt ſo düſtern Geſichter und frohe Zuverſicht blickte aus ihren Augen.

Freudetrunken verließen ſie das Pfarrhaus und beeilten ſich, die frohe Botſchaft ihren Lieben zu überbringen.

XVI.

Mitte April ſandte der Kreishauptmann ſein Gutachten nach Salzburg, nachdem er mit dem Landgerichte Hopfgarten Rückſprache gepflogen hatte.

Er ſchlug drei Manharter zur Reiſe vor: Sebaſtian Manzl vom Untermanharthofe in Weſtendorf, zurzeit in Bruneck, Simon Laiminger zu Walſen in der Gemeinde Hopfgarten und den Sebaſtian Manzl, den Jüngeren, Bauern zu Liendla in Weſtendorf.

Herr von Menſi riet auch, dem Thomas Mair von Hopfgarten, derzeit in Meran, die Reiſe anzubieten, und erſt im Falle ſeines Verzichtes den Liendlinger zu wählen. Denn ſeine Übergehung würde Aufſehen erregen und außerdem ſei gerade bei ihm eine energiſche Beeinfluſſung vonnöten.

Manzl und Mair ſollen ſich von ihrem Aufenthaltsort der Reiſe anſchließen. Nach der Heimkehr werde man dann ſehen, was zu tun ſei. Sind die Pilger bekehrt, ſo werden ſie andere bekehren. Bleiben ſie aber verſtockt und unbelehrbar, dann müſſen ſie ohne Nachſicht aus der Heimat entfernt werden.

Der Fürſterzbiſchof überprüfte dieſe Vorſchläge gewiſſenhaft und ſchrieb Ende April an den Gouverneur Chotek:

„Meine Anſicht iſt es, daß die Erlaubnis zur Reiſe nach Rom das einzige Mittel zur Bekehrung der Manharter ſei. Denn es dürfe nicht verhindert werden, daß zweifelskranke, verirrte Chriſten zum Biſchof in Rom,

welcher Vater aller Gläubigen iſt, pilgern, um von ihm Belehrung und Kraft, Rat und Sicherheit zu holen. Ich bewundere die weiſe Frömmigkeit Seiner Majeſtät, welche die Ergreifung dieſes Mittels gnädigſt ausgeſprochen hat." —

Die Manharter hatten ſich für die Reiſe ſechshundert Gulden zuſammengetan und warteten auf weitere Befehle.

Im Juni kam die kaiſerliche Genehmigung, daß Manzl der Ältere, Mair und Laiminger die Reiſe antreten dürfen. Es ſolle ſie ein verläßlicher, der italieniſchen Sprache mächtiger Mann begleiten, dem auch der Reiſepaß einzuhändigen ſei.

Den Manhartern wurde mitgeteilt, die Reiſebewilligung ſei in Ausſicht, falls ſie einen ſprachkundigen Begleiter beiſtellten, der aber kein Prieſter ſein ſolle.

Der neue Landesgouverneur Graf Wilczek bemühte ſich um Ermittlung eines paſſenden Reiſebegleiters. Nach langem Suchen und Wählen wurde Peter Amort, Kirchendiener zu St. Jakob in Innsbruck, zu dieſem Geſchäfte auserkoren. Dieſer Mann, ein gebürtiger Fleimstaler, war beider Sprachen kundig und galt allgemein als klug, beſonnen und ehrlich. Er nahm das Angebot bereitwillig an. Graf Wilczek übernahm die Verſorgung ſeiner Familie.

Fürſterzbiſchof Auguſtin hatte dem Heiligen Vater brieflich die Zweifel und Anſichten der Manharter dargeſtellt. Die k. k. Botſchaft in Rom war durch ihn ebenfalls über das Nötige unterrichtet worden.

Im Auguſt ſchrieb Fürſt Metternich dem Fürſterzbiſchof, daß der Heilige Vater die Angelegenheiten der Manharter einer beſonderen Aufmerkſamkeit gewürdigt habe. Die verirrten Schäflein könnten die liebevollſte Aufnahme erwarten.

Der Botſchaftsrat Ritter von Genotte wurde angewieſen, die notwendigen und paſſenden Vorkehrungen zu treffen, und die Manharter wurden ſeinem beſonderen Schutze empfohlen. Er wählte das unter dem Protektorate des Kaiſers von Öſterreich ſtehende Hoſpiz „all'Anima" zur Aufnahme der Pilger.

Der Landrichter Tribus zu Hopfgarten verſammelte nun zu Weſtendorf die bedeutendſten Manharter — mit reichlichen Weiſungen vom Gouverneur und vom Kreishauptmann verſehen. Auch Dekan Hausmann und Vikar Steinberger waren erſchienen. Herr Tribus führte nun aus: Die Reiſe nach Rom ſei durch kaiſerliche Verordnung im allgemeinen für Öſterreicher nicht erlaubt, weil das Jubiläum im Staate Öſterreich erſt im Jahre 1826 gefeiert werde. Nur ganz ausnahmsweiſe und aus beſonderer Gnade bewillige Seine Majeſtät dem Sebaſtian Manzl von Untermanhart, dem Thomas Mair und dem Simon Laiminger von Hopfgarten die Pilgerreiſe nach Rom.

Damit dieſe mit einem gewandten Gefährten und Dolmetſcher verſehen ſeien, gebe der gütige Monarch auch noch einem gewiſſen Peter Amort, Kirchendiener zu Innsbruck, dieſelbe Erlaubnis. Falls ihnen die Wahl dieſes Mannes genehm ſei, mögen ſie die Entſchädigung für ihn ſelber aufbringen.

Die Manharter brachen in ſtürmiſche Freude aus. Sie knieten nieder, prieſen und dankten Gott und lobten den Kaiſer, den Erzbiſchof, den Gouverneur, den Kreishauptmann und den Landrichter.

Sie freuten ſich noch beſonders über die Beiſtellung eines Reiſebegleiters und Dolmetſchers.

„Zweg'n Zahl'n iſt's nit g'fahrli', ſagte der Liendlinger. „Achthundaſcht Guld'n hab'n mier hiatzt ſcho beinand — und daſſ'n weaſcht woll g'langa für ins drei

Pilga und ihr'n G'fährt'n. Und wenn's no mögli iſt, zahl'n mier den Amort no extra. Weil mier nur endli ſo weit ſein!" —

Nun verlas der Dekan Hausmann den Hirtenbrief vom Mai 1823. Dieſes wahrhaft väterlich liebevolle Schreiben iſt „an die geliebten Schäflein in Tirol, die aus Gewiſſensängſten von der heiligen römiſchen Kirche getrennt zu ſein glauben", gerichtet und bietet ihnen Heil und erzbiſchöflichen Segen.

Auguſtin führt in überzeugenden, milden Worten aus, daß er vom Oberhaupte der Kirche, dem Papſte, ernannt und beſtätigt, und daher ihr rechtmäßiger Biſchof ſei, und ſie alle ſich ſtets und feſt an ihn halten ſollen. Er erwähnt, daß er ihren Abgeordneten bereits mündlich ausführliche Belehrung zuteil werden ließ und wiederholte:

1. Es iſt nicht richtig, daß der Kirchenbann, welchen Seine päpſtliche Heiligkeit Pius VII. Höchſtſeligen Angedenkens gegen Napoleon und ſeine Helfer erlaſſen hat, die Prieſter getroffen habe, welche nichts anderes getan hätten, als den Eid der Unterwerfung unter Napoleon zu unterzeichnen; wenn ſie auch gefehlt haben, vor der Abtretung des Landes an Napoleon denſelben zu leiſten. Der Heilige Vater hat nicht die Untertanen des Napoleon, deren es Millionen guter römiſch-katholiſcher Chriſtgläubigen auch in Frankreich gab, exkommunizieren wollen.

2. Daß es nicht richtig ſei, daß die Biſchöfe, wenn ſie von den Landesfürſten ernannt werden, ihre geiſtliche Macht von dieſen erhalten. Sie können dieſe nur von der ihnen durch die mit dem Kirchenhaupte in Rom verbundenen Biſchöfen erteilten biſchöflichen Weihe erlangen. Die von unſern Biſchöfen geweihten Prieſter empfangen ihre Gewalt ebenſo von Gott durch die Biſchöfe.

3. Daß es richtig ſei, daß der Glaube der römiſch-katholiſchen Kirche ſich nicht ändern könne, daß alſo ewig

wahr bleibe, was die Kirche vom Ablaſſe, vom Faſten und vom Nutzen einer Wallfahrt gelehrt hat. Doch iſt es in der Macht der Kirche, neue Abläſſe zu beſtimmen, Faſttage einzuführen oder aufzuheben. Der Papſt könne auch Feiertage aufheben und wieder einführen.

4. Ich geſtand den Abgeordneten zu, daß Sittenloſigkeit, Freigeiſterei und Mißachtung der Kirchengebote wie der weltlichen Geſetze in der Welt aufgekommen ſind und ſagte ihnen, daß man deshalb nicht ſagen dürfe, das ganze Land ſei vom Glauben abgefallen. Ich bat ſie, ſich durch böſe Reden und ſchlechte Beiſpiele nicht verführen zu laſſen und belehrte ſie, daß die Losſagung von ihrem Biſchofe und den von dieſem eingeſetzten Prieſtern nicht zuläſſig ſei.

5. Ich erklärte euren Abgeordneten, daß ich die Reiſe nach Rom gewiß nicht hindern werde, daß ich aber nicht die dazu nötigen Päſſe ausſtellen kann.

6. Ich verſprach, ſelbſt zu euch zu kommen, um alles möglich zu machen, mit mir über eure Zweifel und Angelegenheiten ohne Scheu und Furcht zu reden.

Ich habe mein Verſprechen gehalten. Gott iſt mein Zeuge, daß ich mich bemüht habe, die Zweifel zu vernichten und euren Seelen den Frieden zu bringen. Nur wenige haben meine Anſtrengungen, denen meine Geſundheit unterlag, durch ihre Rückkehr belohnt. Noch viele beharren in ihrem Irrtum.

Auf euer ſo oft gegebenes Verſprechen, daß der ganze Zwieſpalt beendet wäre, wenn ihr vom Papſt ſelbſt vernehmen könntet, daß ich von ihm geſandt und mit ihm in vollem Einverſtändnis ſei, habe ich mich bei unſerm guten und wahrhaft frommen Kaiſer für eure Reiſe nach Rom verwendet. Allerhöchſt derſelbe erlaubt auch in ſeiner Güte, daß einige von euch nach Rom reiſen, um ſich beim Heiligen Vater ſelbſt die Wahrheit zu holen und die Lö-

ſung der Zweifel und Beſänftigung der Gewiſſen erwirken zu dürfen.

Der Hirtenbrief enthielt noch genaue Weiſungen für die Reiſenden, insbeſondere für ihr Verhalten in Rom.

Die letzten Zeilen erbaten für die Pilger wie für die Daheimgebliebenen den Segen Gottes und den Frieden der Herzen.

Nachdem der Dechant Hausmann dieſen langen Hirtenbrief verleſen hatte, fragte er die Manharter: „Beſteht ihr noch auf der Reiſe nach Rom — oder genügen euch dieſe liebevollen Erklärungen des weiſen Fürſterzbiſchofs?“

Er erhielt zur Antwort: „Der Fürſterzbiſchof geit ins ja ſelba den Seg'n, — alſo wearn mier roaſ'n.“

Der Landrichter beſprach ſich nun mit Simon Laiminger über den Tag der Abreiſe und empfahl den rechtzeitigen Ankauf von Pferd und Wagen. Die Manharter freuten ſich maßlos, daß die Angelegenheit nun ſo weit gediehen ſei und dankten den Herren aus vollen Herzen.

Mitte September 1825 trat Simon Laiminger die Reiſe an. Der Bodenſchmied Urban Mair, des Thomas Bruder, und Matthias Papp aus der Gumpau begleiteten ihn. Tauſend Segenswünſche der Zurückgebliebenen zogen mit ihnen.

In Innsbruck ſprachen ſie beim Präſidium vor, und Urban Mair und der Gumpauer baten, die Reiſe nach Rom mitmachen zu dürfen. Der Gouverneur aber wies darauf hin, daß die kaiſerliche Entſcheidung in keinem Falle geändert werden dürfe. Da mußten die beiden verzichten und erſuchten, wenigſtens bis Bozen mitfahren zu dürfen, um ſich mit Manzl und Thomas Mair beſprechen zu können. Dies wurde ihnen gerne erlaubt. Den nächſten Tag fuhren die drei mit Peter Amort von Innsbruck ab.

Dem Sebaſtian Manzl hatte der Kreishauptmann von Bruneck bereits am 3. September die Bewilligung der Reiſe nach Rom mitgeteilt. Der Manhart war zutiefſt ergriffen und ſagte dankbar: „O — z'weg'n der Gnad wüi i ſcho für'n Koaſa und für'n Erzbiſchof ganz extra bet'n in Rom.“ —

In Meran eröffnete der Landrichter dem Thomas Mair die Genehmigung der Reiſe. Der Lederer war außer ſich vor Freude, denn er hatte an die Erfüllung ſeines heißeſten Wunſches kaum mehr geglaubt. „O“, rief er, „i wüi dem Heilig'n Voda alles ſag'n, all's, was mier am Heaſchz'n liegt, alle Zweifel, dö mi druck'n.“ — Als ihn der Landrichter fragte: „Wirſt du dem Papſt glauben?“ ſah er ihn ganz erſtaunt an und ſagte mit großer Lebhaftigkeit: „Wem denn ſollt i glaub'n, wenn nit dem Papſt? Wenn i nur g'wiß woaß, daß es a dar Papſt iſt und koa andara nit. Was mier der Papſt ſagt, glaub i all's — er kann ſag'n, was er wüi. Ob's deutli oda undeutli, — für mi guat oda nit guat iſt, daſſ'n muaß aft nacha gleich ſein. Denn Er iſt der Fels, auf dem die Kirche ſteht und ihm ſind die Schlüſſel des Himmelreiches übergeben. Er weidet die Lämmer und die Schafe.“

Die letzten Sätze ſprach er hochdeutſch und begleitete ſie mit würdigen Gebärden. —

Am 16. September fuhr der Landrichter mit Thomas Mair nach Bozen. Amort erſchien im Kreisamt und meldete die Ankunft der andern. Ein Defekt am Wagen veranlaßte einen unvorhergeſehenen Aufenthalt. Kreisamtsverweſer Herr von Sammern beſtellte auf eine beſtimmte Stunde den Amort und deſſen Gefährten in ſein Zimmer, für einige Minuten ſpäter auch den Thomas Mair. Das Wiederſehen der Manharter war rührend. Erſtaunt und erfreut ſtarrten ſie einander an, und Thomas warf ſich wieder zum Wortführer auf.

Der ſtille Manzl ſprach wenig und behielt ſeine große Freude für ſich im Herzen. Aber in ſeinen Augen leuchtete der Widerſchein eines großen Glückes, einer wunſchloſen Zufriedenheit.

Der Anweiſung gemäß gingen ſie nun in das ihnen angegebene Wirtshaus. Ein Beauftragter des Kreisamtes beobachtete und belauſchte ſie. Sie unterhielten ſich über die bevorſtehende lange Reiſe, die Güte des Kaiſers und die großen Dinge, die in Rom ihrer harrten. Thomas, der lebhafteſte unter ihnen, ſagte: „Hiatzt wearn mier woll endli ins Reine kemman. Wenn der Papſt ſagt, daß mier ins g'irrt hab'n, aft nacha hab'n mier ins g'irrt. Aba, i moan, er weaſcht andas ſag'n. Es weaſcht ſi bald zoag'n, wer Recht hat."

Am andern Tage aßen ſie noch mitſammen zu Mittag und nahmen dann herzlichen Abſchied voneinander. Manzl, Mair und Laiminger ſetzten ſich auf den Wagen, Amort auf den Bock. Urban Mair und Matthias Papp drückten ihnen noch kräftig die Hände und baten um ihr Gebet. Die Reiſenden trugen ihnen noch die herzlichſten Grüße an die Lieben im Brixentale auf und verſprachen ihr Beſtes.

Erſt als Amort die Peitſche ſchwang, und der Wagen davonrollte, traten Urban Mair und Matthias Papp traurigen Herzens, weil ſie die Fahrt nicht mitmachen durften, den Heimweg an.

Sie brachten dem Gouverneur folgendes, von Thomas Mair verfaßtes Schreiben mit:

An das k. k. Gubernium in Innſprugg.

„Mihr ſehen uns verpflichtet zu ſeyn, Euer Exelentz fir alle erbiſene Gutdhaden zu dankhen, welchen Dank mir

nach unſerem wenigen Vermögen mit der Hilfe Gottes zu Rom ablegen werden, underdenigſte Entpfelchung.

Botzen, den 17. Seb. 1825.

Sebaſtian Manzl; † Simon Laiminger,
Thomas Mair.

Die Manharter fuhren über Verona, Mantua, Bologna und Florenz nach Rom. Ihre Reiſeroute war beſtimmt feſtgeſetzt worden. Alle öſterreichiſchen Polizeidirektionen, welche ſie berührte, waren verſtändigt, und auch über die Staatsgrenzen hinaus wurde größte Vorſicht beachtet.

Amort, der die Päſſe in Händen hatte, erfüllte ſeine Aufgabe mit Klugheit, Geſchick und Gewiſſenhaftigkeit. Die Brixentaler waren der Meinung, er wäre gleich ihnen ein Jubiläumspilger. Sie bedurften ſeiner oft und bei verſchiedenen Anläſſen. Nach längerem Zuſammenſein fühlten ſie ſich freundſchaftlich zu ihm hingezogen und verſuchten in ihrem Eifer ſogar einen Bekehrungsverſuch. Der ſchlaue Mann wich, dem geheimen Auftrage folgend, aber vorſichtig jedem längeren diesbezüglichen Geſpräch aus und ſagte: „Ihr habt ja ſelber Zweifel und keine Klarheit, ſonſt müßtet ihr nicht beim Heiligen Vater fragen.“

Sie fuhren durch üppige Täler, die noch in leuchtendem Sommerſchmucke prangten und dachten ſtillverſonnen an ihre Heimat, in welche nun ſchon der kühle Herbſt eingezogen war. Da und dort ſahen ſie fruchtſchwere Obſtbäume in den mauerumfriedeten Ängern ſtehen. An den Hängen und in der Ebene trugen großblättrige Weinreben ſchwer an ihrer ſüßen, ſonnenreifen Laſt. Die Getreideäcker waren zum größten Teil ſchon abgeerntet, doch

auf den Wieſen ſtand das Gras noch in vollem Safte. Aus den Gärten ſchimmerten farbenſatte Blumen und ſüßer, betäubender Duft ſchwebte in den Lüften. Breitblättrige Feigenbäume ſchmiegten ſich an altersgraue, zerbröckelnde Häuſer; düſtere Zypreſſen reckten ihre Schlankheit über efeuumwuchertes Gemäuer. Von ſonnigen Geländen glänzten ſilberne Olivenhaine. Halbzerfallene Edelſitze träumten einſam und verlaſſen von längſt verrauſchten und verſunkenen Tagen der Macht und des Glanzes.

Unſere Reiſenden ſchauten, ſchauten und ſtaunten. Dieſe überreiche Pracht der Vegetation ſchien ihnen ganz wundervoll und ſeltſam.

Sie ſprachen wenig. Mit Gefühlen der Bewunderung und Dankbarkeit, mit naiver Freude betrachteten ſie all dieſe Schönheiten, die ein guter Gott ſo verſchwenderiſch dieſen Gefilden beſchert hat.

Ob ſie wohl Vergleiche machten, — dieſe unverbildeten, aufnahmsfähigen Naturmenſchen?

Ob nicht jeder dachte: „Da iſt's ganz ſaggriſch ſchean, — ganz andas als bei ins dahoam. — Aba mier g'fallt's dahoam halt decht beſſa.“ —

In den großen Städten Verona, Bologna und Florenz kamen ſie aus dem Schauen und Bewundern nicht heraus. Die ſtattlichen Paläſte in ihrer üppigen Pracht, die herrlichen Kirchen mit den vielen koſtbaren Kunſtwerken, die vornehmen Landhäuſer der edlen Geſchlechter erregten ihre an Einfachheit gewöhnten Sinne. Sie fühlten ſich fremd inmitten dieſer prunkhaften Gebäude und fanden keine Begeiſterung dafür.

In Florenz fragte Thomas den Manhart: „Waſt — wie g'fallt's dir denn nacha da, — du red'ſt ja gar nix.“

„O mei — mier ſeind vüi z'vüi Stoana da. Woaßt, wenn d'Stoan a no ſot ſchean ſeind, und no ſo kunſt-

g'recht zuag'meißelt, — mier g'fallt halt amol a grüana Grasfleck vor'n Haus beſſa als deaſ'n ſcheckige Pflaſterei. Und a hölzerne Lab'n ums Haus umma iſt mier a liaba als dö kalt'n „Lodſchen" mit deaſ'n haal'n (glatten) Marmelſäul'n. Und dö Kirch'n da ſeind ſo voll ſcheane Tafeln und Figur'n, daß man ja vor lauta Schaun nit zum Bet'n kimmp. I find in inſara Dorfkirch'n mein Herrgott amol ſcho leichta als da — wenn er drinn iſt", ſetzte er leiſe hinzu. „Woaßt Thoma, — i wear's ſcho nit recht vaſteh'n, dö Kunſt da, — aba mein Heaſchz kunnt ſi da nit, nia nit derwarmen und hoamiſch fühl'n. Für mi bleibt's Brixental halt allweil d'ſchönſte Gegend — und mei Dorf der ſchönſte Ort auf der weiten Wöit."

Peter Amort lachte herzhaft über dieſes Geſpräch und ſagte: „Ja, ihr braven Bauern, ihr habt das Herz auf dem rechten Fleck. Liebt nur immer eure Heimat über alles. Die Fremde wird euch immer kalt erſcheinen; mag ſie noch ſo herrlich und intereſſant ſein. Ich freue mich über alles Schöne, das meine Augen ſehen dürfen und danke Gott jeden Tag, daß er die Welt ſo ſchön gemacht hat."

„Daſſ'n toan mier a", ließ ſich der Laiminger hören. „D'Sunn ſcheint überall, — da a bois gluaniga (glühender) und hella als bei ins — aba es iſt allweil die gleiche Sunn." —

XVII.

Endlich leuchteten den Pilgern die Türme der Ewigen Stadt im Abendſonnenſchein traumhaft ſchön entgegen. Der öſtliche Himmel flammte in purpurnem Rot und vom Weſten her zogen zartroſa Wölkchen über die goldig flimmernden Kuppeln und Dächer.

Die ſchauensfrohen Augen der Wanderer ſuchten den Palaſt des Heiligen Vaters und ihre Einbildungskraft wob die unglaublichſten Märchen und Legenden um die hochragenden Gebäude und die einſam ſtarrenden Ruinen. Heilige Schauer erſchütterten die Seelen der einfachen Leute, als ſie, die Herzen voll froher Hoffnung, durch die Porta del popolo fuhren. —

Am nächſten Tage ſtellte ſich Peter Amort bei der öſterreichiſchen Botſchaft. Der Portier, bei dem er ſich gemeldet hatte, betrachtete mit geringſchätzigen Blicken den einfachen, faſt ärmlich gekleideten Mann und wollte ihm ein Almoſen geben. Amort wies dies unwillig zurück und beſtand darauf, den Herrn Botſchafter zu ſprechen. Unfreundlich erwiderte der Portier, daß dies nicht möglich ſei, da ſeine Exzellenz eben den Beſuch von Kardinälen habe. Darauf hin kehrte Amort um.

Am andern Morgen verſuchte er neuerdings ſein Glück, forderte in energiſchem Tone Einlaß und ſagte, er ſei vom öſterreichiſchen Kaiſer geſendet. Dies wirkte. Er wurde in ein Zimmer gewieſen, wo er eine kleine Weile warten mußte.

Nun kam der Botſchafter. Er ſchien ſchlecht gelaunt

und maß Amort mit mißtrauiſchen Blicken, während er ſprach: „Ihr ſeid wirklich ſehr ungeſtüm.“

Amort begründete nun ſein Tun und offenbarte, wer er ſei und wen er bringe. Da heiterte ſich das finſtere Geſicht des Botſchafters plötzlich auf und lachend ſagte er: „Donnerwetter, das iſt etwas Anderes. Ich erwartete euch ſo bald noch nicht. Ihr habt wirklich ſchnell gemacht mit der Reiſe. Vor drei Wochen erſt hat mir Seine Majeſtät von euch und den Manhartern eigenhändig geſchrieben. Wo ſeid ihr denn?“ fragte er Amort nach ſeinen Schutzbefohlenen und lud ihn freundlich zum Sitzen ein.

„Wir wohnen im Gaſthaus zu den Heiligen drei Königen“, antwortete Amort. „Wie ſehen denn dieſe guten Leute aus?“ wollte nun der Botſchafter wiſſen. „Wenn Eure Exzellenz wünſchen, werde ich ſie bringen“, erbot ſich Amort. „Nun, wie man mir mitteilte, genießen wir Weltliche nicht das Vertrauen der Manharter“, ſagte ſchmunzelnd der Botſchafter.

Amort beeilte ſich zu ſagen: „O — in Eure Exzellenz ſetzen meine Begleiter das beſte Vertrauen. Sie werden ſich ungemein freuen, einen Deutſchen und den Stellvertreter ihres Kaiſers ſehen zu dürfen.“

„Nun, dann bringt ſie mir“, entſchied der hohe Herr und entließ Amort mit freundlichem Gruße.

Dieſer kehrte mit der Nachricht ins Gaſthaus zurück. Die Bauern konnten die Tragweite dieſer Botſchaft nicht ſchnell erfaſſen. Verlegen, unſchlüſſig und zweifelnd ſahen ſie einander an. Thomas war der erſte, der ſich geſammelt hatte und ſagte: „In Gott's Nam', gehn mier halt.“

Sie machten ſich auf den Weg und achteten nicht der erſtaunten Blicke der Menſchen, welche die derben, klotzigen Bauern mit unverhohlener Neugier betrachteten. —

Mit ehrerbietiger Freude begrüßten die Brixentaler den öſterreichiſchen Adler über dem Portal des Hotels,

in welchem die Botſchaft untergebracht war. Zaghaft traten ſie ein.

Die Pracht, der Glanz und Reichtum betäubten und verwirrten ſie. Die ſchimmernden, großen Wandſpiegel, die funkelnden Glaslüſter, die glänzenden Goldrahmen, — all dies Ungewohnte, Herrliche, blendete ſie und machte ſie unſicher und ſcheu. Unbeholfen, furchtſam, als müßten ſie über glatte Eisflächen gehen, ſchritten ſie vorſichtig über den blanken Parkettboden.

Und Thomas flüſterte dem Manhart zu: „I gang' leichta mit Steigeiſ'n von der Salv'n aba".

Nun trat der Botſchafter ein. Die ungelenken Brixentaler verbeugten ſich nun ſo gut und ſo tief ſie es zuwege brachten und rückten langſam unter vielen Verneigungen gegen den hohen Herrn vor. Über das Geſicht des Botſchafters flog ein ſtilles Lächeln, als er die Anſtrengungen der Leute gewahrte. Freundlich und herzlich begrüßte er ſie, die ſich puſtend und keuchend aus ihrer in Ehrfurcht und Demut gebeugten Haltung wieder gerade aufrichteten.

Sie mußten ihre Namen nennen und über den Verlauf der Reiſe erzählen. Dann ſagte der Botſchafter: „Ihr könnt Roß und Wagen verkaufen. Den Aufenthalt in Rom und auch die Heimreiſe beſtreitet die beſondere Gnade des Kaiſers. Im Hoſpitium all'Anima findet ihr Unterkunft und Verpflegung. Der Papſt iſt gegenwärtig leider krank. Wartet mit Zuverſicht und Vertrauen und in Ruhe alles Weitere ab. Schaut euch indeſſen die Ewige Stadt an und gehabt euch wohl! Auf Wiederſehen!" —

Im Hoſpiz all'Anima erholten ſich die Pilger nun in Ruhe und Behaglichkeit von den Strapazen der Reiſe. Die einfachen Leute fühlten ſich unbeſchreiblich wohl in der ſichern Geborgenheit und angenehmen Abgeſchloſſenheit des Hauſes. Ihr frommes, beſcheidenes Weſen gewann ihnen bald das Wohlwollen der Hausbewohner.

Die Prieſter zogen ſie gerne in religiöſe Geſpräche, jedoch ohne ihre eigenen Anſchauungen und Meinungen irgendwie zu berühren.

Fürſt Ruſpoli, der Prälat der Kirche all'Anima, erhielt vom Heiligen Vater den Auftrag, die Stimmung der Manharter zu beobachten und ihre Aufklärung ins Auge zu faſſen. Dieſer edle, würdige, menſchenfreundliche Herr war erſt als Witwer in den Prieſterſtand getreten. Als vielgereiſter, erfahrener Weltmann war er auch der deutſchen Sprache mächtig und hatte Einblick in ſo manche Eigentümlichkeiten des menſchlichen Lebens genommen.

Er ließ Peter Amort zu ſich rufen, weihte ihn in ſeine Aufgabe ein und fragte ihn, auf welche Weiſe er den Manhartern wohl am leichteſten beikommen könne.

Der gerade Mann antwortete: „Ich habe nun lange Zeit beobachten können, daß die Meinungen dieſer Bauern felſenfeſt ſind wie ihre Berge, — und daß es ſchwer und verantwortlich iſt, dieſe feſten Meinungen auch nur ein wenig zu verrücken."

Der Fürſt beſprach nun mit Amort ſeine Pläne, verlangte von dieſem aber ſtrengſtes Stillſchweigen darüber.

In italieniſcher Bläue wölbte ſich der Himmel über dem ewigen Rom. Vogelgezwitſcher und Taubengurren füllten die glasklare Luft und der ſatte Duft herbſtlicher Blüten ſchwebte über verſchwiegenen Gärten. In den Niſchen und Löchern der ſteingrauen, jahrhundertalten Baureſte ſchimmerten und zitterten weißgraue, feinſte Spinnenfäden wie zarte Brücken von uralter Zeit zum Heute. Formſchöne Brunnen plätſcherten ihre Waſſer in ewig gleicher Melodie in weite Marmorbecken. Auf mächtigen Kuppeln glänzte das gleißende Licht und ſpielte in tauſend Farben in den Fenſtern der Kirchen und Paläſte. Eherne Glocken klangen ernſt und feierlich in das

lebhafte Geſchnatter des leichtlebigen, lärmgewohnten, ſüdländiſchen Volkes, das die Straßen und Plätze füllte. Prunkvolle Geſpanne mit reichgekleideten Dienern auf dem Bocke drängten ſich ſtolz und würdevoll durch die lärmende Menge.

Eine dieſer vornehmen Kutſchen ſtand nun vor dem Hoſpiz all'Anima ſtill. Bediente in farbenfroher Livree ſprangen vom Bocke und halfen einem Herrn in geiſtlichem Ornate mit goldener Kette geſchmückt, aus dem Wagen: dem Fürſten Ruſpoli.

Er ging in das große Haus und ließ ſich die vier Tiroler vorführen. Mit väterlicher Liebe ſprach er mit ihnen und lud ſie in ein Nebenzimmer an eine reichbeſetzte und koſtbar gedeckte Tafel.

Mit weitaufgeriſſenen Augen ſchauten die Bauern all die Herrlichkeiten und wußten nicht, wie ihnen geſchah. Der Fürſt ſetzte ſich und forderte die Männer auf, ebenfalls Platz zu nehmen. Schüchtern und unbeholfen gehorchten ſie.

Köſtlicher Wein funkelte in koſtbaren Gläſern, fremde Speiſen dampften und dufteten auf blinkendem Silbergeſchirr.

Langſam verloren nun die Männer ihre Scheu und langten herzhaft zu. Ruſpoli ergötzte ſich innerlich an ihrem ungeſchickten Tun und ſprach von dieſem und jenem. Als er hörte, daß dieſe urwüchſigen Pilger aus Tirol ſeien, rief er mit Begeiſterung: „O — welch ſchönes und gutes Land! Ich kenne es in allen ſeinen Teilen. Es iſt wohl einer ſchöner und großartiger als der andere. Die hohen, ſtolzen Berge, die in jenem Tale lieblich und wald- und wieſenreich ragen, wetteifern an Schönheit mit andern, die kahl und nackt ihre zerklüfteten, zerriſſenen Wände emporrecken. — O — wie gerne erinnere ich mich der fruchtbaren Täler mit den klaren

Bächen, der herrlichen Wälder mit ihrem harzigen Dufte! — Und wie ſchön ſind dort die Seen, die lieblich eingebettet liegen inmitten ſchöner, grüner Matten, oder auf ſanften Höhen zwiſchen hellſtämmigen Birken und dunklen Föhren! — Ja, wunderbar ſchön iſt euer Land. Und ſeine Bewohner ſind gute, gerade, einfache Menſchen, die das Herz auf dem rechten Fleck haben und ihre alten Sitten und frommen Bräuche noch hoch und heilig halten. Lieb muß man ſie haben, dieſe nach außen ſo harten, verſchloſſenen und innen doch ſo weichen Kinder Tirols."

Die einfachen Männer lauſchten und ſtaunten. Das Lob ihrer Heimat und ihrer Landsleute aus dem Munde eines ſo hohen Herrn freute ſie unbeſchreiblich.

„Aus welcher Gegend ſeid ihr?" fragte Ruſpoli. — „Aus dem Brixentale", antwortete Thomas Mair, der Wortführer. — „Seid ihr wegen des Heiligen Jahres gekommen, oder hattet ihr ſonſt einen beſtimmten Grund zur Reiſe?" forſchte der Fürſt weiter.

„Freilich haben wir einen beſtimmten Grund", rief Thomas. „Zum Felſen, zum Vater der Chriſtenheit, ſind wir hergekommen. Unſere Geiſtlichen ſind ja mit dem ſichtbaren Oberhaupt der Kirche nicht mehr vereinigt. Sie behaupten aber immer, eins mit dem Statthalter Chriſti zu ſein. Nun ſind wir gekommen, den Papſt ſelbſt um die Wahrheit zu fragen."

„Zu welcher Diözeſe gehört ihr?" — „Wir ſind zum Erzbistum Salzburg gehörig." — „O — dann habt ihr einen hochedlen, guten und weiſen Hirten. Ich kenne den Fürſterzbiſchof Auguſt Gruber ſehr gut und kann die Schäflein, die er weidet, nur beneiden."

Thomas, der bei den letzten Worten des Fürſten aufgeſtanden war, riß nun ungeſtüm den Stuhl herum und rief, flammende Zornesröte im Geſicht: „Will man uns auch da noch foppen und hintergehen? — Wir ſind wegen

des Heiligen Vaters gekommen und wollen zu ihm — und nicht zu einem andern.“ Manzl und Laiminger wollten den aufgebrachten Mann beſänftigen. Wenn ſie auch mit ihm gleicher Meinung waren, ſo ſchien ihnen das Benehmen des Thomas doch nicht richtig und angebracht. —

Der Fürſt mußte nun mit Bedauern ſehen, daß mit dieſen voreingenommenen Leuten wohl nicht viel zu machen ſein werde. Er hob die Tafel auf, läutete dem Diener und verabſchiedete die Tiroler. Im Weggehen ſagte er leiſe zu Amort: „Mit dieſen Dummköpfen iſt nichts zu beginnen.“ —

Die Brixentaler waren in ihre Gemächer zurückgekehrt. Manzl ſagte: „Mier müaſſ'n hiatzt alle drei ſaggriſch aufpaſſ'n. Mi dunkt, dö Röma wöi'n ins übaliſt'n. Man kann nit gnuag achtgeb'n. I bin ſcho arg mißtrauiſch word'n.“

Die Manharter wurden aber in keiner Weiſe geſtört oder beläſtigt. Niemand fragte ſie aus; niemand verfolgte ſie mit Späherblicken. In ihrem Hoſpiz hatten ſie alles, was ſie brauchten. Jedermann kam ihnen mit liebevoller Rückſicht entgegen. Wollten ſie ausgehn, ſo begleitete ſie über Anordnung des Botſchafters ein Mann, der ihnen alles Sehenswerte zeigte und erklärte.

Sie nutzten mit Eifer ihre freie Zeit, um die vielen denkwürdigen Stätten zu beſuchen. Die verſchiedenen Volkstypen, das lebhafte Treiben der Menge, die Eleganz auf der einen — und die bitterſte Armut auf der andern Seite gaben ihnen zu denken — und manche naive Frage entlockte ihrem geduldigen Cicerone ein heimliches Lächeln. Sie ſahen wohl die muntern, frechen, ſchwarzen Gaſſenbuben, welche mit unverhohlenem Staunen die ſonderbaren fremden Gäſte anſtarrten, die kleinen Mädchen mit den ſüßen Madonnengeſichtern, die raſſigen

jungen, buntaufgemachten Weiber mit wiſſenden Augen, die ſchönen, kraftvollen Männergeſtalten mit dem warmen Bronzeton der Haut und den flammenden Blicken, die vornehmen Wägen mit verwöhnten, in Samt und Seide gehüllten Damen und die Karroſſen der Kardinäle und des ſtolzen Römer Adels; aber all dies war eben nur Fremde, kalte, ferne Fremde. Die herrliche Stadt, über die die Gewitter der Geſchichte jahrtauſendelang hinweggebrauſt waren, und die immer war, was ſie heute noch iſt und morgen ſein wird — die Ewige Stadt — galt ihnen nur als notwendiger Rahmen für das Ziel ihrer Sehnſucht und ihrer heißen Wünſche: den Palaſt des Heiligen Vaters.

Eines Morgens gingen die Tiroler in den Petersdom. Ein jeder hatte vorher genau mit ſeinem Gewiſſen Abrechnung gehalten, ſeinem Gott die Sünden bekannt und im Geiſte den Leib des Herrn empfangen.

Mit hellen Augen und heiterm Sinn ſchritten ſie durch die engen Gaſſen, da und dort einen flüchtigen Blick auf ein merkwürdiges Bauwerk oder eine laut geſtikulierende und ſchreiende Gruppe von Römern werfend.

Die ſüdliche Sonne ſchien warm und wohlig auf die winkligen Plätze und lärmerfüllten Straßen und ein milder Morgenwind ſtrich ſanft über die Dächer.

Die guten Leute ſchienen den Lärm der großen Stadt, der ihre Ohren umbrauſte, nicht zu hören. Ein jeder war zuviel mit ſich ſelbſt beſchäftigt, ein jeder bereitete ſich im Stillen auf den großen Augenblick vor, da er das Grab des Apoſtelfürſten ſehen ſollte.

Nach nicht allzu langer Zeit waren ſie bei dem großartigen Bauwerk angelangt. Eine Pforte war während des ganzen Jubeljahres geöffnet. Zwei Prieſter ſtanden davor. Auf ihren Knien rutſchten die frommen Pilger in das Heiligtum. Dies imponierte den Bauern ganz außer-

ordentlich. Sie warfen ſich mit Wucht auf den Boden, krochen über die Schwelle und bewegten ſich auch noch in der Kirche auf den Knien fort bis zum Allerheiligſten, welches zur Anbetung ausgeſetzt war. Nie gekannte Schauer der Andacht durchrieſelten ihre Seelen und Tränen der Rührung glänzten in ihren Augen.

Sebaſtian Manzl war ganz in ſich zuſammengeſunken und ſein weltvergeſſener Blick hob ſich in ergreifender Demut zu ſeinem Herrn und Gott. Thomas Mair und Simon Laiminger verrichteten, von mehrfachem Stöhnen und Seufzen unterbrochen, ihre Andacht; man ſah es ihnen an, daß wieder böſe Zweifel ihre unruhigen Seelen marterten.

Nun erhoben ſie ſich, bewunderten den rieſigen bronzenen Baldachin und die vier vergoldeten Säulen, die ihn trugen. Voll Staunen blickten ſie in die Rieſenkuppel, ſchätzten ihre Raumverhältniſſe ab, und ließen ſich von dem Führer ſagen, daß ſie aber ſchon ganz falſch geraten hatten. Ihre Augen hingen vor Verwunderung weit aufgeriſſen an den vielen prachtvollen Statuen, Figuren und Bildern, die dies einzigartige Gotteshaus ſchmückten. Dann krochen die Bauern die Stiege hinab in die unterirdiſche Kapelle und lagen ganz in Ehrfurcht und Andacht aufgelöſt vor dem Grabe des heiligen Petrus.

Myſtiſches Dunkel füllte den weihrauchduftenden Raum. Der Schwalm des langſam von den Kerzen ſteigenden Rauches ſchwebte über den Andächtigen. Die Manharter fühlten die Erhabenheit des Ortes, die Heiligkeit und Weihe dieſer Stunde, die Gnade in ihren Herzen. Eine mächtige Welle allumfaſſender Liebe rauſchte in ihren Seelen und verebbte dort in heiligen, unbeſchreiblichen Glückesſchauern. Thomas Mair, der Laute, Ungeſtüme, Spottſüchtige, ward ſtill und klein, demütig und kindlich fromm. — In ſeine ſonſt ſo herriſchen,

herausfordernden Augen flog ein Schimmer inneren Friedens, wohligen Geborgenſeins. Langſam fingerten ſeine groben Hände den Roſenkranz, des frommen Tirolers unentbehrliche Hilfe, aus dem Leibl.

Simon Laiminger, der ruhige, geſetzte Mann, las angeſtrengt in ſeinem mächtigen Gebetbuche.

Und Sebaſtian Manzl, der Manhart? — Ihn, den ſanften, friedliebenden, wahrhaft frommen Menſchen, ergriff die Weihe und Größe dieſer Stunde am tiefſten und mächtigſten. Er murmelte, ſtammelte fromme Sprüche in ſeinen Bart und begann dann, der andern Andächtigen gar nicht achtend, ein Geſpräch mit dem heiligen Petrus: „— — Hiatzt, Peda, hüilf, biſt ja allzeit a guata Helfa g'weſ'n, iſt's um's Weda gangan oda um's Viech, — auf di hab'n mier ins allweil verlaſſ'n könnan. Und hiatzt, Peda, hiatzt brauch'n mier dei Fürſprach bei dein Nachfolga. Woaßt, mier ſeind in arge Zweif'l z'weg'n inſan Glaub'n. Und da frag'n mier hiatzt den Papſt ſelba um d'Wahrheit. Tuaſt ihn erleucht'n, gell, Peda. Aft nacha fahlt ſi nix nit. Derfſt aba nit moan, mier ſeind ungläubige Leutlen. Na, beileib nit! Aba woaßt, ſeit der Napoleum auf der Wöit ummageiſtert hat, iſt allerhand unteranander kemman. Und deaſ'n vateixelte Tyrann hat ſei Naſ'n überall eihig'ſteckt, — a in Sach'n, dö ihn gar nix angehn. Und hat a Unordnung g'macht — und mier arme Brixentaler kennan ins nimma aus. Aba, der Heilige Voda weaſcht ins ſcho 's Rechte weiſ'n, dös bin i g'wiß. Und eahm glaub'n mier, — bei eahm hat der Napoleum nix drein z'red'n. Gell, Peda, — du hüifſt ins. Kriagſt nacha g'wiß a ſchöne, neuche Statue über der Stalltür z' Untermanhaſcht." — Zu den andern gewendet, ſagte Sebaſtian Manzl laut: „Heiliger Petrus, Fürſt der Apoſtel, bitt für uns!" — Und „Bitt für uns" ſprachen alle nach.

Nachdem nun jeder auf ſeine Weiſe ſeine Andacht verrichtet hatte, rutſchten die drei Pilger wieder die Treppe hinauf, erwieſen dem Allerheiligſten neuerdings ihre Verehrung und ergaben ſich ganz dem gewaltigen Eindruck, der ſo mächtig und geheimnisvoll auf ſie wirkte. Still und noch ganz benommen von dem Geſehenen verließen ſie den unvergleichlich herrlichen Dom.

Auf dem Heimwege gingen ſie ſchweigſam, den Blick nach innen gerichtet, gedankenvoll und mit einer heiteren Ruhe, die den augenblicklichen Frieden und das Gleichgewicht ihrer Seelen deutlich zeigte.

Am nächſten Tage beſichtigten ſie die ranghöchſte Kirche der Chriſtenheit, die Kirche des Papſtes, als des römiſchen Biſchofs: die Baſilica Lateranenſis. Hier ruhen die Häupter der beiden Apoſtelfürſten; hier iſt der Tiſch, an welchem Jeſus das letzte Abendmahl hielt, und die heilige Treppe, über die der Gottesſohn zu Pilatus hinaufgeſtiegen war.

Der Sitte gemäß krochen die Männer über dieſe Treppe auf den Knien hinauf in die „Heiligſte Kapelle", wo viele merkwürdige Reliquien verehrt werden. Sie wurden nicht müde, alle die Erinnerungen an das Leben und Sterben des Heilandes und der Heiligen zu bewundern und ihnen die gebührende Ehrfurcht zu zollen. —

Erſt, als ſilbern und hell die Abendglocken klangen, verließen ſie das ehrwürdige Gotteshaus. Sie ſprachen dann viel von dem Geſchauten und hielten mit ihrem Staunen und ihrem Lob nicht zurück. Da ſagte Manzl, der Manhart: „Freila ſeind's ſovl ſchean, dö römiſch'n Kirch'n — aba, Herrgott iſt nur oana — und deaſ'n iſt bei ins dahoam a in der Kirch'n — wenn a rechtmäßiga Geiſtla die Verwandlung vollbracht hat."

Ein andermal wurden ſie in die Kirche Maria maggiore geführt. Zu Tränen gerührt knieten ſie dort vor

der Krippe, in welcher der Erlöser gelegen, und dachten mit Wehmut an ihre letzten Christnachtfeiern im Stall zu Untermanhart. Ergriffen verehrten sie das Bild der Muttergottes, welches der Evangelist Lukas gemalt hatte und beteten vor den Leibern der heiligen Matthias und Hieronymus. —

Nun waren sie schon etliche Wochen in der Ewigen Stadt. Jeder Tag hatte ihnen Neues gezeigt, jede Stunde ihnen Köstliches gegeben. Manchmal beschlich sie leise ein schmerzliches Heimweh nach ihrem Tale mit seinen üppigen Wiesen, seinen dunklen Wäldern und trauten Gehöften. Ihre Berge vermißten sie, die ewigen Hüter ihrer Heimat. Was sie hier auch Schönes, Großes und Gewaltiges sahen, — es schien ihnen kalter, toter Stein. Steine in den Gassen, Stein die Häuser und Paläste, Stein die Brücken, Zäune und Mauern. Und aus den in herbstlicher Schönheit prangenden Gärten schimmerten steinerne Figuren durch das bunte Gezweig und steinerne Brunnen rauschten in verschwiegenen Ecken. Und da und dort standen zerbröckelnde, altersgraue Mauern und Baureste vergangener Zeiten. War Rom nicht die Stadt versunkener Größe und Macht? — Überall waren die Spuren einstiger Herrlichkeit und weltbeherrschender Kraft.

Im Colosseum standen die Tiroler, schauten, staunten und bebten in heiliger Erregung. Das war der Boden, der das Blut der vielen Bekenner getrunken hatte. In ihrer stillen Besinnlichkeit hörten die Männer die Hymnen der Todgeweihten, das Gebrüll der hungrigen Bestien, den frenetischen Jubel des entarteten Volkes.

Und ein Ekel stieg ihnen auf ob der Irrwege, die die Menschheit damals gegangen.

Und ein stilles Freuen war in ihnen über den Helden- und Opfermut der ersten Christen, die für denselben Gott gestorben waren, den auch sie anbeteten. Da knieten sie

in den Sand, den viel hundert Jahre alten, und erſchauerten im Gedenken längſt vergangenen, aber nie vergeſſenen Geſchehens.

Die goldene Sonne verklärte alles zu lebenbejahender Helligkeit und wärmte die Herzen der Menſchen, auf daß ſie ſich der Kindſchaft Gottes freuen konnten, — ein ganzes Leben lang. —

Die Manharter wunderten ſich nicht wenig, daß niemand über den Zweck ihres Aufenthaltes in Rom ſprach. Es war ihnen ganz ſonderbar zumute. — Bald neigte ſich das Jubeljahr dem Ende zu.

Sebaſtian Manzl, der in ernſten Sorgen war, vertraute ſich eines Tages dem Peter Amort an und ſagte: „Peda, warſt nit a ſo guat und gangaſt zur Botſchaft, amol nachfrag'n, was man da in Rom eigentli mit ins in Sinn hat. Es rührt ſi nix nit — und i moan, nur zum Vagnüag'n alloa ſeind mier ja nit herkemman."

Peter Amort tat ihm den Gefallen und meldete ſich bei der Botſchaft. Dort teilte man ihm mit, daß der Heilige Vater immer noch ſchwer krank ſei. Die Manharter möchten indeſſen ihre Anliegen und Klagen, Zweifel und Beſchwerden niederſchreiben.

Dieſe Arbeit übernahm Thomas Mair.

Nach einigen Tagen erſchien im Hoſpiz all'Anima ein deutſcher Pfarrer und verlangte die vier Pilger aus Tirol zu ſprechen. Dieſen eröffnete er ſodann, Seine Heiligkeit hätte ihm aufgetragen, die Tiroler zu dem weiſen und frommen Kamaldulenſerabte Mauro Capellari nach San Gregorio zu bringen. Er teilte ihnen ferner mit, daß ſie der Papſt erſt dann empfangen wolle, wenn ſie ſich demütiger und gehorſamer gezeigt haben würden als bisher.

Die Manharter ſenkten beſchämt die Köpfe, dankten dem freundlichen Prieſter und waren gerne bereit, ihm zu folgen.

XVIII.

Etwas außerhalb der Stadt, inmitten großer, herrlicher Gärten ſteht das Kloſter S. Gregorio. Nicht weit davon ſtarren die Reſte der alten Kaiſerpaläſte auf dem Palatiniſchen Hügel nackt und kahl in die Luft. Efeuumkleidete Mauern ſcheiden Weiden und Felder voneinander. Dunkle Pinien, uralte Zedern, mächtige Silberpappeln ſtrecken ihre Arme gleich großen Leuchten in die Luft und ſchlanke Zypreſſen lehnen ſich ſehnſüchtig an marmorne Pfeiler und Säulen. Dort leuchtet eine ſpäte Blüte aus herbſtbuntem Gebüſch und ſommermüde Falter gaukeln über fruchttragendem Gerank. Alles iſt fremdartig. Die breite, von großen, tannenähnlichen Bäumen überdachte Straße ziehen die buntgekleideten Bauern mit ihren Eſeln und Maultieren, von den Bergen kommend, zu den Bergen wandernd, oder die Früchte des nahen Meeres in den ſchönen, geflochtenen Sattelkörben zur Stadt frachtend. Schlanke, dunkle Frauen tragen mit unvergleichlicher Anmut ſchöngebauchte Waſſerkrüge auf der rechten Hüfte oder auf dem ſtolz erhobenen Kopfe.

Gedankenvoll ſchritten die Manharter mit ihrem Führer durch die klaſſiſche Landſchaft. Die milde Luft, der fremde Duft unter den Bäumen, das helle Licht, das als flimmerndes Gerinnſel durch grünes Laub und dunkle Nadelbüſchel floß, machten ſie faſt ein bißchen trunken. Und Manzl, der weich empfindende Mann im groben Bauernkleide, dachte ſtill zufrieden: die Natur iſt die Mutter aller Schönheit, — die Sonne vergoldet alles, —

die Gewißheit, die uns nun bald zuteil werden wird, bringt Ruhe und Kraft.

Und ſchon wuchtet vor ihnen ein maſſiger, weitläufiger Bau, der ſich paſſend in die Umgebung einfügt: S. Gregorio. Der deutſche Prieſter, Herr von Dahmen, führte die Tiroler in ein geräumiges, vornehm ausgeſtattetes Vorzimmer, in welchem ein gedeckter Tiſch ſtand.

Bald erſchien der Abt. Den Bauern ſchien es, als ob mit ſeinem weißen Mönchshabit frohe, glückverheißende Helle in das Zimmer gekommen wäre. Der Hausherr begrüßte die Gäſte freundlich, wobei ihm der deutſche Prieſter als Dolmetſch diente. Die Manharter küßten dem in den beſten Jahren ſtehenden, hochgewachſenen Abte ehrerbietig die Hand und nahmen auf ſeine Einladung hin am Frühſtückstiſche Platz. Die ihnen ungewohnten, zum Teil auch unbekannten Speiſen und Getränke fanden jedoch nicht ihren Beifall. Thomas Mair, der Vorlaute, flüſterte dem Manhart in ſeiner heimatlichen Mundart zu: „A wiach's Koch (Mus) dahoam iſt mier liaba". Es hatte ihn kein fremdes Ohr verſtanden.

Nach dem Frühſtück wurden die Männer in einen großen Saal geführt. Dort wartete ſchon der Sekretär des Abtes mit dem Schreibzeug. Auch dem Lederer, der ſich als Sprecher am meiſten hervortat, wurden Papier und Feder hingelegt.

Mauro Capellari ſetzte ſich nun an den großen Tiſch und forderte die andern auf, ein Gleiches zu tun.

„Nun, ihr lieben Leute, was iſt euer Begehr?" begann er zu fragen. Thomas Mair legte nun die von ihm verfaßte Beſchwerdeſchrift vor. Der Abt verſprach, ſie überſetzen und dann Seiner Heiligkeit überreichen zu laſſen. „Und jetzt, meine Freunde, ſprecht euch mit mir über eure Angelegenheiten aus. Habt keine Scheu, keine Furcht, und verſchweigt mir nichts. Es iſt mein aufrichtigſter und in-

nigſter Wunſch und Wille, euch aufzuklären, und euch den verlorenen Seelenfrieden wieder zu ſchenken."

Nun redeten alle drei. Thomas Mair war der Lauteſte, Aufgeregteſte. Einer fiel dem andern in die Rede. Der ſanfte, verſtändige Manzl beſchwichtigte hin und wieder den hitzigen Thomas, wenn er gar zu ſcharf geworden war. Auch Laiminger widerſprach ihm manchmal, wenn er wild ſchmähte und klagte.

Die ganze Debatte war für die vornehmen Herren wie ein wilder, in ſchwer oder gar nicht zu verſtehender Mundart geführter Streit anzuhören, ſo daß es Herrn von Dahmen ſchier unmöglich erſchien, den Kern des Geſpräches herauszufinden.

Deshalb entſchloß ſich der weiſe Abt, das Schriftſtück Mairs als Kommentar zu benützen und die mündliche Ausſprache nach demſelben einzurichten. -- Bald wurde die Sitzung für dieſen Tag beendet. —

In kurzen Zwiſchenpauſen kamen die Pilger noch einige Male nach dem Kloſter S. Gregorio. Der Abt befragte ſie zunächſt über den Kirchenbann. Jeder der Männer mußte einzeln ſeine Meinung darüber kundtun. Thomas tat dies wieder ohne jegliche Mäßigung. Ungeduldig und fortwährend ſcheltend brachte er ſeine Anſicht vor. Mauro Capellari ſah ihm ſtrenge ins Geſicht und ſein Kopfſchütteln zeigte deutlich, daß der ungeſtüme Mann im Unrecht ſei. — Da erhob ſich Thomas, ſchlug zornig auf den Tiſch und rief: „Man wüi ins da grad ſo hintagehn wie dahoam. I glaub enk all'n miteinander nix mehr — es iſt all's Falſchheit und Schwind'l!"

Sebaſtian Manzl, Laiminger und Amort ſprachen dem Aufgeregten beruhigend zu und Pfarrer von Dahmen beſchwichtigte ihn endlich mit guten Worten. Ein bißchen beſchämt darüber, daß er ſich ſo gehen gelaſſen, ſetzte ſich Mair wieder und lauſchte den Worten des Dolmetſch.

Capellari erklärte nun eingehend den Inhalt der Bannbulle vom 11. Juni. In dieſer heißt es unter anderm:

„Der Bann treffe alle diejenigen, welche bei dem letzten gewaltſamen, unter dem 2. Februar des verfloſſenen Jahres ſtattgehabten Einrücken in dieſe Stadt, ſowohl in derſelben, als im ganzen Kirchenſtaate alle die Gräuel verübten, gegen welche Wir ſeinerzeit nicht nur durch die von Unſerem Staatsſekretär erlaſſene Proteſtation, ſondern auch durch Unſere zwei Konſiſtorialbeſchlüſſe vom 14. März und 11. Juli 1808 feierlich proteſtierten; allen und jeden Ratgeber, Helfer und Helfershelfer und wer immer zur Vollführung des Anſchlages auf irgend eine Weiſe mitgewirkt hat."

Der Abt legte nun, anlehnend an dieſe Bulle, klar und deutlich dar, daß ſich der Bann nicht auf die Untertanen Napoleons im allgemeinen auswirke, ſondern nur und allein auf jene, welche bei der Beſetzung des Kirchenſtaates irgendwie mitgeholfen haben, ſei es durch Rat oder Tat.

Die Manharter lauſchten geſpannt den Ausführungen des Abtes, und anfänglich ſchien es, daß ſeine Argumentierungen die Zweifel der aufmerkſamen Zuhörer zerſtreut hätten. Bei Manzl und Laiminger war dies auch der Fall. Aber Thomas Mair, dieſer wahrhaft ungläubige Thomas, wollte dieſe Beweisführung auf den Klerus der Erzdiözeſe Salzburg nicht angewandt haben und nicht zu Recht erkennen. Er polterte laut und grob: „Ich glaub' enk nit. Ös wöit's mit'n Papſt oans ſein, ös wöit's in Verbund mit inſan ſalzburgiſch'n Geiſtlan die oanzig wahre Kirche ſein? — I glaub enk nit. Beweiſt es ins durch Wunda, daß ös die wahre Kirch'n ſeid, aft nacha glaub i und unterwirf mi. Eanda nit. G'ſcheit red'n könnt's ja, — aba beweiſ'n?" —

Manzl und Laiminger ſaßen klein und beſchämt am Tiſche. Das ungebührliche Benehmen Mairs war ihnen überaus peinlich.

Über Capellaris gütiges Geſicht flog eine Wolke des Unmutes, als er ſagte: „Ja — ſagt mir doch, wer iſt denn dann in der wahren Kirche, wenn nicht wir Prieſter in Rom, wenn nicht eure Seelenhirten daheim? — Am Ende gar du und deine Anhänger?“

Thomas war frech genug zu ſagen: „Ja, daſſ'n moanen mier amol.“

Capellari erwiderte nun mit leiſer Ironie: „Ja dann, mein Freund, wenn ihr die wahre Kirche ſein wollt, dann iſt das Wunderwirken eure Sache. Alſo — nur zu!“

Dies hatte der zügelloſe Mann nicht erwartet. Er ließ für einen Augenblick verwirrt und gedemütigt den Kopf ſinken und tat, als ob er etwas ſchreiben wollte, warf aber plötzlich die Feder wieder fort und ſchrie, hochrot vor Erregung: „Eh i's nit vom Heilig'n Voda ſelba hear, eher glaub i's nit.“

Mauro Capellari, deſſen Geduld unerſchöpflich ſchien, ſagte ruhig: „Seine Heiligkeit wird euch alle meine Worte beſtätigen.“

Aber Thomas erfrechte ſich, einzuwerfen: „Ja — was woaß man — am End führt's ins gar zu an falſch'n Papſt!“ —

Manzl und Laiminger erbleichten. Nach ihrem Sinne waren ſolch unerhört impertinente Bemerkungen nicht.

Pfarrer von Dahmen ſowie der Sekretär des Abtes und Peter Amort blickten entſetzt und beſtürzt auf Mauro Capellari. Dieſer ſagte nun langſam und deutlich, jedes Wort betonend, und Thomas Mair mit zurechtweiſender Miene ſtreng anblickend: „Glaubſt du, daß wir einen falſchen Papſt haben? Sprich dich aus, auf daß ich weiß, ob du ein Ketzer biſt oder ein rechtgläubiger Chriſt.“

Thomas ſenkte vor dieſem ruhig-ſtrengen Blick ſeine Augen und ſagte mit leiſer Stimme: „Was der wahre und rechte Papſt mir ſagt, werde ich glauben — aber ſonſt nix.“ —

Der Abt begann nach einer Weile: „Eine derartige Starrköpfigkeit iſt mir wohl noch nicht vorgekommen. Ich werde dem Heiligen Vater eure Anſicht mitteilen und dann die weiteren Befehle erwarten.“

Seiner grenzenloſen Güte und nachſichtigen Liebenswürdigkeit gelang es bald, die aufgeregten Leute zu beruhigen.

Es war bereits Mittag geworden, die lebhafte Unterredung hatte Stunden gedauert. Der Abt lud die ganze Geſellſchaft ein, das Mahl mit ihm zu teilen; er zog noch einen Mönch bei, der etwas deutſch verſtand, damit die Unterhaltung beſſer vonſtatten ginge. Die Bauern zeigten ordentlichen Hunger. Die geiſtige Anſtrengung ſchien ihre leiblichen Bedürfniſſe in dieſer Hinſicht geſteigert zu haben.

Funkelnder Wein aus Frascati lockte in ſchimmernden Karaffen auf dem reichbeſetzten Tiſche. — „Vorſicht mit unſerm Feuerwein!“ mahnte fröhlich der Abt. — „Ihr guten Leute aus dem ſchönen Tirol ſeid ihn wohl nicht gewöhnt. Ich glaube, wir haben heute Proben eurer Lebhaftigkeit genug. — Was meinſt du, Thomas?“ —

Die Tiroler lachten und griffen tapfer zu. „Daſſ'n war a Trankl“, lobte Manzl und hob das Glas mit dem perlenden Wein wie prüfend gegen das helle Sonnenlicht, das in breiten goldnen Fluten durch das Fenſter fiel.

Capellari beluſtigte ſich ſehr über die derben Manieren, welche dieſe Naturkinder beim Eſſen an den Tag legten. Er hätte manchmal gerne gelacht — aber die gute Sitte, in der er groß geworden, verbot es ihm. Als er Peter Amort fragte: „Nun, fratello italiano, — wie ſchmeckt

dir das Eſſen?“ antwortete dieſer: „Vortrefflich, Euer Gnaden — doch vermiſſe ich etwas.“ — „Nun — und das wäre?“ — „Eine Scheibe Polenta, wie man ſie in meiner Heimat ißt.“ —

Mauro Capellari unterhielt ſich köſtlich. Als Simon Laiminger den Bratenſaft mit dem Finger auf dem Teller ausſtrich und Manzl das Huhn auf der Schüſſel zerkleinerte, als wäre es für einen Säugling oder für einen zahnloſen Mummelgreis beſtimmt, ſagte Dahmen: „Nun, meine Lieben, die Hauptſache iſt, daß es euch ſchmeckt. Das iſt für uns wichtig zu wiſſen — alles andere — das Wie iſt eure Sache.“ —

In einem zierlichen Körbchen lagen herrliche Früchte aller Art. Blauſchwarze Pflaumen, Weintrauben vom goldigſten Gelb bis zum dunkelſten Blau, Äpfel und Birnen in allen Sorten und Schattierungen, große, ſaftſchwellende Pfirſiche und friſche Feigen. Dieſe letztern ihnen fremden Früchte betrachteten die Bauern mißtrauiſch und keiner wollte davon nehmen. Da ſchob der Abt dem Manhart einige davon auf den Teller. — „Was iſt aft nacha dös?“ fragte Manzl. „Feigen, mein Lieber, friſche, ſüße, ſaftige Feigen. Verſuch nur“, ermunterte ihn Capellari. „Ah — Feigen, — woll von dem Bam, wo der Adam und die Eva die Blattln braucht hab'n“, fragte der Manhart nun intereſſiert. — Schallendes Gelächter. „Ja, von demſelben“, konnte Mauro Capellari kaum ſagen. „Und, ſiehſt du, hier unter den Früchten liegen auch die Blätter. Sieh ſie dir gut an, in deiner Heimat wirſt du nicht Gelegenheit dazu finden.“

Der Sekretär des Abtes, ein vornehmer weltgewandter Römer, ſah ein wenig verächtlich und geringſchätzig auf die ſonderbaren Gäſte. Der Abt winkte ihm heimlich zu und ſagte ihm leiſe ins Ohr: „Laß die guten Leute — und denke: andere Länder, andere Sitten.“

Die folgende Nacht ſchlief Sebaſtian Manzl nicht. In ſeiner Seele ſtritten Zweifel und Gewiſſensbiſſe.

Dem herzensguten Manne ſchien es faſt unmöglich, daß ein ſo hoher, weiſer und edler Prieſter wie Mauro Capellari, der Abt von S. Gregorio es war, etwas, Irriges, Falſches lehren könne.

Und doch wollte ſich Manzls Gedanken- und Willensrichtung nicht ändern. „Hiatzt muaß i bald G'wißheit hab'n, ſiſt geh i z'grund vor lauta Zweifeln und Sinnier'n", murmelte er. — Und es fiel ihm ein, wie die Waldhäusl-Thres damals zum Kohlenbrenner-Naz geſagt hat: „Daß d' mier nit ſinnierat und grüablerisch wearſt. Bei ſo alte Leut ſetzt ſi nacha gearn was z'ſamm, was d' nimma außa bringſt aus'n Kopf." —

Oft hatte ihm das der Naz erzählt. Und heute erinnerte er ſich wieder lebhaft daran. Er ſah den Alten von der Windau vor ſich ſtehen und fühlte ſeinen klugen, gütigen Blick. „Naz", — flüſterte er, „biſt lang ſchon im Himmel — und i bin da in Rom — und wart auf Wahrheit, Klarheit, G'wißheit."

Unruhig wälzte er ſich auf ſeinem Lager hin und her. Durch das offene Fenſter blinkte der ſilberne Mond und goldene Sterne glänzten am nachtblauen Himmel. Von fernher zitterte ſehnſüchtiges Mandolinenſpiel, und das Plätſchern und Rauſchen naher Brunnen tönte melancholiſch in die Nacht. Ein würziger Hauch aus fruchtmüder Erde lag feucht und ſchwer in der Luft, und der herbſüße Duft friſch eingelagerter Maiſche ſtieg aus Kellern und Torggeln.

Manzl atmete ſchwer. Die fremden Gerüche verwirrten ihn. Er dachte wehmütig an die Heimat, wo die Felder nun bereits öd und leer lagen und in den großen Stubenöfen ſchon das Holz kniſterte.

„Herrgott", betete er, — „weiſ' ins hiatzt den recht'n

Weg. Laß ins nit ungehorſam ſein. Wenn der Papſt ſagt, mier ſein im Unrecht, aft nacha wüi i gearn und reumütig wieder z'ruckkeh'rn. Gib du's, daß er's ins recht klar und deutli ſagt, aft daß ja neamd mehr zweif'ln kann. Und mach, daß d' Sach a bois ſchnella geht — ſiſt kimm i do no um vor lauta Hoamweh. Es iſt ja a wollten ſcheane Stadt, dös Rom, — aba, mier paſſ'n halt nit her da — und dahoam iſt's halt decht no ſcheana."

Als die Manharter nach einigen Tagen wieder nach S. Gregorio kamen, ſagte der Abt: „Seine Heiligkeit iſt leider noch nicht geneſen. Die Bruſt erfordert die größte Schonung. Es würde den Heiligen Vater viel zu ſehr anſtrengen, ſich mit dem Wirrwarr eurer Klagen und Behauptungen eingehend zu befaſſen. Nun höret: Seid ihr zufrieden, wenn der Papſt beſtätigt, daß alles, was ich euch ſchon geſagt habe und noch ſagen werde, die reine, unverfälſchte Wahrheit iſt? Dann iſt es gut! — Wollt ihr euch damit aber nicht begnügen, dann reiſet heim. Dann iſt euch nicht zu helfen."

Manzl und Laiminger antworteten kleinlaut: „Wir glauben euch ja — und wir haben unſern Gefährten Thomas Mair neulich ordentlich getadelt, als er ſich ſo ſtörriſch und unbotmäßig gezeigt hat."

Thomas Mair bekam einen roten Kopf und brummte unwillig in ſeinen Bart.

Capellari unterbreitete den Manhartern nun auf Anordnung des Papſtes folgendes Verſprechen zur Unterſchrift:

Wir verſprechen hiemit, daß wir alles, was uns Mauro Capellari, Abt zu S. Gregorio, mitteilt, ruhig anzuhören, zu glauben und zu befolgen bereit ſein werden, wenn Seine Heiligkeit Leo XII. dasſelbe beſtätigt.

„Ja, wenn, wenn", rief nun Thomas — „immer wenn." —

Sebaſtian Manzl und Simon Laiminger unterſchrieben ohne jede Gegenrede. Thomas ſtellte ſich gerade vor den Abt hin und ſtierte ihn mit trotzigen Augen an. Capellari gab ihm dieſen Blick ſtreng und kalt zurück. Nun ſenkte der eigenſinnige Mann bezwungen das Haupt, ſchritt zum Tiſche und unterſchrieb.

Jetzt, nachdem Capellari dieſes ſchriftliche Verſprechen hatte, ſetzte er die Verhandlungen fort. Er ſprach diesmal über die abgewürdigten Feiertage. Die Bauern ſchilderten, wie man ſolche Feſttage einſt würdig begangen und geheiligt habe, und wie man es jetzt mit ihnen halte. „Daſſ'n ſeind alls Vorbot'n vom Antichriſt", klagte einer. Der Abt ließ ſie ausreden. Dann begann er mit der Belehrung: „Seht, meine lieben Leute, da hat ſich eure fromme Kaiſerin Maria Thereſia an den Papſt Clemens den XIV. gewendet und um die Dispenſation dieſer Feiertage gebeten. Im Intereſſe der Beſchränkung des Müßigganges und der Unſittlichkeit hielt ſie eine Verminderung der Zahl der Feiertage nicht nur für erſtrebenswert, ſondern geradezu für notwendig. Der Papſt prüfte die Angelegenheit und fand den Wunſch gerechtfertigt. Er gab die Dispenſe.

Ihr könnt euch ja immerhin denken, dieſes Entgegenkommen ſei nur eine Nachſicht. Denn die Heiligung dieſer Tage entſpricht immer noch dem Wunſche der Kirche, iſt aber kein Gebot mehr. Auch jetzt noch beſteht die Dispenſation dieſer Feiertage."

Thomas wagte wieder einige Einwendungen, ließ ſich aber bald bekehren.

Nun kam die Frage der Faſttage an die Reihe. Die Manharter beklagten ſich, daß in der Handhabung des Faſtengebotes immer mehr Freiheiten und Erleichterungen aufgekommen ſeien. Capellari erklärte ihnen nun den ethiſchen und moraliſchen Wert des Faſtens und ſagte:

„Das Fleiſch an und für ſich iſt gleichgültig. Der Geiſt der Demut und des Gehorſams iſt es, welcher lebendig macht.“

Thomas warf ein: „Widerſpricht ſich die Kirche nicht, wenn ſie, was ſie einmal für alle gebunden habe, für alle wieder löſen wolle?“

Capellari widerlegte auch dieſen Zweifel. Er verwies auf die Liebesmahle, die Taufe durch Eintauchen, die öffentlichen Kirchenſtrafen früherer Zeiten. — „Seht, ſolche äußere Anordnungen ſind von der Kirche nur eben für ganz beſtimmte Verhältniſſe erlaſſen worden. Die Kirche würde ſich viel eher widerſprechen, wenn ſie unter anders gewordenen Umſtänden die alte Einrichtung weiter beibehielte.“

In der nächſten Sitzung brachten die Manharter ihre Beſchwerden über die Geiſtlichen vor. Thomas, welcher wie immer am meiſten ſprach, ſagte: „Es ſteht geſchrieben: Die Prieſter werden ſein wie das Volk. Dieſe Vorausſage geht jetzt in Erfüllung. Die Geiſtlichen ſind weder in ihren Gewändern noch in ihren Sitten von den Weltlichen zu unterſcheiden. Und manche unter ihnen geben kein nachahmenswertes Beiſpiel. Sie ſitzen in den Wirtshäuſern, trinken und ſpielen und verkehren mit ketzeriſchen Menſchen — ja, es iſt a wahr's Elend“, jammerte Thomas.

Der Abt hörte erſtaunt zu und verſprach, der Papſt werde beſtimmt den Fürſterzbiſchof Gruber auf dieſe Mißſtände aufmerkſam machen.

Nun ergriff Sebaſtian Manzl das Wort: „Ja, den Talar hab'n's nur an, wenn grad a Gottsdeanſt iſt. Siſt ſeind ſie ganz weltli ang'legg. Huat hab'n ſ' a an ganz bürgerlich'n, nimma den mit der broat'n Kremp'n, wie's ameaſcht alm der Brauch g'weſ'n iſt, und ſtatt 'n Kollare bind'n's ihna a Tüachei um.“ —

Der Abt verbiß ein Lächeln und fragte: „Sind die Prieſter in der ganzen Diözeſe ſo gewandet oder bloß in eurem Tale?“ — „Ach — es iſt woll überall die gleiche Abkehr vom Alten“, klagte Thomas. „Nur hie und da ſicht man wieda an Hearrn in der vorg'ſchriebenen Tracht — und deaſ'n iſt nacha g'wiß a ganz alta.“ —

Capellari erläuterte nun: „Die alte Tracht der Prieſter iſt ja auch einmal eine neue geweſen. Viel hat ſich in der Kleidung geändert im Laufe der Jahrhunderte — bei den Geiſtlichen, wie bei den Laien. Erzählt mir, wie eure Großeltern gewandet waren!“

Die Bauern beſchrieben nun eifrig die Tracht ihrer Ahnen. — „Nun, alſo“, ſagte lachend der Abt, — „bei euch ſehe ich aber keine hochgupfigen Hüte, keinen langen geſchweiften Lodenrock. Ihr ſeid alſo der Tracht eurer Väter auch untreu geworden?“ —

„Daſſ'n iſt eppas ganz andas“, entgegneten die Bauern. „Aba die Geiſtlan ſoll'n a geiſtli gekleidet ſein.“

„Seid nicht ſo kleinlich und ungerecht, ihr braven Tiroler“, ſagte nun Capellari und klopfte auf den Tiſch. „Wenn die neue Tracht eurer Prieſter wirklich unpaſſend iſt, dann wird Fürſterzbiſchof Auguſtin dies beſtimmt nicht überſehen.“

Es wurden in S. Gregorio noch einige Verſammlungen abgehalten. Mauro Capellari gab ſich redlich Mühe und übte unendliche Geduld, die verſchrobenen Anſichten der Manharter über das Impfen zu widerlegen. Wegen der Zuſtände im Schulweſen verſprach er die ſtrengſten päpſtlichen Vorſtellungen bei den öſterreichiſchen Behörden.

Nun waren die Beſchwerden und Fragen endlich erſchöpft. Die Manharter waren im großen und ganzen mit dem Ergebnis der Verhandlungen zufrieden. Die Zuerkenntnis der Unterſuchung und die bewilligte Abhilfe

in ſo manchem Belange befriedigten und erfreuten die Pilger. Ja, ſie fühlten ſich in gewiſſer Hinſicht als Sieger, und heiliger Stolz ſchwellte ihnen die Bruſt. Bei manchen Fragen behielten ſie ſich vor, ſich auf das Wort des Heiligen Vaters hin gehorſam zu erweiſen. — Nur eine Sorge, ein Zweifel drückte ſie noch. Manzl fragte ſchüchtern den menſchenfreundlichen und ihnen ſo gut geſinnten Abt, ob er eine Frage noch einmal ſtellen dürfe, eine Frage, die ſchon früher einmal gefallen ſei.

„Nur alles vom Herzen geſprochen, lieber Mann", ermunterte Capellari den Manhart.

„Woaßt, Hochwürden, mier ſeind allweil no in Sorge, ob man ins woll zum richtig'n Papſt führt."

Der Abt führte nun die Tiroler vor ein Bild des Heiligen Vaters und ſagte liebevoll: „Seht her, ihr armen Zweifler. Ihr habt dieſes vortreffliche Bild des Papſtes nun oft genug geſehen. Ihr werdet alſo leicht entſcheiden können, ob derjenige, zu dem ich euch führen werde, Seine Heiligkeit iſt."

Die mißtrauiſchen Männer waren nun einigermaßen beruhigt, ſchauten ſich aber vor dem Weggehen das Bild noch ganz genau an.

XIX.

Der Abt Mauro Capellari verfaßte nun einen ausführlichen Bericht über den Verlauf der Verhandlungen und überreichte ihn zugleich mit den in die italieniſche Sprache überſetzten Niederſchriften Thomas Mairs dem Papſte. Leo erlaubte nun, daß die drei Manharter auf ihr wiederholtes Verſprechen der Unterwerfung hin zu den Sakramenten zugelaſſen werden.

Pfarrer von Dahmen teilte ihnen dieſe Begünſtigung mit und führte ſie zu einem heiligmäßigen Jeſuiten, der die deutſche Sprache vollkommen beherrſchte. Sie legten ihm ihre Beichte ab. Es war ein langes Geſchäft, denn ſie hatten ja viele Jahre nicht mehr gebeichtet.

Im Petersdom empfingen ſie mit Tränen der Rührung und Dankbarkeit das ſo lange und ſo ſchmerzlich entbehrte Abendmahl.

Als ſie aus dem Dome traten, atmeten ſie erleichtert und befreit auf. Sanft und mild, heiter und ruhig war ihr Antlitz. Trotz und Eigenſinn, die ſo düſtere Wolken auf ihre Stirnen geſchoben hatten, Unfreiheit und Trübſinn, die ſo manchesmal aus ihren Blicken flackerten, waren verſchwunden, und eine glückliche, abgeklärte Ausgeglichenheit lag auf ihren Zügen.

Manzl, der Weiche, Sanfte, nahm ſeine beiden Landsleute bei den Händen und ſagte voll von innerer Seligkeit: „Hiatzt weaſcht alles guat — hiatzt gilt der Spruch vom großen Apoſtel: Kindlein, liebet einander.“

Capellari ließ ſeine Schutzbefohlenen nicht aus den

Augen. Selbſt aufrichtig erfreut, zeigte er ihnen offen ſeine Genugtuung an ihrer ſeeliſchen Ruhe und Heiterkeit. Er erwirkte für Manzl, Mair, Laiminger und Amort die Zulaſſung zur Fußwaſchung. Dies bedeutete ihnen wieder einen Fortſchritt in der Gnade. Mit Eifer unterzogen ſie ſich den vorgeſchriebenen Vorbereitungen und erwarteten mit Ungeduld den Prieſter, der ſie zu dieſer Zeremonie abholen ſollte.

Gegen Abend kam dieſer und führte die Tiroler in ein großes Haus. In einem weitläufigen Saale ſtand eine Reihe von Stühlen. Die vier erſten waren leer. Auf den andern ſaßen bereits lauter vornehme Männer, Prälaten und Biſchöfe.

Die einen entblößten eben ihre Füße, die andern hatten ſie ſchon auf dem Schemel bereit. Die Tiroler, denen die vier vorderſten Plätze angewieſen worden waren, entledigten ſich eilig ihrer Fußbekleidungen und warteten mit Spannung auf das Kommende.

Nun trat ein hochgewachſener, freundlicher Herr in rotem Habit und rotem Häubchen, eine weiße Schürze vorgebunden, durch die Tür. Es war Kardinal Falzacappa, der die Zeremonie der Fußwaſchung vornehmen ſollte. Hinter ihm ſchritt ein Diener mit weißen Tüchern. Dieſem folgten noch einige hochgeſtellte Prieſter, alle mit weißen Schürzen verſehen und jeder mit einem Diener neben ſich. Der Kardinal verrichtete ein Gebet. Dann kniete er auf einen roten Teppich vor dem zuoberſt ſitzenden Amort und wuſch ihm die Füße. Der Bediente trocknete ſie und der Kardinal küßte ſie dann ungefähr auf die Stelle der Wundmale des Erlöſers. Ein Gleiches geſchah mit den übrigen Pilgern.

An Manzl und Mair wurde dieſe weihevolle Zeremonie von einem griechiſchen Biſchofe vollzogen. Simon Laiminger bediente ein Kardinal.

Die Fußwaſchung war beendet. Nach Vorleſung eines Gebetes entfernten ſich die hohen Herren. Die Pilger bekleideten ſich die Füße und wurden dann in einen prunkvollen, ſehr großen Saal geführt. In dieſem herrlichen Gemache ſtand eine lange Tafel, mit farbenfrohen Blumengebinden geſchmackvoll geziert. An dreißig Gedecke waren aufgelegt. Im hellen Licht der kriſtallenen Lüſter ſchimmerten formſchöne Gläſer und Karaffen. Schweres Silber glänzte von weißem Linnen, und an den mit koſtbaren Teppichen behangenen Wänden prunkte manch wertvolles Bild.

Nun erſchien der Kardinal Falzacappa in Begleitung der andern hohen Würdenträger, welche die Fußwaſchung vorgenommen hatten. In liebenswürdiger Rede wies er den Tirolern die oberſten Plätze an und ſtellte ſich ihnen zur Verfügung. Die Pilger wußten kaum, wie ihnen geſchah. Sie kamen aus ihrer Verlegenheit und ihrem Staunen nicht heraus.

Laiminger ſagte leiſe zu Manzl, der es kaum wagte, die Augen zu erheben: „Mier weaſcht ſchiaga ſchwindli bei deaſ'n Pracht und deaſ'n feinen G'ſöllſchaft."

Nun erſchienen vornehm livrierte Diener und trugen auf. Der Kardinal ſchnitt das Fleiſch und legte den Pilgern die Stücke vor. Er füllte ihre Gläſer mit dem köſtlichen Weine, forderte ſie zum Eſſen und Trinken auf und ſprach ſo leutſelig und liebenswürdig auf ſie ein, daß ſie ihre Scheu nach und nach verloren.

Peter Amort überſetzte die Worte des Kardinals in ihre heimatliche Sprache. Ihre Freude war ganz beſonders groß, als Falzacappa ihnen mitteilte, der Heilige Vater ſei mit ihrem Gehorſam und ihrer Aufführung ſehr zufrieden. Sie dürfen an der päpſtlichen Tafel teilnehmen, und werden auch von Seiner Heiligkeit empfangen werden.

„Ich bin", ſagte der Kardinal, „vom Papſte als Stellvertreter geſchickt worden. Wenn der Heilige Vater nicht krank wäre, hätte er ſelbſt die Fußwaſchung vorgenommen. Seine Heiligkeit hat mir ganz beſonders eindringlich aufgetragen, euch Tiroler gut und liebevoll zu bedienen. Ich will gerne hoffen, daß ich dem Wunſche des oberſten Hirten der Chriſtenheit in allem entſpreche."

Die Pilger waren über dieſe Rede ſo gerührt, daß ſie an ſich halten mußten, um nicht in lautes Weinen auszubrechen. Manzl ſchluchzte in ſeinen Bart: „Sovl Liab — ſovl Liab geit (gibt) man ins da, — hab'n mier's vadeant?"

Falzacappa fragte nun den Peter Amort, was der ſchlichte Mann geſagt habe. Als er es erfahren hatte, ging er zu Manzl, legte ſeine Rechte auf deſſen Schulter, die vor innerer Bewegung zuckte, und ſagte, ſelbſt ergriffen und erbaut von der Weichheit dieſer anſcheinend ſo harten Leute: „Mein lieber Freund, — was erreicht man ohne Liebe? — Nichts. Als Prieſter hatte ich oft Gelegenheit, dies zu erkennen. Und es iſt eine feſte Wahrheit, daß das Gebot der Liebe das Höchſte iſt." —

Thomas Mair, der laute, ungeſtüme, ungeduldige Mann, hörte mit Tränen in den Augen zu und ſenkte das Haupt. Ihn hatten die Worte des Kardinals ins Herz getroffen und neue Hoffnungen erblühten in ſeinem Gemüte.

Als das feſtliche Mahl beendet war, unterhielt ſich Falzacappa noch eine Weile lebhaft mit den Tirolern und verabſchiedete ſie dann in freundlicher Weiſe. Alle Gäſte gingen nun aus dem Saale und ſchritten, voran ein Prälat, die Stiege hinab und über den Weg zum Hauſe der Dreifaltigkeit, wo man damals die Pilger unterbrachte. Einige Tauſende von Männern aus aller Herren Länder waren dort beiſammen. Die Tiroler mußten ihr

Zimmer mit mehreren geiſtlichen Herren, darunter dem Prälaten, der dieſe Gruppe des Pilgerzuges führte, teilen. Dieſer würdige Herr, der aus Neapel gekommen war, hatte ſich ſchon früher über die ungewöhnliche Tracht der Brixentaler gewundert und fragte nun den Peter Amort, woher dieſe ſeltſamen Leute wohl kämen. Es kam zu einem angeregten Geſpräch. Die Pilger waren ehrlich müde, als ſie ſich endlich zum Schlafen anſchickten.

Sie ſchliefen dreimal in der Caſa della Trinita; denn die Sitte forderte dies von allen denen, die bei der päpſtlichen Tafel zugezogen werden ſollten.

Am dritten Tage brachte ihnen ein Bote die Einladung dazu. Capellari hieß ſie am nächſten Morgen in ein von ihm genau beſtimmtes, dem Kloſter S. Gregorio gehöriges Haus zu kommen. Sie erfüllten dieſe Forderung und fanden ſich dort ein. Der Abt war ſchon da. Er ging ſodann mit ihnen zu Fuß, ſich lebhaft mit Peter Amort unterhaltend, zum Vatikan.

Dort angelangt, führte er ſie zunächſt in die Muſeen und zeigte und erklärte ihnen mit nie ermüdender Geduld die herrlichen Kunſtſchätze aus alter und neuer Zeit. Er ließ ſie die Schönheiten der Sixtiniſchen Kapelle ſchauen und beobachtete mit Kennerblicken die Wirkung des Geſehenen auf ihre einfältigen Gemüter. Er erläuterte ihnen, ſo gut es möglich war, die Stanzen und Loggien mit den Gemälden Raffaels und freute ſich herzlich, wenn er bei dieſen Naturkindern auch nur eine Spur von Verſtändnis für Kunſt und Geſchichte entdeckte. Ihre einfältigen Fragen und oft naiven Antworten ergötzten ihn derart, daß ſeine Heiterkeit ſtetig wuchs. So verging die Zeit bis zum Mittag. Nun ging Mauro Capellari mit ſeinen Schützlingen zum Speiſeſaal, in den ſie gegen Vorweis der Einladung eintreten durften. Außer ihnen waren noch ſieben Perſonen dieſer hohen Ehre würdig.

Die päpſtliche Tafel zählt immer zwölf Gäſte.

Der Staatsſekretär bediente, während ein junger Geiſtlicher aus einem Erbauungsbuche vorlas. Das Mahl war gut und reichlich, ohne prunkvoll und üppig zu ſein. Nach Beendigung der Mahlzeit erhielt jeder Pilger vom Staatsſekretär eine Jubiläumsdenkmünze.

Einige Tage ſpäter ließ Mauro Capellari die vier Tiroler nach S. Gregorio rufen. Er verkündete ihnen die Freudenbotſchaft, daß Seine Heiligkeit ihnen am 18. Dezember Audienz erteilen wolle. Die Männer wußten ſich vor Freude nicht zu faſſen und dankten in überſchwenglicher Weiſe für die erſehnte und willkommene Nachricht. Der Abt lud ſie nun freundlich ein, mit ihm in die Stadt zurückzufahren.

Manzl, der neben Capellari zu ſitzen kam, und der ſonſt ſo ſchweigſam war, plauderte in ſeinem Glücksgefühl während der ganzen Fahrt. Amort mußte dem Abte ſeine Reden in italieniſcher Sprache wiedergeben.

Auf den 18. Dezember, einen Sonntag, beſtellte Capellari die Tiroler neuerdings in das Kloſter. Er hatte auch Pfarrer von Dahmen dorthin gebeten.

Nachmittag gingen nun alle miteinander in den Vatikan. In dem großen Saale, in welchen ſie zunächſt eintraten, ſaßen um ein Becken mit glühenden Kohlen einige Mann aus der Schweizergarde. Die Manharter beſtaunten ihre merkwürdige, maleriſche Tracht, die ſich die Jahrhunderte hindurch nicht geändert hatte. Ein ſchwarz und gelb geſtreiftes Koſtüm umhüllte von der weißen Halskrauſe bis zu den Füßen die ſtramme Geſtalt. Um die Leibesmitte war eine breite Schärpe geſchlungen und über den Knien bauſchte ſich der Stoff des ſonderbaren Gewandes. Der Hut trug einen wallenden Federbuſch, und in der Hand hielt jeder Mann eine altertümliche Hellebarde.

Ein Mann dieſer Wache rief nun: „Die Schuhe ab!“

— Capellari wechſelte mit ihm einige Worte und konnte mit ſeinen Schutzbefohlenen unbehelligt weitergehen. Sie kamen in einen andern Saal, wo ſie der Abt ein wenig allein warten ließ. Er ſelbſt ging durch eine mit rotem Samt verhängte Tür. Bald kehrte er wieder zurück und forderte die Pilger auf, mit ihm zu kommen. Er führte ſie durch mehrere Räume, blieb dann vor einer Tür ſtehen und ſagte leiſe zu den ihm in größter Spannung folgenden Männern: „In dieſem Zimmer befindet ſich Seine Heiligkeit, der Papſt.“

Schauer der Erwartung bebten durch die Seelen der Bauern. Ein unangenehmes Gefühl der Kleinheit und Unbedeutendheit überfiel ſie, und wie hilfeſuchend ſchauten ſie auf den Abt, der leiſe lächelte.

Jetzt öffnete er die Tür und tritt über die Schwelle. Knapp hinter ihm folgen die andern.

Papſt Leo XII., ein ſchlanker, blaſſer Herr in weißem Talar, kommt ihnen, freundlich Grüße nickend, entgegen. Er geht dann einige Schritte zurück und läßt ſich auf die gepolſterte Ruhebank nieder. Den Fuß im weißen Pantoffel mit eingeſticktem Kreuz ſetzt er auf den Schemel. Der Abt kniet nieder und küßt das Kreuz. Auch Herr von Dahmen tut desgleichen.

Nun nähern ſich die Tiroler auf ihren Knien und vollführen mit Inbrunſt die Zeremonie. Sebaſtian Manzl wagt es kaum, ſeine Lippen auf das Kreuzzeichen zu drükken. Aber Thomas Mair preßt den Pantoffel mit ſolcher Kraft und Leidenſchaft an ſeinen Mund, daß der Heilige Vater ein Lächeln nicht unterdrücken kann. Er läßt die Pilger nun durch Herrn von Dahmen fragen: „Glaubt ihr, was ich euch durch meinen guten Abt Capellari geſagt habe?“

„Ja, ja, — alles glauben wir“, verſicherten, hingeriſſen von der Weihe der Stunde, die Tiroler.

Der Papſt fährt fort: „Was der würdige Abt geſagt hat, iſt ebenſo als ob ich es ſelbſt geſagt hätte. Sagt dies auch euren Mitbrüdern. Verſprecht ihr mir dies?“

„Ja, ja, wir verſprechen es.“

„Habt ihr noch ein Anliegen oder ſeid ihr nun beruhigt?“ — Die Bauern ſahen einander fragend an, zupften verlegen an ihren Joppen und ſchwiegen. Erſt nach wiederholtem gütigen Zureden von Seite der geiſtlichen Herren ſagt Sebaſtian Manzl: „Einige von den Unſeren liegen in ungeweihter Erde begraben.“

„Deshalb“, antwortet der Heilige Vater, „können ſie ja doch im Himmel ſein.“

Manzl verliert langſam ſeine Schüchternheit und fährt weiter. „Beſſer wär halt doch das geweihte Erdreich. Wir bitten Eure Heiligkeit um die Erlaubnis, die irdiſchen Reſte unſerer Freunde in den Friedhof übertragen zu dürfen.“

Leo entgegnete: „Wendet euch an euren Biſchof! Ich will ihm nicht vorgreifen. Er wird das Richtige treffen. — Habt ihr noch einen Wunſch?“

Manzl und Laiminger gaben nun dem Thomas ein Zeichen und dieſer begann: „Wir haben in den Kriegsjahren, wo wir für Gott und Kaiſer kämpften, großen Schaden erlitten. Später ſind wir wegen unſerer Treue zum Alten und unſerer Anhänglichkeit an den Stuhl Petri lange im Gefängnis geſeſſen. Auf dieſe Weiſe iſt unſer Hausweſen in Unordnung und Verfall geraten. Wir bitten nun Eure Heiligkeit um Fürſprache bei unſerm Kaiſer, damit er uns Hilfe gebe zur Wiederherſtellung unſeres früheren Wohlſtandes.“

Der Papſt dachte einen Augenblick nach und ſagte dann: „Ich will eurem Kaiſer darüber ſchreiben. Habt ihr noch eine Bitte?“

Sebaſtian Manzl äußerte ſich nun: „Es wäre für uns

eine große Gnade, wenn Eure Heiligkeit erlaubten, daß wir über Loreto reisen dürfen. Dort möchten wir der Muttergottes danken und sie um ihren weitern Schutz bitten."

Leo entgegnete: „Dieser fromme Wunsch sei euch gern gewährt. Ich werde euch dem Bischof von Loreto warm empfehlen. Und nun — er zeigte auf einen Korb voll geweihter Sachen — nehmt dies alles zur Erinnerung und zum Beweis meiner Zufriedenheit mit, und gebt auch euren Kameraden daheim."

Voll Freude sanken die guten Leute in die Knie, küßten dem Heiligen Vater den Pantoffel und waren ganz Demut und Dankbarkeit.

Leo segnete sie noch und lächelte einen jeden gütig an. Die Tiroler schauten noch einmal voll Ehrfurcht und Andacht in das Antlitz des Papstes, und eine mächtige Rührung ergriff sie. Schluchzen erschütterte ihre Brust und heiße Tränen kollerten über ihre Wangen.

Amort nahm den Korb. Noch einmal nickte ihnen der Heilige Vater liebevoll zu, die Hand zum Segen erhoben und entließ sie.

Kaum hatte sich die Tür hinter ihnen geschlossen, besahen sie den Inhalt des Korbes. Er war mit weißer Seide bezogen und mit wertvollen Borten gesäumt. Viel Kruzifixe aus Ebenholz und Silber, Rosenkränze, die Perlen in Silber gefaßt, Pfennige und kleine Büchsen mit Reliquien und beglaubigten Inschriften lagen in dem Korbe. Die Bauern rissen die Augen auf, und ihre Freude wollte kein Ende nehmen.

Endlich mahnte sie Herr von Dahmen zum Weggehen. Er führte sie zu Staatssekretär Somaglia, der unter den Empfangsräumen des Heiligen Vaters sein Dienstzimmer hatte. Dieser würdige Herr, den die Tiroler schon kennen gelernt hatten, empfing sie liebevoll, ließ sich von

ihnen die Audienz beim Papſte ſchildern und zeigte ihnen allerlei Kunſtwerke und Merkwürdigkeiten. Dann fragte er ſie: „Wann habt ihr im Sinne, heimzureiſen?“ — Sie baten, über die nahen Weihnachten noch in der Ewigen Stadt bleiben zu dürfen und ſetzten den 28. Dezember als Tag ihrer Abreiſe feſt.

Somaglia teilte ihnen mit, der Heilige Vater komme für ihre geſamten Reiſekoſten von Rom bis Trient auf. Die Bauern freuten ſich unendlich über dieſen neuen Beweis des päpſtlichen Wohlwollens. Sie verabſchiedeten ſich mit vielen Dankesworten von Somaglia und gingen dann glücklich und wohlgemut ihrem Hoſpiz zu. —

Wohltuende Ruhe und ſüßer Friede waren in ihre ſo lange friedlos und glücklos geweſenen Seelen eingezogen. Ein feiner, zarter Schimmer dieſes feierlichen Glücksgefühls machte ihre Antlitze weich und heiter. Da ſagte der Manhart, mit dem Arme in die Ferne deutend: „I glaub, mier hab'n vor lauta Zweif'l und innerer Zerfahr'nheit no gar nit g'warnt (bemerkt), daß da in Rom der Winta a bois andas iſt, als bei ins dahoam. Schaut's grad amol — no koa Schnee, koa Eis. Und hiatzt ſein ſchon gach die Weihnacht'n. — Ja, es iſt alls ganz bſunda in der Heilig'n Stadt. Aba eigentli iſt mier der weiße Winta bei ins liaba. Da woaß man decht g'wiß, daß Winta iſt. Und da in Rom muaß man wirkli erſt im Kalenda nachſchaun.“ — Thomas und Laiminger lachten heimlich über dieſe ungewohnte Geſprächigkeit Manzls.

„Aba, ſchean iſt' da freila“, fuhr dieſer mit Begeiſterung fort. „Deaſ'n grüane G'wächs an die Mauan, dö grüan Sträucha in die Gärt'n — na, dös hab'n mier dahoam z'Weihnacht'n nit. Doſcht iſt alles weiß, a ſoſ'n weiß, wie 'n Heilig'n Voda ſei G'wand. Und untan Schnee ſeind a nur die Tannan und Fichten grüan — alls andare hat ſei grüans G'wandl lang ſcho hergeb'n

müaſſ'n. Und d' Bach ſeind alle eing'fror'n und d' Brunnan a. Und auf'n Freithof iſt a nur mehr Eis in d' Weichbrunnkeſſaln — und d'armen Seel'n müaſſ'n durſt'n, hat mei Ahnl alm (immer) g'ſagt. Durſt'n mitt'n im Winta! — Habt's g'ſech'n deaſ'n groaß'n Bach doſcht ent, — Tiber hoaßt er. Wie braun und ſchiach ſei Waſſa iſt. Mier iſt ban Anſchaun ganz entriſch (unheimlich) worn. Kimmp mier allweil vor, als wenn er eppas recht Schiach's zuadeck'n müaßt. Woaß Gott, was der alls vazöhln könnt, der ſchiache, gruslige Bach. Da iſt mier inſere Ach dohaam liaba. Iſt's nit nett, wenn's a ſo luſti ſprudelt und üba d'Stoa ſpringt und hupft, daß der Giſcht grad a ſo ſpritzt — und Fiſchaln umanand tanz'n vor lauta Freud am Leb'n? Und's Waſſal iſt a ſoſ'n klar, daß d' an iads Stoandl ſiechſt. Hat nix nit z'vaſteck'n, inſere Ach — iſt wie an unſchuldigs Kindal, ſo klar und rein und hell."

„Manhaſcht, heunt biſt ja a richtiga Redner worn", neckte Thomas Mair. „Iſt a nit alls wahr, was du daherplaudaſcht. Haſt leicht inſre Ach in Summa nia nit g'ſech'n, wenn's ganz trüab und dick vom Berg acha kimmp?"

„I red ja net von Summa", lachte der Manhart.

„Woaßt was, du haſt an ordentlich'n Schuß Hoamweh, dunkt mi", ſagte jetzt Laiminger, „weil d' grad gar a ſoſ'n ſchwarmſt von dahoam. Ja, mier paſſat's da auf d' Läng a nit, daſſ'n merk i ſchon. — Ha ha, — hiatzt hab'n mier ins aba arg vaplaudaſcht, — mier ſeind ja ſcho da", ſagte er, als ſie vor das Hoſpiz gelangt waren.

In ihrem Zimmer gingen ſie nun gleich an die Verteilung der päpſtlichen Geſchenke.

XX.

Man feierte das hohe Weihnachtsfeſt. Die Brixentaler hatten ſich fromm darauf vorbereitet. Sie fühlten das erſtemal während ihres römiſchen Aufenthaltes die geiſtige Verbundenheit der Ewigen Stadt mit ihrer unbedeutenden Heimat. Hier wie dort beherrſchte das religiöſe Moment die gnadenreiche Zeit, hier wie dort ſtanden auch alle Feſtlichkeiten, auch die weltlichen, im Zeichen des Kindleins von Bethlehem. Nur die Form dieſer Feſtlichkeiten war, ſoweit ſie nicht die Kirche anging, eine andere. Es war eben jene Form, die dem andern Volke, der andern Umgebung angepaßt ſein mußte.

Als die Weihnachtsglocken läuteten, horchten die Bauern auf. Das war freilich anders als in ihrem Tale. Hunderte von hellen und dunklen ehernen Stimmen ſchallten über die lebendige Stadt. Hunderte ſangen in verſchiedenen Melodien feierlich und langſam von den unzähligen Türmen. Es war ein Durcheinander, ein Nebeneinander von Tönen, daß die derben Tiroler ſtaunend die Köpfe ſchüttelten.

„Daſſ'n weaſcht hiatzt ſcho ſchean und feierlich ſein ſoll'n", ſagte Thomas Mair. — Manzl, dem ganz ängſtlich zumute war, warf ein: „Mei, wenn's bei ins a ſoſ'n tat'n, aft nacha müaſſat'n ja d'Berg alle z'ſamm fall'n." — „Du Lapp, du" — ſpottet Thomas, — „mier hatt'n ja gar nit amol ſovl Glock'n, in ganz'n Landg'richt nit."

„Dafür knirſcht und ſchreit bei ins der Schnee unter d'Füaß", miſchte ſich Laiminger ins Geſpräch. „Auf

d'Mett'n bin i neugierig", ſagte er; „a ſoſ'n hoamelig wie in inſere Berg weaſcht's da nit ſein könna. Sigſt woll, wie da d'Leut, dö beſſan amol alle, mit die Kutſch'n in d'Kirch'n fahr'n, derweil ſ' bei ins mit die Latern und mit die Fackeln von die Berg acha komman und ſchiaga dafrier'n in der kalt'n Nacht. — Da iſt's leicht zum Aushalt'n — mier iſt eanda (eher) z'warm, amol g'wiß nit z'kalt." —

Sie ſtanden vor der Kirche Santa Maria Maggiore. Dort, wo in der Confeſſio einige Holzſtücke der Krippe von Bethlehem in einem wundervollen Gefäß aus Bergkriſtall aufbewahrt werden, iſt die Feier der Heiligen Nacht beſonders erhebend.

Die Brixentaler drängten ſich in die nahezu vollbeſetzte Kirche. Weihrauchwolken umhüllten ſie bald und der Duft unzähliger brennender Kerzen ſchwebte in der Luft. Die Orgel brauſte und im Presbyterium huſchten Chorknaben geſchäftig umher. Prieſter in roten, violetten und ſchwarzen Talaren ließen ſich eben in den ſchönen Chorſtühlen nieder.

Andere Weihnachten zog der Heilige Vater in feierlichem Zuge, begleitet von der Schweizer- und der Nobelgarde, nach Santa Maria Maggiore, um dort die Chriſtmeſſe zu halten. Diesmal mußte ihn ein Kardinal vertreten, weil ſeine Geſundheit noch zu wenig gefeſtigt war.

Nun begann der lateiniſche Wechſelgeſang. — „Iſt eh a ſoſ"n, wie dahoam", ſagte Thomas. „A bois mehr Krawall halt, a bois ſcheanere G'wander hab'n die Geiſtlan. Aba d'Leut ſeind bei ins andächtiga. Nix als wie wiſpan toan's da — wo d'Ohr'n hinhöbſt, heaſt dös Getuſch'l."

„Sei ſtad, Patſcha — ſie toan ja bet'n", tadelte der Manhart die Kritik des Thomas.

Jetzt begannen Knabenſtimmen zu ſingen, zart, leis und ſüß:

In una povera capanna è nato un bambinell' ...*

Es klang fein und hell wie von Engelsſtimmen. „Was hoaßt eppa dös", fragte Manzl. Amort bedeutete ihnen, daß das ein Wiegenlied für das Jeſulein ſei. Grad ſo, wie ſie es auch daheim ſängen, nur eben in anderer Sprache. — „Und jetzt ſeid ſtill, man wird ſchon aufmerkſam auf euch, ihr tolpatſcheten Bergler."

„Er hat recht, der Peda. I moan, mier ſein zum Bet'n eichergangan und nit zum Disputier'n", beſtätigte der fromme Manhart. Die Bauern folgten nun in Andacht und Demut der heiligen Feier. Sie warfen ſich auf die Knie und ließen ſich von nichts und von niemand mehr in ihrer Sammlung ſtören.

Nun begann die Weihnachtsmeſſe. Es war lieblich anzuſehen und anzuhören, als die Hirten der Campagna in ihrer maleriſchen Tracht beim Gloria vor die Krippe traten und mit Flöte und Dudelſack die Paſtorella bliesen. Die Manharter waren ganz Aug und Ohr für dieſen ans Herz greifenden, frommen Brauch. — Ein heißes Dankgefühl erfüllte ſie, eine unermeßliche Freude ſchwellte ihre Bruſt, daß ſie die Gnade genießen durften, die Chriſtnacht hier an Jeſuleins Krippe zu feiern. Tiefe Rührung überkam ſie — und Engherzigkeit und Eigendünkel fanden nicht Nahrung mehr in ihren Seelen. Manzl, der ernſte, ſchwerblütige Bauer, der ſo oft den Tod vor Augen gehabt hatte, und deshalb oft an den Tod dachte, erinnerte ſich hier ſeiner lieben Verſtorbenen und empfahl ihr Seelenheil dem Chriſtkind beſonders warm. Er betete für Naz, den Windauvater, der nun ſchon ſo lange im Grabe ruhte. Auch Uſcheis vergaß er nicht. Kalt lief es ihm über den Rücken, als er daran dachte, wie ihn die Nachricht von dem plötzlichen Tode des lieben, ſonnigen

Mädchens in ſeiner Zelle in der Innsbrucker Fronfeſte gar ſchmerzlich getroffen hatte.

„Hiatzt“, liſpelte er, — „hiatzt wurſt (würdeſt) a groaße Freud hab'n, Uſchei, wenn d'wiſſaſt, wie mier Manhaſchta hiatzt wieda oans ſeind mit der Kirch'n. Haſt es auf der Wöit nimma hab'n derf'n, dö Freud. Aba, du haſt es hiatzt ja g'wiß no vüi ſcheana als mier arme Pilga da. — Und dei Waſtei, dei lieba Bua, kunnt hiatzt a beſſa mit dir red'n, Diandei, — weil er wieda gleich im Glaub'n iſt, wie du. — Uſchei, bitt für uns“, ſchloß er ſeine Andacht, hob den in Demut geſenkten Kopf und ſchaute, was ſeine Gefährten machten. — Auch dieſe waren ſtill in Andacht verſunken. Die fremden Klänge ſtörten ſie nicht mehr. Ganz mit ſich ſelbſt beſchäftigt, hielten ſie Zwieſprache mit ihrem Gott, ſtellten Vergleiche an, wie es daheim und wie es hier war.

Ein brauſendes Te Deum erſcholl vom Chore. Die Andächtigen hatten ſich erhoben und fielen mit ſüdlicher Lebhaftigkeit in den Geſang ein.

Die Brixentaler erſchraken faſt. So laut ging es in den Kirchen ihrer Heimat nicht zu. — „Andere Menſchen, andere Sitten“, ſagte Amort leiſe und drängte die drei dem Ausgange zu, da die Feier zu Ende war.

Im Freien angelangt, ſetzten die Bauern umſtändlich ihre Hüte auf, atmeten tief und ſchwer und rieben ſich die bloßen Hände. Sie ſahen den römiſchen Nachthimmel mit ſeinen goldenen Sternen und ſagten beinahe zugleich: „D'Steandaln ſeind gleich wie bei ins.“

Dann gingen ſie ſchweigſam nach Hauſe. Unterwegs wunderten ſie ſich oft über die vielen eleganten Geſpanne, welche durch die ſehr belebten Straßen fuhren. —

Am Chriſttage durften ſie einer ſeltenen Feier beiwohnen. In jedem Jubeljahre werden an den vier Hauptkirchen Roms die ſogenannten Jubelpforten geöffnet.

Auch zu Beginn dieſes Jahres hatte der Papſt den erſten Ziegel der Jubelpforte zu S. Giovanni in Laterano mit goldenem Hammer herausgeſchlagen. An den übrigen drei Kirchen beſorgten dies Kardinäle.

Am Weihnachtstage ſollten dieſe Pforten wieder zugemauert werden. Papſt Leo hatte veranlaßt, daß die vier Tiroler zu dieſem, für ſie ſo ſeltenen Schauſpiel gute Plätze bekämen. Er nahm ſelbſt die ſinnvolle Zeremonie vor. Von vier Kardinälen geleitet, legte er den erſten Ziegel in die Öffnung, während Pauken- und Trompetengeſchmetter die feierliche Handlung begleitete.

An demſelben Tage gab es für die Pilger auch im Petersdom eine unvergeßliche Stunde. Dort wurden die heiligſten Reliquien dem Volke gezeigt. Ein Kardinal trug auf einer koſtbar geſchmückten Platte eine lange Kreuzpartikel und erteilte damit den Segen. Dann zeigte er das Schweißtuch der heiligen Veronika dem harrenden Volke. Als er wieder vor den Altar trat, wies er den Gläubigen die Lanze, welche des Heilands Seite am Kreuze durchbohrt hatte.

Die Brixentaler waren hingeriſſen von der Weihe dieſer Handlungen. Manzl, dem helle Schweißtropfen auf der Stirne glänzten, beugte ſich zu Mair und flüſterte: „Mi dunkt ſchiaga, i bin auf Golgatha.“ —

Die Pilger beſahen ſich noch viele Sehenswürdigkeiten des alten und des neuen Rom. Aus jedem Bau, jedem Stein wehte ihnen ein Hauch großer Geſchichte entgegen. Waren es Spuren einſtiger Herrlichkeit und Macht — oder waren es Erinnerungen an ſtilles Helden- und Märtyrertum — alles wirkte mächtig und mit unauslöſchlichen Eindrücken auf die weichen und empfangsbereiten Gemüter der unverbildeten Bauern. Tiefſinnig ſtanden ſie vor allen dieſen Reſten einer verſunkenen Zeit. Thomas Mair ſagte gedankenvoll: „Da in Rom verſpürt

man woll arg die Vergänglichkeit alles Irdiſchen. Man kann den Wechſel zwiſch'n höchſt'n Wohlſtand und tiefſter Erniedrigung ja guat ſech'n. — Ja, ja — es hat allweil golt'n — und gilt a heunt no: hoach ob'n g'weſ'n, tief aba g'fall'n", philoſophierte er.

Und Sebaſtian Manzl ſagte mit ſichtlicher Zufriedenheit: „Da iſt's bei ins dahoam nit a ſoſ'n g'fahrli damit g'weſ'n. Iſt allweil a ſo ziemlich gleich g'weſ'n."

Laiminger meinte: „Hiatzt kemman mier bald hoam, aft nacha wer'n mier ja ſech'n, wie's hiatzt ſteht." —

Der Zeitpunkt der Abreiſe kam immer näher. Die Manharter machten nun ihren Abſchiedsbeſuch in S. Gregorio. Der Abt, deſſen Liebe und Güte, Weisheit und Geduld ſie ſoviel zu verdanken hatten, empfing ſie mit ſichtbarer Rührung, wünſchte ihnen reichen Segen für ihre Erdentage und ſchenkte jedem ein kleines Andenken. Ihr Dank wollte kein Ende nehmen. Ein jeder fühlte: hier verlaſſen wir einen wahrhaft edlen Menſchenfreund.

Botſchaftsrat von Genotte übergab den Pilgern das Geſchenk des Kaiſers: die Reiſekoſten von Trient nach Innsbruck.

Nun war es mit dem Scheiden von Rom Ernſt geworden. Mit den widerſtreitendſten Gefühlen beſtiegen die Tiroler den Wagen, der ſie aus der Ewigen Stadt führen ſollte. Trauer und Schmerz über den Abſchied ſtritten mit der Freude auf ein baldiges Wiederſehen der Heimat in ihren erregten Gemütern. Die Dankbarkeit, die ſie empfanden, die gütige Sorge, die man ihnen überall angedeihen ließ, ſtimmten ſie weich und wehmütig.

Wie unendlich liebevoll und warm war man ihnen in der Ewigen Stadt entgegengekommen! — Wieviel unvergeßlich Schönes, Erhabenes und Heiliges durften ſie ſehen! — Viele Gnaden hatten ſie empfangen dürfen, ſie, die Eigenwilligen, Unbelehrbaren, Unwürdigen!

Gefühle der dankbaren Verehrung, der aufrichtigen Frömmigkeit und des bedingungslosen Gehorsams durchdrangen ihre Herzen und begleiteten sie auf der Heimreise.

Langsam kamen sie mit ihrem Gefährt vorwärts. Die Pferde wurden bald müde und mußten oft ausgespannt werden.

Sie fuhren durch die Täler der Sabinerberge, manchmal umschmeichelt von milder Südlandsluft, ein anderes Mal umbraust von den Winterstürmen der Pässe und Höhen, über die ihr Weg sie führte. Dann wieder eilten sie durch riesige Olivenkulturen, ausgedehnte Orangen- und Zitronenwälder, und einsame Weiden. Alte, weißgekalkte Häuser leuchten in der hellen Sonne von den Hängen, über welche dunkelernste Zypressen verstreut an halbzerstörten Mauern lehnen. Zwischen den schneeüberhauchten Bergen des Umbrischen Apennin fuhren sie durch einsame oder gut besiedelte Täler ostwärts. Unheimlich schienen ihnen die verlassenen Schluchten und wilden Einöden, die stundenlang ihren Weg säumten. Denn das Räuberunwesen war noch nicht ausgestorben und manche Schauergeschichte war den Reisenden zu Ohren gekommen. Sie waren froh, als die Täler lichter und freier wurden und schon bald der Wind vom Meere in den immergrünen Büschen und Bäumen spielte, welche dicht und dichter das Land bedeckten.

Als sich die Pilger in Loreto meldeten, fanden sie dort dank der päpstlichen Empfehlung freundliches Entgegenkommen. Man bot ihnen unentgeltlich Unterkunft und Verpflegung. Sie blieben drei Tage. Die meiste Zeit verbrachten sie in der prachtvollen Kirche. In ihrem Innern befindet sich das „Heilige Haus", aus Ziegeln gefügt, von Alter und Rauch dunkel gefärbt.

Jahraus, jahrein knien dort Pilger aus allen Welt-

teilen in inbrünſtigem Gebete. Tag und Nacht brennen die Lichter in den ſilbernen Lampen und der frommen Erinnerungs- und Dankeszeichen ſind Tauſende.

Die Manharter bewunderten alle die Schätze und heiligen Geräte und legten ihre Anliegen der Madonna vertrauensvoll zu Füßen. Neu geſtärkt ſetzten ſie dann ihre Reiſe fort und fuhren von Bologna aus denſelben Weg über Mantua und Verona nach Trient zurück, den ſie auf der Herfahrt genommen hatten. Unterwegs bot ſich ihnen oft noch Gelegenheit, berühmte Sehenswürdigkeiten zu beſichtigen.

In Mantua machten ſie einen Tag Raſt und gingen zur Zitadelle, wo Andreas Hofer, der Held von 1809, erſchoſſen worden war. Sie alle hatten ihn gut gekannt und verehrt, den biedern, freiheitsliebenden Wirt vom Paſſeiertale. Mit Tränen des Schmerzes ſtanden ſie in der Kapelle, in welcher der Sandwirt vor der Urteilsvollſtreckung noch ein letztesmal die Meſſe hörte.

Trüb wie ihre Stimmung ſchien ihnen ganz Mantua und ſeine Umgebung. Dichte Nebel verhüllten den Himmel, feuchte, widerlich riechende Luft lag ſchwer und unbeweglich über den eintönigen Straßen und Gaſſen. Vor den mächtigen, grauen Feſtungsmauern ſtauten ſich die ſchmutzigen, großen Sümpfe. Durch die Stadt floß träge ein breiter Kanal und führte ekelerregenden Unrat mit ſich.

Die Tiroler fühlten ſich unbehaglich und unglücklich in dieſer toten Stadt. Thomas Mair ſagte: „Na, da möcht i aſt nacha ſchon nit ſein. Der Neb'l derdruckat oan ja — und dö Luft! — Na, da kunnt i 's nit lang aushalt'n.“ —

Manzl gab ihm Recht. „Für ins war's freili nix da, mier paſſ'n eb'n nur in die Berg. Wenn doſcht der Jochwind a no ſo arg und ſchiach pfeift, tuat's ins nix nit.

— Aba dö faule, ſtade Luft da vertragat'n mier nit. Hiatzt, meine Liab'n, — tian mier nimma lang jamman. Bald kimmp der Tag, wo mier inſa liab's, ſchean's Brixental wiedaſech'n — Juche!" —

Mitte Jänner kamen die Pilger nach Innsbruck und meldeten ſich beim Gouverneur. Sie dankten ihm mit Rührung und ſchilderten, wie es ihnen ergangen.

In angenehmer Erinnerung erzählten ſie von der großen Liebe und Güte des Papſtes und aller geiſtlichen und weltlichen Würdenträger, die um ihr Wohl beſorgt waren. Sie erſuchten den Gouverneur, zunächſt in ihre Heimat reiſen zu dürfen. Nachher wollten ſie dann gerne in Salzburg ihrem Oberhirten ihre vollkommene Unterwerfung und Ausſöhnung mit der Kirche anzeigen. Graf von Wilczek freute ſich über den Erfolg der Romreiſe und bewilligte ihr Anſuchen.

So reiſten ſie weiter und ſtellten ſich in Schwaz bei dem ihnen ſtets wohlgeſinnten Kreishauptmann von Menſi. Hier gingen ſie ganz aus ſich heraus und zeigten weder Scheu noch Verlegenheit. Thomas Mair drückte dem liebenswürdigen Herrn ſtürmiſch die Hand und rief begeiſtert: „All's iſt hiatzt'n guat und in Ordnung. Mier ſeind wieda vans mit die andan und der Heilige Voda hat ins ang'heaſcht und g'ſegnet. Ganz andas iſt ins hiatzt, ganz andas, als wie mier herg'roaſt ſeind. Und enk, Herr Kreishauptmann, ſein mier ſovl Dank ſchuldi für enka Entgegenkomman, enkere Hüif. I ſag: Vagelt's Gott tauſendmal."

Sebaſtian Manzl aber verbeugte ſich mit Anſtand vor dem freundlichen Herrn und ſagte mit ruhiger Sicherheit: „Liaba Hearr, ös wißt, wie zerfahr'n und zweifleriſch mier ameaſcht g'weſ'n ſeind. Aba hiatzt iſt Ruha in inſan G'wiſſ'n, Fried in inſan Seel'n. Ganz andas iſt ins. A groaßes Glück hab'n mier g'noſſ'n in Rom, vüi

Scheans hab'n mier gſech'n und lauta Guats iſt ins widafahr'n. Und daſſ'n iſt amol g'wiß, daß mier enk hiatzt koane G'ſchicht'n und Scherereien mehr mach'n. Ös habt's enk vüi um ins ang'nomman, — mier alle wiſſ'n's. Und dafür und für alle Liab und alle Güte von enk dank i hiatzt aus mein aufrichtigſten Heaſchz'n. Vagelt's Gott, Hauptmann."

Herr von Menſi lachte erſtaunt über die lange Rede des ſonſt ſo wortkargen Mannes und ſcherzte: „Mir ſcheint, Manhart, euch hat man in Rom geſprächiger gemacht."

Nun begann Laiminger zu ſprechen. Seine Rede war kurz, ruhig und des Dankes voll: „Nia nit vagiß i, was ös ins Guat's tan habt's. Und allweil dank i enk dafür."

Herr von Menſi hatte noch für jeden einige gute Worte und war ſelbſt hocherfreut über die Wandlung, welche der Aufenthalt in Rom an dieſen einfachen Leuten bewirkt hatte.

Die drei Brixentaler — Amort war in Innsbruck geblieben — eilten nun, die Herzen voll Ungeduld und Wiederſehensſehnſucht, in die Heimat.

Im tiefſten Winter lagen Berg und Tal. Weißblau wölbte ſich der Himmel über ſchneeigen Gefilden und winterſtarren Wäldern. Waſſerarme Bäche verſteckten ihre Kargheit unter glitzernden Eisdecken, und an den kahlen Uferweiden hingen phantaſtiſche Gebilde aus ſchimmerndem Kriſtall.

Die Bauern näherten ſich Hopfgarten. Auf der Straße begegneten ihnen Fuhren mit Holzkohle aus der Windau, die in Kaſtengſtatt auf die Innfrachten verladen werden ſollte. Fröhliche Knechte begleiteten ſie und der Hauch aus den Nüſtern der weggewohnten Pferde flimmerte nebelhaft in der Luft. Der gefrorne Schnee kreiſchte und knarrte unter den Schlittenkufen — Muſik des Winters.

„Ah, — da ſchau“, rief Klaus, der ehemalige Knecht des Kohlenbrenner-Naz, „da ſchau, ſeind dös nit inſere Romfahrer?“

„Ja, da kunnt'ſt recht hab'n“, ſagten alle drei zugleich. — „Und hiatzt komman mier hoam — als andere“, betonte Sebaſtian Manzl. — „A woll, ſeid ös nacha koane Ketzer mehr“, lachte Klaus. „Guat'n Einſtand dahoam und vüi Glück auf'n Lebensweg“, rief er ihnen noch nach.

Sie kamen nach Hopfgarten. Die doppeltürmige Kirche leuchtete ſilbrig im Mondſchein, als ſie in den nächtlich ſtillen Ort eintraten. Niemand wußte um ihre Ankunft. Es war vorgerückte Nachtzeit, als ſie beim Bodenſchmied Urban Mair, dem Bruder des Thomas, einkehrten.

Urban war überraſcht und ganz unſinnig vor Freude. Er ließ alle benachbarten Manharter holen und verſammelte ſie in ſeiner Stube. Nun begann ein Grüßen und Freuen, Fragen und Wundern. „Wie ſeind mier aft nach hiatzt dran? Was hat der Papſt g'ſagt? Wer hat Recht?“ So riefen ſie ungeſtüm durcheinander.

Manzl antwortete: „Der Heilige Voda bedauaſcht die Mißbräuch', dö mier eahm g'ſchildaſcht hab'n, und weaſcht in der Sach Abhüif ſchaff'n. Aba der Erzbiſchof in Salzburg iſt wirkli mit'n Heilig'n Stuhl vereinigt, und inſere Geiſtlan ſeind nit in Kirch'nbann. Mier müaſſ'n ins alſo der geiſtlich'n Obrigkeit untawerf'n und abwart'n, was weida g'ſchiecht. — Und da“ — er zog den Korb mit den päpſtlichen Geſchenken hervor — „dös hat ins der Heilige Voda g'ſchenkt. Und hat g'ſagt: Nehmt dies alles zum Andenken mit und zum Zeichen meiner Zufriedenheit. Verteilt dies unter euch und laßt auch euren Freunden zu Hauſe einiges davon zukommen.“

Da ſtaunten die einfachen Leute über die päpſtliche Huld und Güte, und küßten die geheiligten Gegenſtände und konnten vor Jubel faſt nicht an ſich halten.

Es waren aber einige darunter, welche ſich über die vom Papſte beſtätigte Rechtmäßigkeit der von ihnen ſo lange nicht anerkannten Prieſter nicht genug wundern konnten. Sie äußerten ihre Verwunderung laut und rückhaltlos.

Aber Manzl klopfte energiſch auf den Tiſch und ſagte mit Nachdruck: „Hiatzt duld i koan Zweif'l und koan Aufbegehr'n mehr. Der Heilige Voda befiehlt ins die Untawerfung. Alſo untawerf'n mier ins — baſta."

Die Manharter wagten keine Widerrede mehr. Schließlich war doch jeder froh, daß endlich, nach ſo viel Kämpfen, Streitigkeiten, Opfern und Leiden Ruhe und Friede in ihr Lager gekommen waren. Und einer nach dem andern trat zu den Abgeordneten, reichte ihnen ſeine Hand zur Bekräftigung ſeines guten Willens und Einverſtändniſſes. Der Älteſte von ihnen dankte in ſichtlicher Bewegung für die glückliche Erledigung ihrer Aufgaben.

„Habt inſan Dank, Mannda. Das Beſte habt's ins bracht: den Fried'n und die Ausſöhnung mit der kirchlich'n Obrigkeit. Hiatzt kemman ſcheanere Zeiten, und daſſ'n vadank'n mier enk."

Sebaſtian Manzl unterbrach den Sprecher: „Nit ins, 'n Heilig'n Voda und all'n den guat'n hoh'n Hearrn in Rom müaßt's dank'n. Und 'n Gouverneur und 'n Kreishauptmann. Alle hab'n z'ſamm g'wirkt, daß dö Sach a ſoſ'n guat ausganga iſt. Und hiatzt geht's hoam, gebt's in Zukunft Fried und Ruah und macht's ins koa Schand. Gehorſam iſt hiatzt enkere erſte und heiligſte Pflicht."

Die rauhen Männer verſprachen ihrem Anführer, alle ſeine Befehle und Anordnungen genau zu befolgen.

Laiminger blieb nun vorläufig in Hopfgarten. Seine Familie empfing ihn mit Stolz und Freude. Der einfache Mann aber wehrte allen Dankesbezeigungen und ſagte: „Es iſt Gott's Wüi a ſoſ'n g'weſ'n."

XXI.

Der Manhart und Thomas Mair machten ſich auf den Weg nach Weſtendorf. Vor der düſtern Kapelle im Hopfgartner Wald erwarteten ſie Waſtei, der Liendlinger, und Matthias Papp. Denn ſchon in der erſten Morgendämmerung waren Boten vorausgelaufen und hatten die Ankunft der manhartiſchen Abgeordneten in Hopfgarten gemeldet. Das Wiederſehen zwiſchen den Bauern war überaus herzlich und freudig. „Waſtei“, ſagte der Manhart, „hiatzt geht all's recht. Woaßt, es iſt mier grad, als ob all's vüi liachta um mi und in mier war, vüi liachta als eanda. Und ruhig iſt's hiatzt da inna in der Bruſt. Woaßt, a ſo a Wort vom Heilig'n Voda ſelba iſt halt ſcho ganz was Richtig's und Heilig's. Sigſt, zweif'l'n trauat i mi hiatzt nimma, na, na, an an ſöll'n Wort nit. Gell, Thomal, du a nit“, wandte er ſich an Mair.

„Na, nit“, bekräftigte dieſer; „mier g'ſpür'n's a da inna, daß da nix mehr zu z'weif'l'n iſt. Es iſt eppas B'ſundas um ſo a Wort vom Papſt, daſſ'n merk i.“

„Aft nacha ſeind mier hiatzt mit'n Statthalta Chriſti vereinigt, und inſere Geiſtlan von eahm ſelba anerkennt?“ fragte Matthias Papp.

„Daſſ'n woll“, beſtätigte der Manhart. „Und i leid hiatzt a gar koa zwoadeutig's G'red mehr. Es iſt alles klar und deutli, was mier z'tian und was mier z'laſſ'n hab'n: untawerfn tian mier ins. Dem Papſt hab'n mier ins ſcho untaworf'n — und 'n Biſchof und inſere Geiſtlan wearn mier ins untawerf'n.“

Frohen und leichten Herzens ſtiegen ſie die Straße durch den hochſtämmigen, winterweißen Wald hinan. Ein neuer heller Tag war angebrochen. Die Morgenſonne zauberte tauſend, Millionen zitternde, glitzernde Lichter um die eisumkruſteten Stämme, um die zuckrigen Baumnadeln; das Waſſer der Ache rauſchte leiſe unter der bläulich ſchimmernden Eisdecke, und heimliches Geknifter von berſtenden Eisblättchen klang aus der Tiefe.

Die Männer ſchritten vorſichtig fürbaß. Denn ſchlüpfrig war der Weg, zu glatten, harten Rinnen ausgefahren der Schneeboden. Sie ſprachen nicht viel. Ein jeder hing ſeinen eigenen Gedanken nach.

Als ſie den Wald verlaſſen hatten und hinter der großen Mühle die Kapelle im Talgrund erreichten, wartete dort ihrer Annl, des Manharts Weib.

„Annl“, rief Waſt, freudig bewegt die Gattin umfangend, — „Annl, hiatzt bin i da als an andara, als a Bekehrta. Und alle, dö ameaſt mit mier im Irrglaub'n g'weſ'n ſeind, alle ſeind ſie hiatzt wieda in Frieb'n mit der Kirch'n. Und ſollt no irgend oana ſein, der hiatzt a no bockig iſt, für den iſt der Manzl Manhaſcht nimma da. Klar und deutli wüi i's all'n ſag'n, was ins der Papſt g'ſagt hat. Und wer daſſ'n nit glaubt, deaſ'n iſt wirkli a Ketzer und Ungläubiga.“

„Ach — weil d' nur da biſt, Waſt“, ſagte glücklich das brave Weib. „Hab ſo lang alloa hauſ'n müaſſ'n, 's iſt mier manchmal ſaggriſch haſcht ankomma. Aba, i hab's g'ſchafft, Waſt. Find'ſt an ordentli's Hausweſ'n dahoam. Hab mier allweil denkt: Annl, ſei nit vazagt, bal der Waſt kimmp, aft nacha weaſt belohnt für dei Müah und dei Sorg und dei Danſchichtigkeit. Und hiatzt, Waſt, hiatzt bin i wirkli belohnt, weil i di g'ſund und a ſoſ'n wohlgemut wieda hab.“

„Ja, Annl, d'innere Ruah und der einwendige Frieb'n

mach'n aus an daſig'n grüableriſch'n Menſch'n an z'friedenen und frohſinnig'n. Mach'n a wahr's Kind Gottes draus."

Die Wanderer ſtiegen nun über den „Saurain" gegen das Dorf. Auf den blattloſen Bäumen glitzerten die Eiskriſtalle und flimmernde Schleier flatterten unaufhörlich um ihre Kahlheit.

Manzl ſah mit wehmütigem Blick auf die einzelnen Grabhügel, die deutlich unter der feſten Schneedecke ſichtbar waren. Er ſagte: „Da wearn mier inſere armen Manhaſchta ausgrab'n und in die g'weihte Erd'n tian, ſobald's der Erzbiſchof derlabt."

Als ſie über das Gemarke von Manzls Beſitz traten, legte ſich dieſer plötzlich mit einem unbeſtimmbaren Laut, von dem man nicht wußte, iſt er aus Freude oder aus Schmerz geboren, auf den ſchimmernden, hartgefrorenen Boden. Annl ſchrie entſetzt: „Waſt, was tuaſt?"

Aber Manzl hörte nicht auf ſein Weib. Keuchend vor innerer Erregung ſcharrte er mit ſeinen ſtarken Händen Schnee und Erde auf und küßte mit Inbrunſt die heimatliche Scholle. Ein unermeßliches Glücksgefühl durchbebte ſeine Stimme, als er ſagte: „O Hoamaterd, — o Hoamatbod'n, wie biſt mier agangan deaſ'n lange Zeit! Wie hab i mi nach dir g'ſehnt im fremd'n Land! Im Land, wo 's g'wiß ſchean g'weſ'n iſt. — Aba dahoam bin i nur da — nur da. Wo d'Schneeberg abaſchaun ins ſtille Tal, wo d'Waſſaln klar und ſchnell und luſti ſpringan und wo's an Winta geit, an weiß'n, liacht'n. Und wo die Leut red'n wie mein Voda g'redt hat. Da bin i dahoam, da alloa bin i ganz glückli, ganz froh und z'fried'n."

Ergriffen ſtanden die andern. Thomas Mair fuhr mit der Hand über die feucht gewordenen Augen. Der Liendlinger und der Gumpauer ſtarrten ſchweigend auf die Szene. Sie alle verſtanden den Manhart.

Nun ſagt Annl: „Steh auf, Waſt, du ſollſt hiatzt allweil dahoam bleib'n, und ſollſt es hoamiſch hab'n. Von neamd mehr laſſ'n mier ins hiatzt den Fried'n nemman."

Sebaſtian Manzl erhob ſich, ſchaute mit glückſtrahlenden Augen in die Runde und ſagte bewegt: „Ja, Weib, a ſoſ'n halt'n mier's. Und es war mei aller größte Freud, wenn's bei den andan a a ſoſ'n ſein tat."

Gedankenvoll ſchritten ſie den kleinen Hang hinauf. Über der Hohen Salve ſtrahlte die Sonne ins ſchneeweiße Tal. Von allen Bergen glitzerte der weißüberſponnene Nadelwald herab und auf den ſchneeigen Lichtungen ſtanden reifbedeckt die alten Hütten und Häuſer und glänzten wie koſtbare Perlen auf hellem Grunde. Das einzig Bewegliche in der ruhigen, klaren Luft war der Rauch, der kerzengerade aus den Schornſteinen ſtieg und ſich dann in ſonnendurchleuchteter Höhe zu flimmernden Kringeln auflöſte. In einer ſilbern leuchtenden Wegrinne lag einſam ein Felsblock, welchen gefrorne Feuchtigkeit wie mit einem in tauſend Farben ſchillernden Glasnetz einhüllte.

Und nun hielten die Heimkehrenden ihre Schritte an. In kriſtallenem Wintermorgenſonnenglanz blinkte ihnen der Zwiebelturm der Dorfkirche entgegen.

„Ah, endli dahoam", ſagten alle zugleich. Nach einigen Schritten lag der Hof zu Untermanhart vor ihren Blicken. Manzl griff an ſein Herz und es war ihm, als ob er in neue, ungeahnte Seligkeiten ginge.

„Gott g'ſeg'n dein' Eingang", ſagte die Manhartin und öffnete ihrem vor Freude und Rührung tiefbewegten Gatten das Hennengatterl. Knechte und Mägde ſtanden im Hausflur, und des Grüßens und Händedrückens war kein Ende. —

Nach einigen Tagen erſchienen die Manharter beim Landrichter in Hopfgarten und meldeten ihre vollkom-

mene Unterwerfung. Auch beim Dechanten in Brixen und ihren Ortsſeelſorgern ſprachen ſie aus demſelben Grunde vor.

Ende des Monats Jänner reiſten Manzl, Mair und Laiminger nach Salzburg, um dem Fürſterzbiſchof ihre Unterwerfung und Bekehrung anzuzeigen. Sie überreichten dem Kirchenfürſten ein Schreiben des päpſtlichen Staatsſekretärs Somaglia, worin dieſer die gute Haltung der Tiroler in Rom, ihre kindliche Ergebenheit, ihre Ausdauer und Opferwilligkeit beſonders lobt.

Fürſterzbiſchof Auguſtin Gruber freute ſich augenſcheinlich über die guten Nachrichten, die er eben empfangen hatte. Der edle Oberhirte ſprach lange und eingehend mit den drei Brixentalern, gab ihnen Sicherheit in Hinſicht auf die ſtrengſte Unterſuchung und Abſchaffung aller mit Recht verurteilten Mißſtände und entließ ſie getröſtet, befriedigt und reich beſchenkt.

An den Kreishauptmann von Menſi und den Gouverneur von Wilczek ſandte der Kirchenfürſt ein Schreiben, worin er die bekehrten Brixentaler aufs Wärmſte der Nachſicht und liebevollſten Behandlung durch die weltlichen Behörden empfahl.

Von zweiundachtzig Mitgliedern der Sekte hatten ſich vierundſechzig bedingungslos unterworfen. Achtzehn verblieben noch in ihrem Irrtum. Dieſe wurden von einem ungemein redegewandten, unbelehrbaren Weibe in Wörgl, Maria Sillober mit Namen, angeführt, und unter Drohungen und leidenſchaftlichen Ermahnungen, ſich nicht beeinfluſſen zu laſſen, der Unterwerfung mit Starrſinn und Härte ferngehalten.

Alle Zurückgekehrten fühlten ſich glücklich und erleichtert in dem Bewußtſein, wieder zur kirchlichen Gemeinſchaft zu gehören. Annl erzählte oft und oft ihrem Manne: „Woaßt, oft hat a Stimm in mier g'ruaf'n: reiß di los

und kehr z'ruck. Allweil hat's mi traurig g'ſtimmt, wenn die andan zum Gott'sdienſt gangan ſeind, wenn die Glogg'n g'läut hab'n — und mier dahoam bleib'n hab'n müaſſ'n. Ja, dös alls hat mi mit Wehmut erfüllt und vüi hoamliche Zachan hab i deratweg'n g'woant. Aba hiatzt, Waſt, hiatzt iſt mier deaſ'n ſchwere Laſt abg'nomman; koa G'wiſſenswurm nagt mehr in meiner Seel und es iſt a liachta Frieb'n einzog'n. Und a ſoſ'n ſoll's bleib'n, gell Waſt."

Die hartnäckigen Reſte des Manhartertums ſchienen ein zähes Leben zu haben. Fürſterzbiſchof Auguſtin empfand darüber großen Schmerz. Er gedachte, alle ſeine Güte und Liebe, ſeine Beredſamkeit und ſein perſönliches Anſehen einzuſetzen, um dieſe wenigen ſtarrſinnig Irrenden zu bekehren. Sein Verſprechen erfüllend, reiſte er im Juni 1826, von zwei Domherren begleitet, ins Brixental, um an Ort und Stelle ſein Hirtenamt zu üben.

In Brixen erſchienen die Vorſteher bei ihm, und ſein Staunen war gerechtfertigt, als ſie ihn fragten: „Mier taten eure biſchöfliche Gnadn bitt'n, ins recht klar und deutli z'ſag'n, welche Partei hiatzt eigentli Recht hat. D'Manhartiſch'n protz'n ſi allweil, wie ſie ban Papſt, bei enk, ban Koaſa und Gouverneur und Kreishauptmann ſovl guat ang'ſchrieb'n ſein, aft daß 's inſeroans ſchiaga ruin (reuen) müaßat, koa Manhaſchta g'weſ'n z'ſein. Alls, ſag'n ſie, müaßat hiatzt nach ihr'n Wüin gehn, und ſie hätt'n ihna nia nit g'irrt. Nur die Geiſtlan ſeien falſch dran g'weſ'n mit ihnan Eid und ihre neuen Einführungen. Sie ſelba aba g'wiß nit. — Lang gnuag iſt hiatzt hin und her g'ſtritt'n word'n, und hiatzt iſt erſt recht a Wirrwarr in der Sach."

Auguſtin mußte mit Trauer im Herzen erkennen, daß die Eigenſüchteleien beider Lager noch nicht verſchwunden waren.

Er verſprach den Gemeindevorſtehern eine öffentliche Antwort.

Am nächſten Tage berief er in Weſtendorf einige bekehrte Manharter zu ſich, erforſchte vorſichtig ihre Stimmung und erinnerte ſie an die Befehle des Heiligen Vaters und an ihr Gelöbnis. Der hohe Herr hielt eine von chriſtlicher Liebe und Verzeihungsbereitſchaft, von kirchlichem Gehorſam und friedlicher Gemeinſchaft handelnde Predigt und mahnte alle daran, daß ſie einſt vor dem Richterſtuhle Gottes Rechenſchaft ablegen müſſen über ihr Erdenleben. Viele Exmanharter verſicherten den Oberhirten ihrer Treue und ihres Gehorſams, und baten um Vergebung der früheren Unbotmäßigkeiten.

„Meine lieben Leute“, ſagte väterlich der weiſe Biſchof, „die wahre Liebe gebietet, alles, was vergangen iſt, ſoll vergeſſen und verſchwiegen ſein.“

Am Nachmittage ritt der Kirchenfürſt mit den beiden Domherren in die Windau. Er hatte gehört, daß dort ein ſehr angeſehener Bauer noch immer in ſeinem Irrtum verharre und bisher allen Belehrungen und Ermahnungen unzugänglich geweſen ſei.

Dieſer eigenſinnige Mann lag gerade auf dem Raine, der vor ſeinem Hauſe zum Wege abfiel und rauchte vergnügt ſeine Pfeife, als der vorauseilende Domherr ihn anrief: „He, Bauer, ſteh auf, Seine Hochfürſtliche Gnaden kommen, um mit dir zu ſprechen.“

Doch der gute Mann blieb ruhig liegen, blies gemächlich die Rauchwolken in die Luft, blinzelte in die Sonne und ſagte ſeelenruhig: „Na, — z'weg'n was denn — i lieg ja auf mein Grund und Bod'n.“

Der Domherr erſtarrte ob dieſer Antwort. Auguſtin aber, welcher dieſe Worte gehört hatte, lächelte weiſe und ſagte: „Laſſen wir ihn ungeſchoren. Er iſt noch nicht reif für die Gnade.“

Am Abend desſelben Tages kam dieſer Bauer beſchämt zum Fürſterzbiſchof und ſeine Bekehrung machte den geiſtlichen Herren keine Schwierigkeiten mehr. „Ich wußte es“, ſagte Auguſtin, „daß du kommen würdeſt.“ — „I hab müaſſ'n — es hat mi oanfach zwungen“, ſchluchzte der Dickſchädlige. „Enka Blick hat mi aufg'wüahlt und hat mier die Wahrheit zoagt. I dank, i dank“, ſagte er ſtürmiſch und bedeckte die Hände des Oberhirten mit heißen Küſſen.

In Hopfgarten zeigten ſich noch einige Manharter ſtörriſch und benahmen ſich ſchmach- und hohnvoll gegen den geiſtlichen Würdenträger. Sebaſtian Manzl war darüber ſehr betrübt und ſchämte ſich für dieſe Trotzigen in ſeine innerſte Seele hinein.

Auch in Wörgl und Kitzbühel gab es noch Kämpfe. In dieſen beiden Orten waren es hauptſächlich fanatiſche Weiber, welche aller gütigen Belehrungen, aller liebevollen Worte des Biſchofs lachten und ſpotteten. Sie verlangten ihren Hagleitner. —

XXII.

Auguſtin kehrte nach ſo vielen vergeblichen Bemühungen und erduldeten Schmähungen kummervoll in ſeine Reſidenz zurück. Zwiſchen den weltlichen und kirchlichen Behörden wurden nun neuerdings Verhandlungen gepflogen. Die höchſten Stellen kamen zu der Erkenntnis, daß in dieſer Angelegenheit nur Güte und Liebe, Nachſicht und Schonung eine endgültige Heilung bewirken könne. Der Klerus und die Beamtenſchaft wurden angehalten, alles Erbitternde und Aufreizende zu vermeiden und den Einfältigſten in harmloſen Fragen auch Zugeſtändniſſe zu machen. So wurden im Laufe der Zeit der Renitenten immer weniger.

Sebaſtian Manzl, der Manhart, bewährte ſich als eifriger und gewiſſenhafter Apoſtel. Sein Bruderſohn Waſtei unterſtützte ihn nach Kräften in ſeinem edlen Werke.

Auch die neuen Vikare zu Hopfgarten und Weſtendorf verſtanden es vortrefflich, das Vertrauen der Exmanharter zu gewinnen und noch Wankende und Schwache an ſich zu ziehen. Trotzdem gab es immer noch einige Hartnäckige. Unter dieſen waren es beſonders die Frauen, die nicht von ihrem Irrtum laſſen wollten.

Die bekehrten Manharter waren nun die beſonderen Sorgenkinder des Fürſterzbiſchofs. Er unterſtützte ſie, ſo viel er vermochte, und befürwortete auch die Bitten Manzls und Mairs beim Kaiſer um Bewilligung einer Gnadengabe. Ihr erſtes Geſuch wurde aber abſchlägig

beſchieden. Die beiden Bittſteller waren enttäuſcht, beſonders Mair, deſſen Augenlicht ſehr geſchwächt war. Trotzdem blieben ſie aber ruhig und ergeben. Nun verwendeten ſich die weltlichen Behörden für die Abgewieſenen. Das Präſidium berichtete dem Kaiſer von ihrer Not, von ihrem guten Betragen und geduldigen Verhalten und empfahl ſie der Allerhöchſten Gnade. Und wirklich genehmigte Seine Majeſtät den vom Präſidium gemachten Vorſchlag und bewilligte für Manzl einmalig 600 Gulden C. M. und für Mair jährlich 100 Gulden C. M. Auch für Peter Amort, der ſeine Sache ſo gut durchgeführt hatte, wurde geſorgt. Er bekam eine angemeſſene Belohnung aus der Kammerkaſſe und eine Anſtellung als Wache im Schwazer Arbeitshauſe. —

Der Liendlinger half ſeinem Oheim bei der Heuarbeit. „Waſt“, ſagte er traurig, — „heunt iſt Jahrtag von Uſcheis Tod. Es iſt für mi a ſchreckliche Zeit g'weſ'n. Was moanſt, wenn i heunt hingang zum Niedernbichler — er gebat mier's Diandei, wenn's no lebet? Hiatzt, wo i ja wieda bin wie er — und wie 's Uſchei g'weſ'n iſt — koa Manhaſchta mehr.“

In dieſem Augenblicke kam der Niedernbichler vom Saurain herauf. Er hatte Waſteis letzte Worte noch gehört. Ohne Zögern ging er auf die beiden zu und ſagte feſt und beſtimmt: „Ja, Liendlinga, — dir tat i 's Uſchei geb'n, — weil i hiatzt woaß, wie gearn 's di g'habt hat und wie 's g'litt'n hat um di. Aba — i Lapp — hab dös eaſt g'merkt, wie's ſcho z'ſpat g'weſ'n iſt. Dir tat i's geb'n — a, wennſt no manhaſchtiſch warſt, — und a ſoſ'n, wie d' hiatzt biſt, erſt recht. Mi alt'n Mann hat der Herrgott g'ſtraft für mei Haſchtſein, hat mi oanſam werd'n laſſ'n auf die alt'n Täg und hat mier ſovl Weh und Kummer und Load g'ſchickt. — Ös zwoa, Manhaſcht und Liendlinga, — kemmp's heunt auf'n Abend nach

Niedernbichl. I hab eppas z'red'n mit enk. Und hiatzt wüi i enk nit aufhalt'n beim Heu'n. Alſo, auf's Wiederſech'n heunt auf'n Abend."

Die beiden Manzl waren gar nicht zu Worte gekommen. Sie riefen dem weitergehenden Niedernbichler einen Gruß nach und ſchüttelten die Köpfe. „Was weaſcht er hab'n, der Baua? — Mi dunkt, er iſt ganz ſchreckli ſchwermütig ſeit 'n Tod vom Uſchei. Ja, a ſoſ'n a ſonnig's Diandei valier'n — und auf dö Weis valier'n iſt wollten haſcht", klagte der Manhart. — „Mehr iſt's no", entgegnete Waſtei und wiſchte ſich den Schweiß von der Stirne. — „Er iſt alt — und i bi jung; er hätt mehr Freud hab'n könna, wenn er nit a ſoſ'n haſcht und ſtolz g'weſ'n war. Aba — i hab mei Diandei valor'n — und kann nimma, nimma froh werd'n."

„Sigſt, Waſtei, hiatzt red'ſt wieda ganz gabach (verkehrt) daher. Grad, weil er ſo alt iſt, muaß er oan recht erbarmen. Denn für alte Leut geit's wenig frohe Ding mehr — und an alta Menſch vawindet alls ſchwerer als a junga. Dem jungen ſteht d'ganze Wöit off'n, und der grauſamſte Schmerz, die bitterſte Kränkung hoalt wieda aus. Hiatzt glaubſt mier's nit, bis in an etlene Jahrl'n geiſt (gibſt) mier Recht, daſſ'n woaß i heunt ſcho." — Mit väterlicher Liebe und durch lange Lebenserfahrung erworbener Klugheit redete der Manhart ſeinem Neffen zu. Dabei arbeiteten die beiden Männer ununterbrochen. Sie ſpießten große Heuballen auf ihre Gabeln und warfen ſie mit Kraft und Gewandtheit auf den bereitſtehenden Wagen. Hinter ihnen rechten die Dirnen das übrige Heu zuſammen.

„Waſtei", begann nun der Manhart von neuem, „heunt vor an Jahr bin i z'Innsbruck in der Fronfeſt g'weſ'n. Hab oanſam und valaſſ'n Tag für Tag dahinleb'n müaſſ'n. D'Leut ſeind guat g'weſ'n zu mier —

aba, woaßt, alloa in der Fremd, iſt allweil bitta. Und da drinn in der Bruſt den Kumma, a Seelennoat zum Vazweif'n hab'n, iſt doppelt haſcht, wenn man a ſoſ'n oanſchichtig iſt. — Hab's a duld. Und hiatzt bin i belohnt für mei Wart'n und Leid'n. Kann an iab'n grad in d'Aug'n ſchaun, kann wieda dabei ſein bei der groaß'n Gemeinſchaft der Kirche. — Und, was mier ganz am meiſt'n weaſcht iſt: i bin dahoam, kann arbeit'n für mei Hoamatl. Oh, Waſtei, hiatzt woaß i, wie guat und hoalſam ſie iſt, die Arbeit dahoam. — D'Schweißtropf'n, dö ins da übas G'ſicht lauf'n, ſeind Perlen, ja, vüi koſtbarer als wenn's von Gold und Silba war'n. Und ſie fall'n auf mein Grund, in mein Bod'n und ſegnen ihn für's naxte Jahr."

Unter ſolchen Geſprächen ſchafften die beiden emſig, bis alles Heu auf dem Wagen war. Dann wurde das Fuder eingebracht.

Vom Turm her klang die Abendglocke. Da legten die Bauern, Dirnen und Knechte nach altem Brauch die Hände fromm zum Gebet zuſammen.

Der Manhart und ſein Neffe gingen nach Holzham zum Niedernbichl hinaus. Laue Sommerabendluft füllte das Tal. Überall roch es nach friſchem Heu und fettem Gras. Heimchen und Grillen begannen ihren vielſtimmigen Chor und muntere Johanniskäfer trugen ihre Lichtlein über Wieſen und Weiden. Aus den dichten Büſchen am Wegrand jauchzten die Ammern ihr ſehnſüchtiges Lied in den dunkelnden Abend und tanzende Mücken ſchwirrten über dem feuchten Boden. Über den Bergen ſtarb der Tag. Goldroſige Wolken ſchwebten leuchtend im blaßblauen Himmelsfrieden.

Auf den Bänken vor den Häuſern ſaßen tagesmüde Männer in ruhigem Geſpräch, rauchten ihre Pfeifen und genoſſen das wohlverdiente Ausraſten. Aus den Stuben

hörte man das Kichern und Schwatzen der jungen Dirnen und das bedächtige Reden der Hausmutter.

Das Hennenvolk war schon zur Ruhe gegangen. — Hinter der Brombeerhecke strich ein junger Bursch umher und äugte sehnsüchtig nach der Liebsten.

Die beiden Manzl schritten bedächtig und gemächlich fürbaß. Da und dort verhielten sie vor einem Hause und boten einen guten Abend. Als sie sich dem Niedernbichlerhofe näherten, sahen sie den Bauern allein auf der Bank vor seinem Hause sitzen. Ihr Kommen bemerkend, erhob er sich, und ging ihnen einige Schritte entgegen. — „Guat'n Abend — ist recht, daß ös kommen seid. I hab heunt a wichtige Sach z'regeln. Und deaf'n Sach geht hauptsächlich di an, Liendlinga", begrüßte der Niedernbichler die beiden.

„Kemmp's g'schwind eiher in d'Stub'n, doscht seind mier ung'stört." Die zwei folgten ihm über die paar Stufen ins Haus hinein.

In der geräumigen, schönen Stube stand ein kühler Trunk bereit. Die alte Wabi hatte auf Geheiß des Bauern duftendes Schwarzbrot und süßen Moosbeerwein auf den Tisch gestellt.

„Hiatzt", begann der Manhart das Gespräch, „hiatzt, Niedernbichla, seind mier arg neugierig, was du ins Wichtig's z'sag'n hast. Mier hab'n Zeit — 's Heu hab'n mier einbracht — es pressiert amol gar nix."

Wastei, der Liendlinger, saß schweigsam am Tische. Er dachte: „Wie alt und gebrechlich ist der Baua word'n in der letzt'n Zeit."

Der Niedernbichler legte nun seine Hand auf Wasteis Schulter und sagte ernst und feierlich: „Liendlinga, mei Tochta kann i dir nimma geb'n, weil mier's der Herrgott g'nomman hat. Aba mein Hof gib i dir. Mi g'freut's nimma; wenn i so alloa sein muaß. Hiatzt denk i a

ſoſ'n: wenn's dir recht iſt, geh i mit dir die naxt'n Täg z'Hopfgaſcht und laß die Schenkung beim Landg'richt ſchreib'n. Der Hof mit allem, was hiatzt dazua keahſcht, ſoll dei Eigentum ſein. I bleib da, ſolang mier der da ob'n no 's Leb'n geit. I denk, mier zwoa derg'ſchaff'n's ſcho mitanand. Und a junga Baua iſt notwendig da. I bin ja ſo müad, ſo müad. 's Leb'n iſt haſcht g'weſ'n mit mier — und i bin haſcht g'weſ'n mit die andan. — I woaß 's woll; ja freila — i hab nit allweil recht tan. —

Sag ja, Waſtei. Aft nacha kriag i decht no a bois Sunnſchein in meine alten Täg. — Woaßt, wenn du da bei mier biſt, iſt mier leichta. Nacha moan i, 's Uſchei hat a Freud — und dös war mei allergrößt's Glück."

„Ja, Voda", ſagte nun der junge Bauer, „dö Freud wüi i dir gearn mach'n. Amol, weil i dir gearn d'Liab antua — und hauptſächlich, weil mei arm's Diandei ſi g'wiß drüba freuen tat. — Und ganz z'letzt, weil's ja a wirkli nit z'veracht'n iſt, a ſoſ'n a g'habiga Baua z'werd'n. I ſag von Heaſchz'n vagelts Gott, Voda", ſchloß der überraſchte Liendlinger.

„Nix z'dank'n", wehrte der Alte. „Mier machſt d'größte Freud, wenn d' einverſtand'n biſt. Und i denk, z'Liendla dermach'n's deine Schweſtan a alloa."

„Ja, daſſ'n woll. Inſa Hoamatl iſt kloa und alls beinand, da braucht's nit gar vüi Arbeitsleut. Und, du woaßt es eh', Reſei iſt in Verſpruch mit an armen, brav'n Buab'n. Deaſ'n weaſcht g'wiß gearn Baua z'Liendla. A ſoſ'n iſt aft nacha all'n g'holf'n."

Nun wandte ſich der Niedernbichler an den Manhart und ſagte: „Und du, Manhaſcht, biſt mier Zeug von dem, was i hiatzt g'ſagt hab. Da hab i d'Urkund auf-g'ſetzt. I verwahr ſie derweil, bis mier d'Schenkung beim Landg'richt in Ordnung bracht hab'n, in meina Truch'n.

Daß du's woaßt. Es kunnt van leicht eppas zuaſtoaß'n in mein Alta — und grad extra friſch bin i nimma."

Sebaſtian Manzl, der Manhart, ſagte gerne zu.

„I woaß am allerbeſt'n, daß du dein Anweſ'n nur in guate Händ geb'n wüiſt. Und daſſ'n iſt der Fall, wenn der Liendlinga drauf Baua weaſcht. I wünſch enk boad'n Gottes Segen zu der Veränderung. Und dank'n tua i dir a von ganz'n Heaſchz'n."

Der Niedernbichler ſtand nun auf und begleitete ſeine Gäſte zum Hauſe hinaus. „I mach's enk z'wiſſ'n, wenn i nach Hopfgaſcht geh. Es war mier ſchon arg recht, wenn du a mitkammſt, Manhaſcht. Und du, Waſtei, muaßt ſelbſtverſtändlich dabei ſein. B'hüat enk Gott — guate Nacht", ſagte er und drückte beiden herzlich die Hände. —

XXIII.

Die Jahre vergingen. Die bekehrten Manharter gaben zu keinerlei Klagen Anlaß. Sie lebten ruhig und friedlich in ihren Häuſern und hielten mit den Nachbarn gute Freundſchaft. Ihr ſtrenges Pflichtbewußtſein und ihr Gehorſamswille hatten mit allen Zweifeln aufgeräumt.

Hagleitner, der noch immer in Niederöſterreich lebte, bot ſich dem Erzbiſchofe in Salzburg zur Bekehrung der wenigen noch hartnäckigen Manharter an. Man gab ihm aber deutlich zu verſtehen, daß er ſich für dieſe ernſte und heikle Aufgabe nicht eigne.

Sebaſtian Manzl, der Manhart, lebte ſtill und zufrieden noch manches Jahr. Seine ruhige Heiterkeit, ſeine ausgleichende Güte, machten ihn zum Liebling aller. Er beſchönigte niemals ſeinen Irrtum, bekannte und bereute vor jedermann offenherzig ſeine Fehler und folgte in allem dem Ausſpruche des großen Apoſtels, der geſagt hat: Kindlein liebet einander.

Im Jahre 1841 wurde der Manhart ernſtlich krank. Geduldig und ergeben ertrug er ſein Leiden und ſcheuchte durch ſeine nie verſiegende Heiterkeit auch die Sorgen aus dem Herzen ſeines ihn treu und aufopfernd pflegenden Weibes. Gern unterhielt er ſich mit den Prieſtern über religiöſe Fragen. Und mancher junge geiſtliche Herr wunderte ſich über die Herzensbildung und die große Beleſenheit dieſes äußerlich ſo einfachen, beſcheidenen Mannes.

„Es iſt all's Gott's Wüi g'weſ'n a ſoſ'n", ſagte er oft. „Zeaſcht ſeind mier a ſo lang irr ganga, hab'n ſovl

g'litt'n z'weg'n inſan eingebildet'n Recht, ſeind verachtet und verfolgt wor'n; hab'n allweil zweif'lt und ins nix ſag'n laſſ'n von dena, dö dazua beruf'n g'weſ'n ſeind. Hab'n Schädel aufg'ſetzt und ſeind nia nit z'fried'n g'weſ'n, eh mier nit 'n Papſt ſelba hab'n frag'n könnan. Aba nacha, nacha hab'n mier's vaſtand'n, daß nix andas gilt als die Liab, die wahre Menſchenliab. Ja, zweif'l'n und bockig ſein, daſſ'n nutzt nix, — nur Vertrauen und Glauben bringt Frieden und Ruah. Und, wenn mier der Herrgott no hundaſcht Jahr ſchenk'n tat, — wie wöit i's in die Wöit außiſchrein: ‚Der Zweifel iſt der erſte Schritt ins Verderben.' Nacha geht's allweil abwärts und d'Seel findet koa Ruah mehr. Tauſend Foltageiſter plagens Tag und Nacht. Und 's G'müat weaſcht finſta und aller Freud Feind. — Ja, i hab ſchwere Zeit'n mitg'macht. Und bin woll ſelba Schuld dran. Mei Wunſch iſt der, daß dös hiatzige G'ſchlecht glücklicha und ruhiga leb'n kann. So glückli, wie i hiatzt bin."

Nach kurzem Krankenlager gab der Manhart ſeine Seele, die ſoviel und ſchwer gelitten hatte, ſeinem Herrn und Schöpfer zurück. Wohl ſelten hat das kleine, liebliche Weſtendorf ſoviel Trauergäſte geſehen, wie an dem Morgen, an dem man den Manhart zu Grabe trug. Von fern und nah waren die Leute herbeigeeilt, um dem guten Waſt den letzten Liebesdienſt auf Erden zu erweiſen.

Sein Freund und treueſter Anhänger Thomas Mair war ganz erblindet und ließ ſich zum offenen Grabe führen. Schmerzlich bewegt ſprengte der nun auch ſtiller gewordene, einſt ſo leidenſchaftliche Mann das geweihte Waſſer über den Sarg und ſtammelte unter Tränen: „Waſt, du haſt's erreicht. Richt mier a guat's Platzl da ob'n — i bin a ſcho g'richt'."

Annl überlebte ihren Gatten um einige Jahre. Nun ruht auch ſie neben den irdiſchen Überreſten ihres Man-

nes an der Kirchenmauer. Sargähnlich wölben ſich die Grabdecken über der beiden Ruheſtätte. Ein einfaches Kreuz ſteht inmitten des Doppelgrabes.

Wie oft ſtehen nun Väter und Mütter an dieſen Gräbern und erzählen ihren Kindern vom Manhart und ſeinen Anhängern, von ihren Kämpfen und Leiden, Zweifeln und Seelennöten! Und wie ſie endlich erlöſt wurden von ihrer Qual, befreit von allem Irrtum, und den Frieden wiederfanden durch die einzige Macht und Gewalt der Erde, die Glück und Frieden geben kann, weil ſie vom Himmel kommt: der wahren Menſchenliebe und ſelbſtloſen Güte, die verſteht und verzeiht, wo der kalte, unbrüderliche Menſchengeiſt verdammt hat. — — —

Thomas Mair verbrachte ſeinen Lebensabend bei ſeinem Schwiegerſohne in Weſtendorf. In einem netten kleinen Häuschen, etwas außerhalb des Dorfes, lebte er heiter und zufrieden. Er vergnügte ſich am Spiele mit ſeinen Enkelkindern und freute ſich jedesmal, wenn jemand zu ihm „in Hoangaſcht“ kam. Er glaubte feſt und beſtimmt, daß der Weltuntergang nicht mehr ferne ſei, und ſeine Frömmigkeit erbaute die ganze Gemeinde. Zeit ſeines Lebens blieb er ein geſprächiger, an allem intereſſierter Mann. Wenn er von ſeinen Erlebniſſen in Rom ſprach, lauſchten alle gerne ſeinen Schilderungen.

Schmerzlich empfand er den Verluſt der päpſtlichen Geſchenke, die bei der Verteilung an ihn gefallen waren und im Jahre 1843 bei einem Brande vernichtet wurden. Nur eine Medaille aus Silber, die er noch aus der Aſche herausgraben konnte, war ihm geblieben. Von dieſer trennte er ſich nicht mehr.

Im Jahre 1849 iſt auch dieſer Mann, dem ein ſo ſtürmiſches Leben beſchieden geweſen war, in den ewigen Frieden eingegangen.

Der Korb mit den römiſchen Geſchenken des Manhart ging an deſſen Nachbarn über. Noch heute wird er dort am Fronleichnamstage vor dem Hauſe aufgeſtellt und davor ein Evangelium geſungen. Die ganze Gemeinde iſt ſtolz auf dieſen Schatz und hütet ihn mit Liebe und Sorgfalt.

Quellenangabe.

1. Chronik der Manharter im Hofe Obermanhart zu Weſtendorf.

2. Aufzeichnungen der Vikare Wißbaur und Steinberger von Weſtendorf, zur Verfügung geſtellt vom Hwſt. Herrn Prälaten Dr. S. Widauer, Profeſſor an der theologiſchen Fakultät in Salzburg. (Gebürtiger Weſtendorfer, geſtorben vor einigen Jahren.)

3. Mündliche Überlieferung in der Familie Entleitner (Innsbruck-Weſtendorf).

4. Mitteilungen durch Jakob Feichtner, Schuſterbauer in Weſtendorf-Holzham, auf Grund mündlicher Überlieferung. †

5. Profeſſor Alois Flir: Die Manharter. Ein Beitrag zur Geſchichte Tirols im 19. Jahrhundert. Innsbruck, 1852.